

## Bruchsal – oder von der Gegenwart der Geschichte

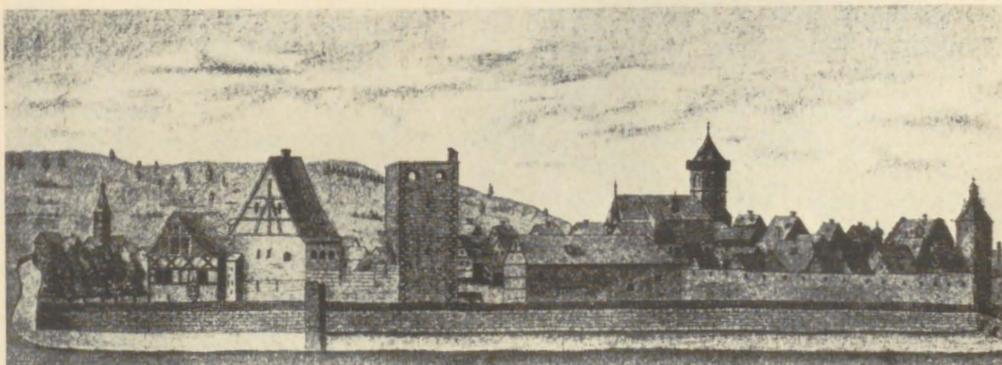
Otto B. Roegele, München

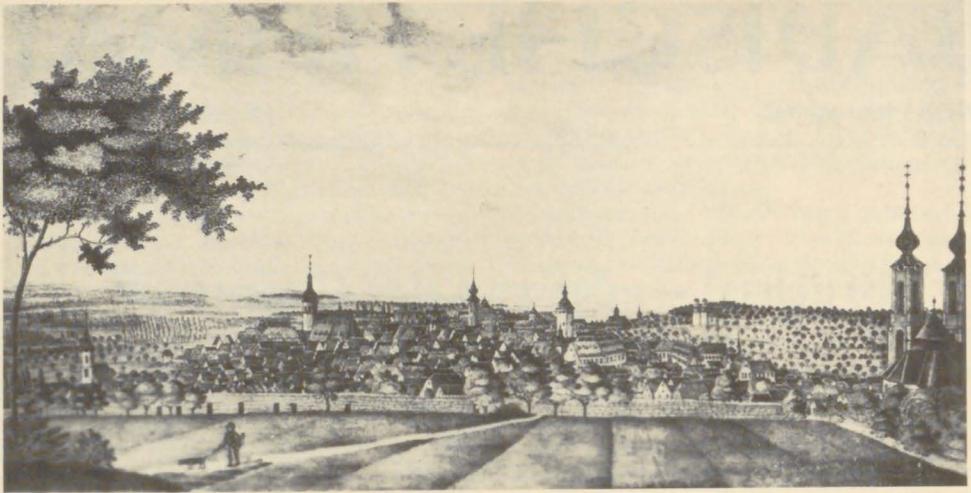
„Was Sie von Bruchsal melden, gibt doch ein ganz anderes Bild, als ich mir vorstellte. Solche alte Bischofsstädte und geistliche Residenzen haben sonst neben einer gewissen Bodenlosigkeit doch auch Traditionen von einer heiteren Anmut des täglichen Gehabens . . .“ Mit diesen Sätzen antwortete Jacob Burckhardt in einem Brief vom 23. Dezember 1871 auf die Schilderung, die sein Freund und Wandergenosse Friedrich von Preen, der im Spätjahr 1869 als Oberamtmann nach Bruchsal versetzt worden war, von seinem neuen Wirkungskreis geliefert hatte. Preens Briefe sind nicht auf uns gekommen, aber aus der Antwort des Baseler Freundes können wir schließen, daß der hoch-

gebildete, von Burckhardt als Beobachter des politischen Geschehens wie als Partner im philosophisch-humanistischen Gespräch sehr geschätzte Jurist aus mecklenburgischem Adel über Bruchsal überwiegend freundlich berichtet hat.

Wir sind heute wieder hellhöriger geworden für solche Stimmen, die nicht das gängige Lied von der Langweiligkeit der Provinz um eine Strophe vermehren (wie Victor von Scheffel es mit Bruchsal getan hat), sondern die gegenläufige, im Jahrhundert des Fortschrittsglaubens „nonkonformistische“ Position zum Ausdruck bringen. Wir haben erfahren, daß die großen Städte das Leben nicht nur bereichern, be-

*Bruchsal nach den beiden großen Bränden von 1676.*





*Bruchsal gegen Ende der fürstbischöflichen Zeit um 1790.*

schleunigen und steigern, sondern es auch verzehren und auslaugen können. Indem die Metropolen aus dem bengalischen Licht der Überschätzung herausstraten, wurden unsere Blicke wieder frei für den Reichtum, der in der Vielfalt, der Eigenart und dem Beharrungsvermögen der Kleinstädte liegt. Bruchsal ist trotz schwerster Kriegszerstörung und mancher Wiederaufbausünde noch immer ein Stadtorganismus, dessen geschichtliches Werden an der gegenwärtigen Gestalt erkennbar ist:

Da gibt es erstens die mittelalterliche Stadt, eingeschlossen in den Mauerring mit seinen Toren und Türmen, die Stadt der Handwerker, der Gewerbetreibenden, der Bürger rund um die Stadtkirche und den Marktplatz, erweitert durch die – gleichfalls durch Mauern gesicherten – Vorstädte entlang den Straßen nach Heildelsheim und nach Grombach. Auch das Alte Schloß mit Bergfried und eigener Befestigung gehört dazu.

Im Norden der mittelalterlichen Stadt schließt sich die „Residenzvorstadt“ an, der graziös komponierte Komplex der zwei Dutzend Einzelbauwerke des fürstbischöflichen Schlosses, dem ihr Gründer, Kardinal Schönborn, gerne den Namen Damiansburg mit auf den Weg ge-

geben hätte. Noch heute dominieren hier die Formen des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts; noch heute überwiegen Beamte, Mittelstand, „bürgerliche Familien“ in der Bevölkerung dieses Stadtteils, der einst „Hofstaat und Dienerschaft“ beherbergte.

Von allen Seiten umgibt diese beiden scharf abgegrenzten Kernstücke die Wohn- und Arbeitsstadt des Industriezeitalters, auch sie noch erkennbar in ihren unterschiedlichen Strukturen, die Etappen ihrer Entwicklungsgeschichte spiegeln: Im Eisenbahnzeitalter dehnte sich die Stadt von ihrem mittelalterlichen Kern aus vor allem nach Westen, zur badischen Hauptbahn hin, zum Bahnhof, in dem die Anschlüsse nach Württemberg, in die Pfalz und in den Kraichgau einen wichtigen Knotenpunkt schufen. Das Zeitalter der Autobahn verstärkte diesen Zug nach Westen noch. Industrie- und Siedlungsbauten wuchsen immer weiter in die Ebene hinaus, während Einzelwohnhäuser höher an den Hängen der Hügel hinaufkletterten, nördlich wie südlich der alten Stadt, auch der Spur der Römerstraße, der *via montana*, folgend.

Dieser doppelte Ausgriff in die Ebene und ins Hügelland läßt das Stadtbild heute viel diffuser, zerfließlicher erscheinen als in alten Tagen. Er

holt aber auch das Grün in die Stadt herein, Bäume und Gärten, privates und öffentliches Grün, und in manchem versteckten Winkel trifft man auch noch auf einen Rest bäuerlicher Landschaft.

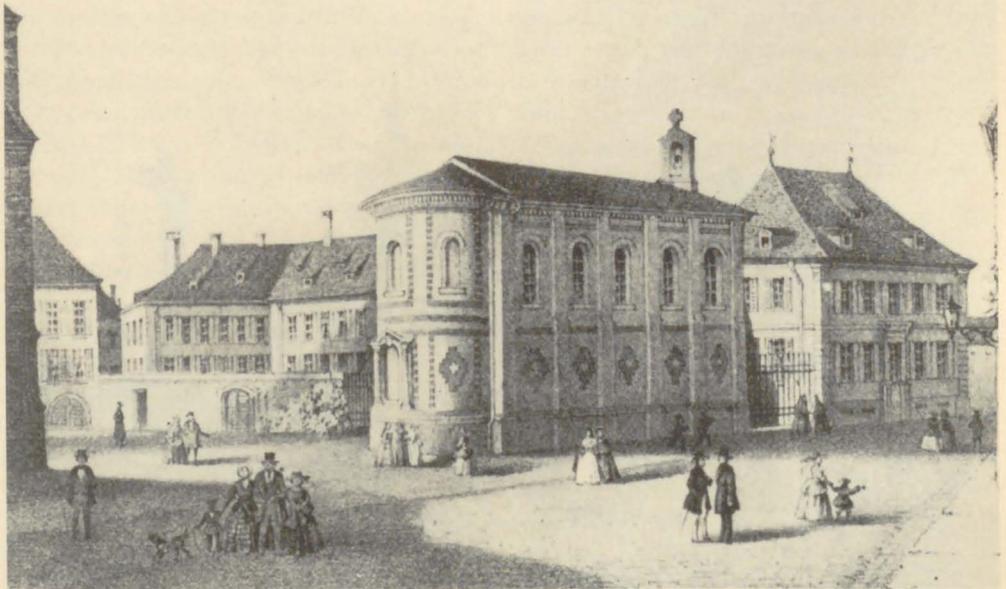
Mit der Bebauung der beiden Eckhügel, die den Ausgang des Salbachtals flankieren, hat der Mensch die ältesten Siedlungsstätten für sich zurückerobert: Auf dem Steinsberg und am Hang bei der Peterskirche hat man sich die frühgeschichtlichen Urzellen Bruchsal's vorzustellen. Erst allmählich wurde der Talgrund der Salbach (weiblich, da eigentlich Salzach) bewohnbar gemacht. Die Rheinniederung, von mehreren Flußarmen durchzogen und weithin sumpfig, mußte von Wohnung und Verkehr einst gemieden werden. Mittelalterliche Texte sprechen von „Bruchsal zwischen den Sümpfen“, und wichtige Bodenfunde legen die Annahme nahe, daß die mittelalterliche Stadt um eine Befestigung bei der heutigen Stadtkirche

herum entstand, der die Sümpfe und Wasser der Umgebung als natürlicher Schutz dienen konnten.

Dort mag auch der Königshof gelegen haben, in dem zwischen 976 und 1002 sechsmal Könige und Kaiser für ein paar Tage Hof hielten, Urkunden ausstellten, Feste feierten und Regierungsakte vollzogen. Wenn dies auch keine der großen kaiserlichen Pfalzen war, so doch eine *curtis regia*, deren Ausstattung ausreichend gewesen sein muß, um Heinrich II. und Herzog Hermann von Schwaben samt Gefolge aufzunehmen.

Die weitere Entwicklung des städtischen Gemeinwesens hatte freilich weniger mit der königlichen Gewalt zu tun als mit der Territorialherrschaft der Bischöfe von Speyer, die seit der Schenkung König Heinrichs III. an Bischof Konrad im Jahre 1056 in Stadt und Umgebung fest gegründet war. Weder die Regungen bürgerlich-freistädtischen Selbständigkeitsdranges

*Kirche der Klosterfrauen vom Heiligen Grab, rechts die ehemalige Stiftsdechanten.*



noch die blutigen Ereignisse der Bauernaufstände konnten daran etwas ändern. Die bischöflichen Landesherren blickten vielmehr umso aufmerksamer auf ihre rechtsrheinischen Besitztümer, je problematischer ihre Beziehungen zur Bürgerschaft und zum Magistrat der Stadt Speyer wurden.

Mit der Errichtung einer bischöflichen Münzstätte, mit der Übersiedlung des freiadeligen Ritterstiftes Odenheim und der Verlegung von Märkten hinter die schützenden Mauern der Stadt, mit dem Ausbau der Verkehrswege am Ende des Mittelalters wuchs Volkszahl, Wohlstand und Bedeutung Bruchsal. Der 1447 so monumental begonnene Bau des Chors der Liebfrauenkirche entspricht dem Selbstgefühl einer Bürgerschaft, die wohl weiß, daß ihr Gemeinwesen zu den namhaften Städten des Reiches zählt.

Wie es im Bruchsal der Zünfte und Bruderschaften, der bischöflichen Räte und der Stiftsherren zuzug, wissen wir ziemlich genau aus

Stadtrechtsüberlieferung und Urkunden, Reiseberichten und Akten, obwohl der Brand von 1945 zahlreiche Originale vernichtet hat. Viel blieb freilich nicht übrig von dieser bürgerlich-behägigen Welt, als die Brandschatzungen, Plünderungen, Beschießungen und Racheakte des 17. Jahrhunderts vorbei waren. Kaum 300 Einwohner gab es um 1690, etwa ein Zehntel der früheren Zahl.

Nach dem Ende der Leidenszeit, die der Dreißigjährige Krieg und die Feldzüge in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über den deutschen Südwesten verhängt hatten, mußten die geistlichen Landesfürsten erkennen, daß selbst ihr Angebot großzügigen Wiederaufbaus von Dom und Residenz die Speyerer nicht zu gewinnen vermochte. Heinrich Hartard von Rollingen zog schon 1716 in ein behagliches Wohnhaus zu Bruchsal, und als Damian Hugo von Schönborn, Kardinal der römischen Kirche, Reichsgraf und Komtur des Deutschen Ordens, kaiserlicher Gesandter und ein Regent

Die „große Brücke“ und das Obere Tor um 1800

Foto: Carl Ohler, Bruchsal





*Der Bruchsaler  
Marktplatz mit  
der Stadtkirche  
um 1830*

voll hochfliegender Pläne, den Bischofsstuhl bestieg, mußte er dieselbe Erfahrung machen. Kurz entschlossen wählte er Bruchsal für den Bau seines neuen Schlosses aus. Mit ihm beginnt das „große Jahrhundert“ der Stadt.

Die Einzigartigkeit des Bruchsaler Schlosses hat vor allem zwei Gründe: die geniale Konzeption der aus vielen voneinander getrennten Bauteilen bestehenden Gesamtanlage und die eindrucksvolle Raumfolge in der Mittelachse des Corps de Logis mit dem berühmten Treppenhaus, den Fresken des Johannes Zick und den Dekorationen von J. M. Feichtmayr. Die architektonische Gestalt ist heute wie damals zu bewundern, die Ausstattung der Haupträume wurde in einem wagemutigen, jetzt allgemein als erfolgreich anerkannten Experiment rekonstruiert. Die schweren Verluste können darüber gewiß nicht vergessen werden; aber die im Hauptgeschoß mit großem Geschick eingerichtete Barockabteilung des Badischen Landesmuseums vergegenwärtigt die Epoche in höchst einprägsamer Weise.

Die steinernen Zeugen des „großen Jahrhunderts“ künden nicht nur von einem regen künstlerischen Leben, von der Anwesenheit großer

Baumeister wie Ludwig Michael Rohrer und Balthasar Neumann, bedeutender Maler wie Cosmas Damian Asam, des Johannes und des Januarius Zick, bekannter Stukkateure, Bildhauer und Kunstschreiner; sie erinnern auch an eine Zeit blühenden geistigen und wissenschaftlichen Lebens.

Kardinal Schönborn war nicht zufrieden mit den religiösen und Bildungsverhältnissen seines Landes; er brachte die allgemeine Schulpflicht in Erinnerung, die sein Vorgänger verordnet hatte, errichtete ein Priesterseminar neben dem Schloß und kümmerte sich sehr genau um die Ausbildung seines Klerus. Aus den Geldern, die er hinterließ, konnte Fürstbischof Franz Christoph von Hutten das Gymnasium gründen, das heute noch besteht und zu Recht Schönborn-Gymnasium heißt. Namhafte Theologen konnten herangezogen werden, und als der vierte der in Bruchsal residierenden Fürstbischöfe, Schönborns Neffe August von Limburg-Stirum, den am Anfang einer glänzenden Laufbahn stehenden Johann Peter Frank zu seinem Leibarzt berief, wurde auch der Grund zu einer medizinischen Ausbildung gelegt, die von tüchtigen Nachfolgern fortgesetzt werden konnte.

Was wir über die Pflege der Musik im Bruchsal des 18. Jahrhunderts wissen, reicht hin, um den kurzen Besuch des jungen Mozart im Sommer 1763 nicht als isoliertes Ereignis, sondern im Rahmen weitreichender Beziehungen zu Komponisten, Notenstechern und Virtuosen zu sehen, die mit Schönborns römischen Aufhalten beginnen, die Wiesentheider Musikbibliothek einbeziehen und erst mit der Vertreibung des letzten Fürstbischofs durch die Truppen der Französischen Revolution zu Ende gehen.

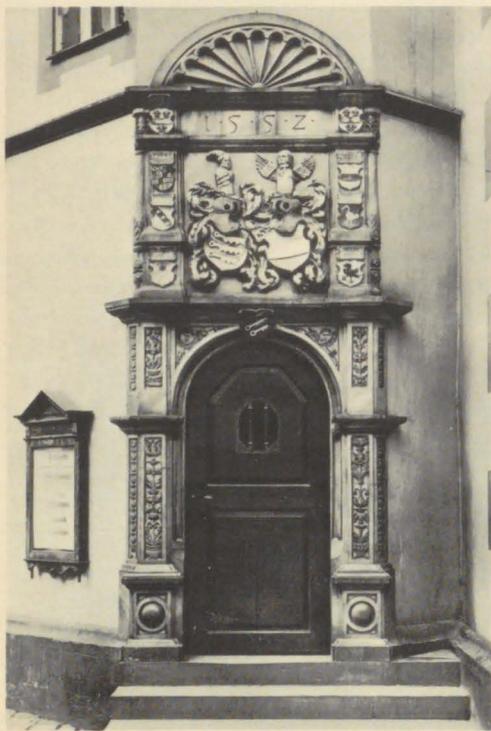
Welchen Gesamteindruck Bruchsal und der Kraichgau zu Beginn des 19. Jahrhunderts machten, wissen wir aus der denkbar unverdächtigsten Quelle. Carl Friedrich von Baden, dem nach der Säkularisation der geistlichen Fürstentümer der rechtsrheinische Besitz des Bistums Speyer zufiel, entsandte seinen Ver-

trauensmann Herzog zu einer eingehenden Berücksichtigung der Neuerwerbung. Zur eigenen Überraschung und ganz gegen seine politischen wie weltanschaulichen Vorurteile kam Herzog zu einem überaus positiven Urteil. Er nannte das Fürstentum Bruchsal die Perle unter den vielen Gebieten, die seinem Herrn zugesprochen wurden, und zwar hauptsächlich wegen der Lebensart, der überdurchschnittlichen Bildung und der ausgeglichenen Wohlhabenheit der Bewohner.

Das 19. Jahrhundert ließ Bruchsal teilhaben an den Segnungen des technischen Fortschritts, am Aufschwung der Industrie und des Handels. Die Bevölkerungszahl wuchs, allerdings nicht so stark wie in vielen anderen Städten des Landes. Als Bruchsal badisch wurde, stand es an vierter Stelle in der Rangliste der Städte. Seither haben die mächtigeren Nachbarn vieles an sich gezogen: Mannheim, Karlsruhe, Heidelberg, schließlich Stuttgart. Mit der Auflösung des Kreises Bruchsal, der in seinen Grenzen in etwa an das Territorium des rechtsrheinischen Hochstifts Speyer erinnerte, ist der letzte Schatten der alten Hauptstadtfunktion dahingeschwunden. Bruchsal hat gelernt, sich einzugliedern und sich neuen Aufgaben zu unterziehen, ohne die Erinnerung an die früher gespielte glanzvolle Rolle ganz untergehen zu lassen. Ob es sich um ein Konzert im Stirumschen Musiksaal des Schlosses oder um einen festlichen Gottesdienst in der einstigen Prokathedrale des Bistums Speyer handelt – Vergangenheit taucht wie selbstverständlich auf und bietet sich schweigend als Maßstab für Gegenwärtiges an.

Eine Stadt ohne Probleme? Keineswegs. Wer auf der Autobahn reist, bemerkt die schweren Schäden, die „zweckmäßige“ Nutzbauten der empfindlichen Silhouette der Stadt mit ihren barocken Zwiebeltürmen zugefügt haben. Wer die Landstraße benutzt, kann die Verrenkungen einer halbherzigen Verkehrspolitik in der Innenstadt und im Schloßbezirk am eigenen Leib erfahren. Noch immer gibt es keine wirklich urbane Lösung für das mitten in der Stadt liegende, für deren „Lebensqualität“ entschei-

*Eingang zum Hohenegger Hof*





*Ansicht der Stadt vom Klosterberg aus. Im Vordergrund rechts Weinberge „am Klosterberg“. Davor Gebäude des Städt. Pfründnerheims, an der Stelle des ehem. Kapuzinerklosters erbaut.*

dende Gelände des Alten Schlosses, zu dem auch die Reste der ehemaligen Frauenstrafanstalt und des Psychiatrie-Gefängnisses gehören. Die dachlose Ruine des Bergfrieds steht wie ein mahnendes Fragezeichen dort, wie lange noch? Für den Wiederaufbau von Stadt und Schloß ist rühmenswert viel getan worden, auch für die Förderung der Industrie, für Wohnsiedlungen und Schulen. Dabei wurde manches geopfert, was nicht hätte geopfert werden müssen. Selbstherrliche Architektendenkmäler wurden in Gebieten errichtet, die mehr Rücksicht verdient hätten. Doch darf man hoffen, daß die liebevoll-großzügige Wiederherstellung des Schlosses auch hierfür nicht ohne Konsequenzen bleibt. Die Bruchsaler sehen ihre Stadt seit her mit neuen, den Schönheiten der Vergangenheit gegenüber sehr aufnahmebereiten Augen. Eine zerfallende Ruine muß wohl manche bedrängende Nachbarschaft ertragen; ein farbenfroh wiedererstandenes Schloß, das sichtlich Mitte und Hauptanziehungspunkt der ganzen

Stadt ist, wirkt schon allein durch seine Respekt heischende Anwesenheit. Bruchsal kann nur gewinnen, wenn es seine Zukunft an solchen Ansprüchen mißt.

Wer in der Geschichte mehr sieht als das Gewesene, Abgetane, für immer nur hinter uns Liegende, mag gewisse Impulse künftiger Ausgestaltung auch aus der Tatsache gewinnen, daß diese Stadt niemals ein homogenes Gebilde war, niemals nur einer einzigen Schicht, Klasse oder Herrschaft zugeordnet, sondern immer mehrgestaltig und in einem deutlichen Nebeneinander organisiert. Die klare Gruppierung in unterschiedlich geprägte Stadtteile hat verhindert, daß eine konturlose Mischung entstand, ein Grau in Grau. Jeder Stadtteil besaß seinen eigenen Stil, seine eigene Lebensart, seinen eigenen Stolz (und seine eigenen Einbildungen), aber die Notwendigkeit, auf kleinem Raum und mit begrenzten Mitteln und vor allem miteinander auskommen zu müssen, verhinderte recht wirksam, daß jemand sich übernahm. Ähnliches gilt



Der „Babnschlitten“, Haus Rathausstraße (früher Judengasse)

für das Nebeneinander der Konfessionen und Religionen. Das Fehlen des jüdischen Elements, das früher im kulturellen und gesellschaftlichen Leben Bruchsal eine große Rolle spielte, ist heute schmerzlich zu spüren.

Nicht spannungsloses, aber auf Toleranz angelegtes Miteinander, nicht gesichtsloses, aber auf Zusammenarbeit angelegtes Nebeneinander – das könnte vielleicht auch eine Formel für die künftige Entwicklung der Stadt sein, für ein geistiges Klima, das es Einheimischen wie Frem-

den, Bundeswehr und Touristen, Gastarbeitern und ausländischen Besuchern angenehm macht, in dieser Stadt zu leben und zu arbeiten.

Die kleinen Städte haben es heute leichter als ihre großen Schwestern, ihre Eigenart zu bewahren, ja diese durch entsprechend kluge Präsentation erst richtig zur Geltung zu bringen, sich selbst ins rechte Licht zu rücken, indem sie hervorkehren, wodurch sie sich von anderen unterscheiden. Früher, als man die Großstädte in ihrer Bedeutung für den „Fortschritt“

so maßlos überschätzte, war es begreiflich, daß Kleinstädte sich anstrengten, möglichst großstädtisch daherzukommen. Sie putzten sich nach der jeweils neuesten Mode heraus, was in der Tat zu recht kuriosen und gelegentlich komischen Ergebnissen führte. Nachdem sich in unseren Großstädten ein international-gleichförmiger Architektur-Durchschnitt ausgebreitet hat, der die seltenen Ausnahmen umso schärfer akzentuiert, und nachdem niemand mehr in der Lage ist, beim Blick in einen neuen Straßenzug zu entscheiden, ob er sich in München, in Detroit oder in Rotterdam, in Belgrad oder in Marseille befindet, sofern nicht zufällig die Silhouette eines Bergrückens oder ein Ausschnitt der Altstadt ins Bild geraten ist – heute jedenfalls braucht keine Kleinstadt nach der größeren Schwester zu schielen und sich deren Schnittmuster für das eigene Sonntagskleid auszuborgen. Die Architektur der Millionenstädte ist weithin Konfektion geworden. Wenn die kleinen Städte ihre Reize bewahren und steigern wollen, bleibt ihnen kein anderer Weg, als zu sich selbst zu finden, mehr und mehr sie selbst zu werden.

Dazu gehört gewiß nicht bloß die Bewahrung des Alten, des überkommenen Bestandes an Baudenkmalern und Kunstwerken, seine pflegliche Behandlung, seine Einbettung in das Neue, seine Berücksichtigung bei der Gestaltung des Neuen. Aber diese Bewahrung des Alten ist eine notwendige Voraussetzung für alles Weitere.

Es ist aufschlußreich genug, daß man sich in einer fremden Stadt am ehesten zurechtfindet, wenn man den Außenring moderner Straßen, die überall gleich und gleich nichtssagend zu sein pflegen, hinter sich gebracht hat und in den Stadtkern vordringt, wo das Unregelmäßige, das Charakteristische, das Nur-hier-und-nirgendwo-sonst-Vorkommende beginnt. Dieses Eigene, Einmalige aufzugeben oder zu demonstrieren, käme einer Nivellierung gleich, die es schließlich unverständlich machen würde, daß Städte noch Namen tragen. Dann könnten sie auch mit Nummern bezeichnet werden, was



*Gasthaus zum Krokodil und Wochenmarkt*

den Vorteil hätte, daß man außer Postleitzahlen nichts mehr lernen müßte. Es ist zwar erstaunlich genug, wie leichtfertig man in unseren Tagen der Gemeinde- und Gebiets-, „Reformen“ mit überlieferten Namen umgeht und aus einfachen, übersichtlichen und eindeutigen Bezeichnungen komplizierte und mehrdeutige macht; aber auf die Idee, die Ortsnamen zu Gunsten von Zahlen ganz aufzugeben, scheint doch niemand gekommen zu sein.

Nicht nur der Name, nicht nur der Bestand an unverwechselbaren Straßenzügen und Plätzen, nicht nur die alten Bauwerke gehören zum Wichtigsten, das eine Stadt charakterisiert. Der Einheimische wie der Gast sucht auch ein „Gefühl von Stadt“, das heißt von Freiheit und Geborgenheit zugleich. Dazu gehört, daß nicht einfach alles zugemauert und verstellt ist, daß es auch Ausblicke gibt, Durchblicke, Perspektiven, Kulissen, die sich gegeneinander verschieben und Raumbeziehungen erkennen lassen. Dazu gehört, daß die Wände aus Stein hin und

wieder vom Grün der Bäume oder der subtilen Graphik winterlicher Zweige unterbrochen werden.

Dazu gehört aber noch etwas mehr, nämlich ein Ensemble von Eigenschaften der Bewohner, die man altmodisch als Tugenden bezeichnen könnte. Was Jacob Burckhardt aus den Schilderungen des Freundes herausgehört hat, nannte er „Traditionen von einer heiteren Anmut des täglichen Gehabens“ der Bruchsaler. Dergleichen läßt sich nicht organisieren und behördlich verordnen. Das muß aus dem Inneren kommen und allmählich wachsen, unbeeinflußbar ist es jedoch nicht.

„In Zeiten großer Umwälzungen ist der standfesteste Ort die Provinz.“ Reinhart Raffalt hat diesen Satz auf die Situation des untergehenden

römischen Reiches und das Überleben der antiken Kultur in Gallien, in Spanien und in der (nicht grundlos so genannten) Provence gemünzt. Daß die Umwälzungen unserer Zeit geringer wären als die damaligen, wird kaum jemand behaupten wollen. Wie steht es da mit der Provinz in unserer Gegenwart? Das unterschiedliche Stehvermögen von Metropole und Provinz läßt sich auch heute unschwer beobachten. In solchem Sinne Provinz zu sein, ist nicht das schlechteste Los für ein Gemeinwesen. Es kommt allerdings viel darauf an, daß die Bewohner dieses Los nicht bewußtlos oder widerwillig hinnehmen, sondern als eine Chance ergreifen, das Eigene zu bewerkstelligen in den Grenzen, die Natur und Geschichte gezogen haben.

# Geschichte der Grafen von Schönborn

*Wilhelm Schonath*; Pommersfelden

Der glanzvolle Wiederaufbau der ausgedehnten Schloßanlagen von Bruchsal, des großen Bau-denkmals des Kardinals Hugo Damian von Schönborn, mag Anlaß sein, der Geschichte jener Familie zu gedenken, die in drei Generationen geistlicher Fürstengestalten das Bild des rheinisch-fränkischen Barock geprägt hat. Kurfürst Lothar Franz von Schönborn pflegte sich gerne bescheiden einen „Westerwäldischen Edelmann“ zu nennen und spielte damit auf die Lahnlandschaft an, in der das Geschlecht seinen Anfang genommen hat.

## Die Anfänge

Südlich von Limburg, an der Straße über Balduinstein nach Katzenellenbogen, liegt das Dorf Schönborn, von dem die Familie den Namen führt. Im Dreißigjährigen Krieg wurde das Dorf und damit auch sein Fronhof, der Hubgericht, Zehnt und Kirchensatz besaß, zerstört und heute lassen nur mehr mächtige Stützmauern, Reste alter Scheunen und die Lage neben der Kirche die Stätte des alten Herrenhofes erschließen. Bereits 1640 war er durch Heirat an die Herren von Wonsheim gekommen. 1284 erscheint das Geschlecht erstmals mit einer Schenkung an das Prämonstratenserinnenkloster Beselich, wo auch die Grablege der Familie damals war. Erst vom 14. Jahrhundert an fließen die Quellen reichlicher, und häufiger erscheinen Glieder der Familie, die sich jetzt in vier Linien teilt, ohne daß sich der gemeinsame Stammvater ermitteln ließe.

1. Die Linie Stross in Hanstätten und in und um Hadamar begütert scheint gegen Ende des 14. Jahrhunderts wieder erloschen zu sein.
2. Städtchen und Burg Westerbürg gaben einer anderen Linie den Beinamen; ihre Glieder ge-

hörten zu den zahlreichen Burgmannen der Herren von Runkel. Dieser Zweig scheint wirtschaftlich sehr gut gestanden zu haben, waren doch Graf Johann von Nassau-Beilstein und Kloster Beselich dort verschuldet und konnte noch 1490 die Witwe des letzten dieser Linie an den Kurfürsten von Trier eine Forderung in Höhe von 2000 fl. stellen. Zu den Lehen, die diese Linie von Kurtrier erwerben konnte, gehörte Laubuseschbach südlich von Weilburg, von dem die heutigen Grafen Schönborn ausgehen. Die von den Grafen Sayn, Katzenellenbogen und Nassau rührenden Lehen wurden nach dem Aussterben dieser Linie als erledigt eingezogen. Eine 3. Linie zog von dem Stammgut Schönborn nach Hanstätten, das Nassau-Weilburg gehörte und dessen Burgsitz sie 1522–1640 innehatte. Weitere Lehen kamen von Katzenellenbogen; zu den Lehen der Abtei Bleidenstein gehörten Güter in Frauenstein bei Wiesbaden, wo noch heute der 1571 erbaute Schönbornhof steht. Als 1568 in der Grafschaft Dietz die Reformation eingeführt wurde, dürfte Hans Wilhelm von Schönborn evangelisch geworden sein; denn um diese Zeit zieht er die von der Familie 1325 für einen Katharinenaltar in der Nikolaikirche zu Hanstätten gestifteten Güter ein. Sein Sohn Philipp empfing kurpfälzische Lehen in Lorch, Kreuznach und Bassenheim. Da er kinderlos starb, erlosch mit seinem Bruder Friedrich Georg, der Domherr und Kantor in Mainz und Amtmann in Bingen war, 1640 diese Linie, und ihre Lehen fielen meist an die 4. Linie, die Freienfelder. Johann von Schönborn, der als erster dieser Linie erscheint, wird von Graf Philipp von Nassau-Saarbrücken als Burgmann für Weilburg angenommen. Derselbe Graf verpfändet ihm und seinem Sohn Burg und Dorf Freienfels. Über mehrere Gene-

rationen begegnen Glieder dieser Linie als Weilburger Burgmänner, und Freienfels bleibt bis 1687 im Besitz der Familie. Die konfessionelle Zugehörigkeit dieser Linie scheint fließend gewesen zu sein. Neben Töchtern in Klöstern und Söhnen in Domkapiteln wurden andere Glieder dieser Linie, wohl nicht nur wegen des Pfarrzwanges, in Weilburg begraben und in Eschbach getauft, die beide evangelische Pfarreien waren. Schließlich setzte sich diese Freienfeler Linie, die als einzige geblieben war, nur durch Georg von Schönborn fort. Er war mit Maria Barbara von der Leyen vermählt und schuf so jene Verbindungen mit dem rheinischen Stiftsadel, denen das Geschlecht letztlich seinen kometenhaften Aufstieg verdankte.

Als Georg von Schönborn, der Amtmann der Mainzischen Ämter Amöneburg und Neustadt war, starb, hinterließ er zwei Söhne, Johann Philipp (1605–1673) und Philipp Erwein (1607–1663). Zur Finanzierung ihrer Ausbildung verpfändeten die Vormünder den väterlichen Hof, und sie selbst mußten 1625 zum Abschluß ihres Studiums bei einem Schöffen in Montabaur nochmals ein Darlehen aufnehmen.

### Der Aufstieg

Johann Philipp entschied sich für die geistliche Laufbahn und wurde 1623 in Würzburg, 1625 in Mainz als Anwärter auf ein Kanonikat angenommen. Nach dem Besuch der Universitäten Würzburg, Orleans und Mainz fanden seine Studien 1629 an der Universität Siena ihren Abschluß und noch im gleichen Jahre erhielt er ein Kanonikat am Würzburger Domstift. 1642 wählte ihn das Würzburger Kapitel zum Nachfolger des verstorbenen Bischofs Franz von Hatzfeld. Inzwischen hatte sich das Kriegsglück wieder zuungunsten der kaiserlichen Partei geneigt und 1645 erschienen die Schweden abermals vor Würzburg. Wider alle Befürchtungen seines Kapitels ritt er ins schwedische Lager und handelte mit Königsmarck einen Kapitulationsvertrag aus. Als er 1647 auch Erzbischof und Kurfürst von Mainz geworden war,

war ihm auch das Erzkanzleramt zugefallen. Hatte er schon als Bischof von Würzburg Friedensfühler ausgestreckt, so konnte er nun mit größerem Gewicht versuchen, Friedensverhandlungen ingangzusetzen. Die im Wiesentheimer Archiv verwahrten Akten und Geheimberichte von den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück zeigen den überragenden Anteil, den der Kurfürst am Zustandekommen des Friedens hatte. Seine weitere Sorge galt der Erhaltung des noch recht gebrechlichen Friedens. In den eigenen Ländern ließ der Kurfürst vor allem die Befestigungsanlagen vergrößern und auf den modernsten Stand der Fortifikationskunst bringen, so in Mainz und Würzburg, Amöneburg bei Fritzlar und vor allem um Erfurt. Aus Furcht vor neuen Verwicklungen wegen des spanischen Erbes entschloß er sich nur zögernd für die Wahl Leopolds I. zum Nachfolger Ferdinands III. Für das Reich erstrebte er Bündnisse, in denen katholische und evangelische Reichsstände vertreten waren. Schließlich kam 1668 auf seine Initiative die sogenannte Tripple-Alliance zustande, der Großbritannien, Schweden und die Generalstaaten angehörten, ein Defensivvertrag zwischen England und Holland schloß sich an. Für die Verhandlungen standen ihm sein Staatsminister Boineburg und der durch diesen vermittelte junge Leibniz, der 1667–1672 in kurmainzischen Diensten stand, zur Verfügung. Am Hofe unseres Kurfürsten entstand auch Leibniz' Ägyptenplan, der Frankreich auf Ägypten ablenken sollte und schon eine künstliche Verbindung zwischen Rotem Meer und Nil plante. Die Korrespondenz des Kurfürsten mit persönlichen Schreiben Ludwigs XIV., Christinas von Schweden, Karls II. von England und des späteren Jakob II., Mazarins und Egmonts sowie der führenden deutschen Fürsten zeigt die Spannweite der am Hofe des Kurfürsten zusammenlaufenden politischen Fäden.

Dem wirtschaftlichen Wiederaufbau seiner eigenen Länder diente der Abbau des Verwaltungsapparates, die Wiedereröffnung des Spessarter Bergbaues und die Hebung der Rhein-



*Lothar Franz von Schönborn (1655–1729) Erzbischof und Kurfürst von Mainz und Fürstbischof von Bamberg.*  
*Öl auf Kupfer, 72 cm x 52 cm*

Hyacinth Rigand

schiffahrt durch modernere Kran- und Verladeanlagen. Es wurden Pläne erwogen, zusammen mit Kurbayern in Äquatorialamerika Kolonien zu erwerben. Der Neuaufbau der priesterlichen Erziehung, der Druck einer deutschen Bibelübersetzung, deutscher Gesangbücher für den Gottesdienst, die Herausgabe der Episteln und Evangelien in Versform und neuer Katechismen dienten der Erneuerung des religiösen und sittlichen Lebens. Musterdrucke liturgischer Bücher ermöglichten die Vereinheitlichung der Liturgie seiner Bistümer. Eine Schulbibel mit allgemeinen Sittenlehren wurde von ihm für die strenger gehandhabte Schulpflicht geschaffen. An einem Schulhaus der Zeit im eichsfeldischen Duderstadt kündigt noch heute eine Tafel, daß er auch der weiblichen Jugend den Weg zu den Musen erschloß. Als er 1673 starb, hinterließ er geordnete Staaten; Hexenprozesse, die Geißel jener Zeit, waren in ihnen abgeschafft und den Bürgern der wieder mit Mainz vereinigten Stadt Erfurt wurde ihr evangelisches Bekenntnis unangetastet belassen. Seine Sorge für die Erfurter Universität wird selbst in Schriften der DDR anerkannt. Groß war die Zahl der wieder aufbauten Kirchen. Mit der Berufung von Antonio Petri legte der Kurfürst den Anfang des barocken Sakralbaus im Würzburger und Mainzer Gebiet, in der gewaltigen Barockkathedrale von Stifs Haug fand der wirtschaftliche und kulturelle Wiederaufbau seinen künstlerischen Ausdruck.

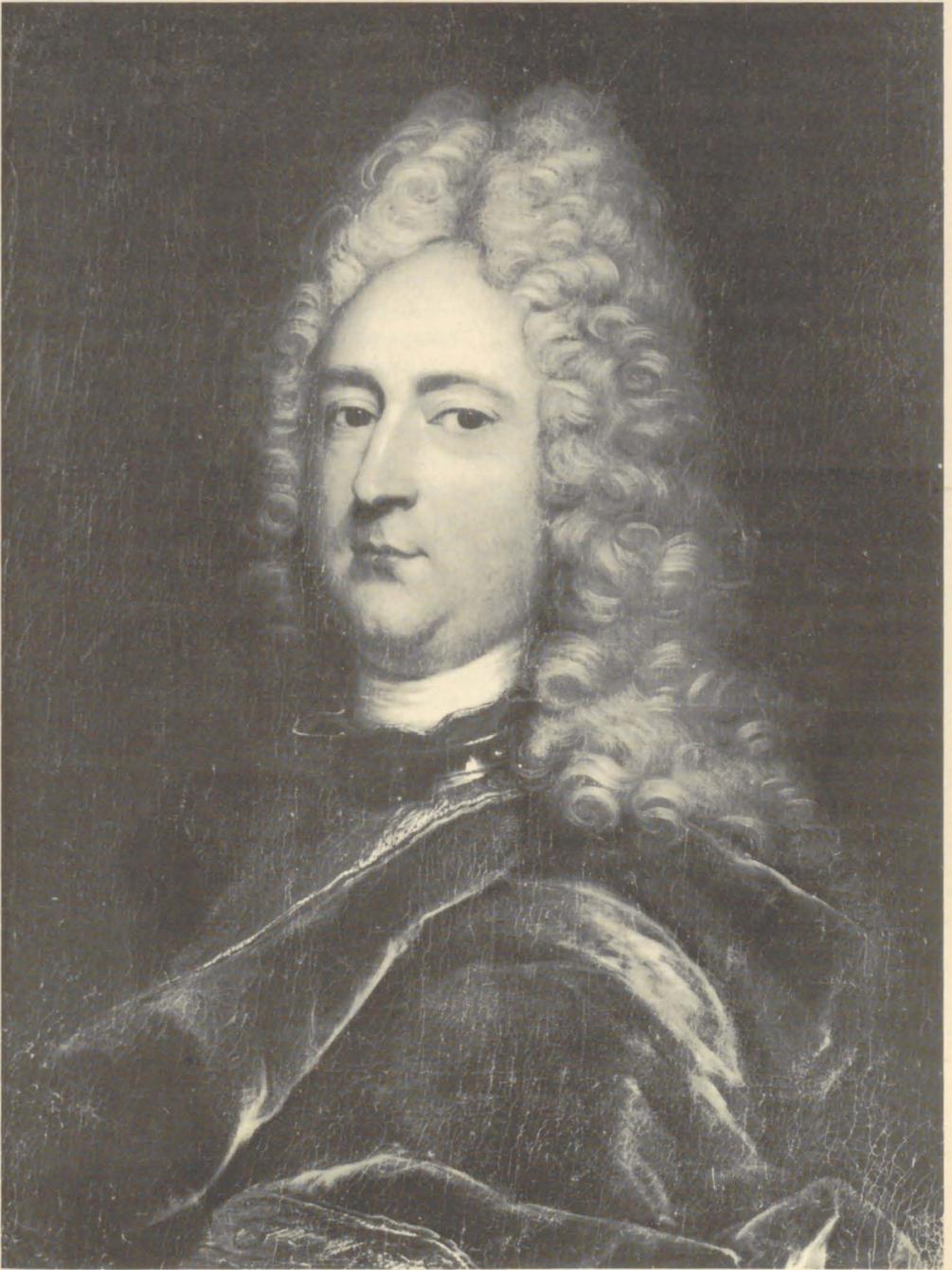
Legte Johann Philipp den Grundstock zum Ruhme des Geschlechts, so sein Bruder Philipp Erwein, der vom Bruder zum kurmainzischen Geheimrat und Amtmann von Steinheim ernannt worden war, den wirtschaftlichen Grund. Die großen Summen, die er dem Brauch der Zeit entsprechend, bei seinen Missionen erhielt, legte er in Grundbesitz an. Für die Bedürfnisse der Heere brachte er den darniederliegenden Erzbergbau im Spessart wieder in Betrieb, womit er zusammen mit Johann von Heppenheim belehnt worden war. Glaskolben und Elektriziermaschine in der Pommersfelder Bibliothek zeugen noch heute von seinem

technischen Interesse. Mit dem pfälzischen Kurfürsten Karl Ludwig wechselte er Briefe über die Verbesserung von Hochöfen und Windmotoren. Ihm gelang es, an zwei Punkten einen größeren Güterkomplex zu erwerben. Der eine liegt um Volkach, wo er 1641 das Gut Oetershausen von den Eichters erwirbt, dem aus gleichem Besitz 1650 Schloß und Dorf Gaibach, 1667 der Strehlhof folgt. Ein zweiter Komplex, der wohl zu einem Schönbornschen Territorium ausgebaut werden sollte, entstand um Aschaffenburg, wo er 1648 Schloß und Gut Weiler mit einem großen Waldbesitz um Waldmichelbach erwarb und 1659 aus dem Mainzer Lehenverband lösen konnte. 1661 erkaufte er die bedeutende Herrschaft Heusenstamm (Kreis Offenbach). 1666 von Mainz ihm verpfändete Gebiete mit dem Landgericht Krombach wurden 1682 von Mainz wieder eingelöst. Kaiser Leopold I. erhob ihn und seine Nachkommen 1663 in den Reichsfreiherrenstand, und im gleichen Jahr erhielt die Familie das Erbschenkenamt im Kurstaat Mainz und das Erbtruchsessenamts des Hochstiftes Würzburg. Als Philipp Erwein 1668 starb, hatte die Familie einen bedeutenden Besitzstand erreicht und sich in Aschaffenburg eine kleine Residenz, den Schönborner Hof, erbaut.

Von seinen 17 Kindern setzte Melchior Friedrich (1644–1717), der mit einer Tochter des ehemaligen Mainzischen Staatsministers Boineburg verheiratet war, die Stammreihe fort. Er war Inhaber mehrerer Mainzischer Hofämter, kaiserlicher Geheimrat und Kämmerer sowie Reichshofrat. Nachdem er schon 1671 mit der Ruine Reichelsberg (Lkr. Ochsenfurt) Sitz und Stimme im fränkischen Grafenkollegium erworben hatte, verließ ihm und seinen Nachkommen Kaiser Leopold I. 1701 den Reichsgrafenstand.

### Zenit des Glanzes

Unter Lothar Franz von Schönborn (1655–1729), dem jüngsten seiner Geschwister, erreichte das Geschlecht den Zenit seines Glanzes.



*Anselm Franz Graf von Schönborn (1681–1726) Kaiserlicher General*

Öl auf Leinwand, 74 cm x 59 cm

zes. Mit 34 Jahren wurde er Präsident der Bamberger Hofkammer, erst 38jährig Fürstbischof von Bamberg und Mitdirektor des fränkischen Reichskreises, mit 40 Jahren Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Erzkanzler des Reiches. Für seine beiden geistlichen Staaten war er bestrebt, die Verwaltung zu straffen und zu modernisieren und durch eine gezieltere Nutzung der gegebenen Möglichkeiten, eine gerechtere Verteilung der Steuerlast und eine vorausschauende Finanzplanung die Staatsfinanzen so zu ordnen, daß alte Staatsschulden abgetragen werden konnten und sie darüber hinaus in der Lage waren, den Anforderungen einer Modernisierung des Handels- und Verkehrswesens, des Bildungswesens und der sozialen Anforderungen gerecht zu werden. In Verträgen mit Kurpfalz, Hessen-Darmstadt und Hanau wurden für Kurmainz Grenzstreitigkeiten bereinigt, in Verhandlungen mit den Reichsritterschaften im Hochstift Bamberg strittige Rechtsverhältnisse geklärt. Als Reichsfürst versuchte er, durch Münzkonventionen der fortschreitenden Münzverschlechterung Einhalt zu gebieten. In zähem Ringen gelang es ihm, als Schutz gegen die militärische Bedrohung von Westen, ein stehendes Reichsheer zustandezubringen, dem zuerst nur Franken und Schwaben, nach einiger Zeit aber auch Bayern, Ober- und Kurrhein und für Westfalen selbst Brandenburg beitraten. Es war wohl die Krönung seiner politischen Tätigkeit, als er am 12. Oktober 1711 die Wahl Karls VI. leitete und den neuen Kaiser am 22. Dezember im Frankfurter Dom krönte, wobei sein würdiges Auftreten allgemein Bewunderung erweckte. Auf religiösem Gebiete suchte er, durch Berufung von Orden und eine bessere Ausbildung des Klerus das religiöse Leben seiner Bistümer zu heben. Der einheitlichen und würdigen Feier der Gottesdienste diente die Neuauflage liturgischer Bücher. Die vielen unter ihm in Stadt und Land neu erbauten Kirchen sollten auch der Kirche neuen Glanz verleihen. Zeugen persönlicher Frömmigkeiten sind die beiden von ihm erbauten Wallfahrtskirchen, Walldürn für Mainz und

Marienweiher für Bamberg. Die katholischen Kirchen in Hannover und Braunschweig, deren Bau nur durch seine kurfürstlichen Verbindungen möglich war, zeugen von seinem seelsorglichen Verantwortungsbewußtsein, das nicht an den Grenzen seiner Bistümer endete. Das alte Reich ist zerfallen, und das Bild der deutschen Kirche hat sich weitgehend geändert, seine Bauten aber sind geblieben als Ausdruck seiner Regierung, als Ausdruck aber vor allem seines weitgespannten Geistes und erlesenen Geschmackes.

An dem vom Vater ererbten Gaibach erprobte er die ersten Bauversuche und der dort angelegte, viel bewunderte Garten wird schon zur Vorahnung der prachtvollen Gartenanlagen der Favorite bei Mainz, die der Kurfürst von Maximilian von Welsch als Sommersitz der Mainzer Erzbischöfe erstellen ließ. Die Anlage, im Stuchwerk Kleiners erhalten, zeigt uns das erstaunliche Einfühlungsvermögen des Bauherrn in der Verbindung von Bauwerk und Umgebung und die überlegene Möglichkeit der Verarbeitung fremder Bauideen. An den Hängen des Rheins wird hier im „Theutschen Gusto“ des Kurfürsten das Vorbild Marly abgewandelt. Der Bau der Neuen Residenz in Bamberg mit den weitläufigen, sparsam gegliederten Flügeln gibt dem Domplatz seine einmalige Geschlossenheit. Das von seinem Vorgänger unfertig übernommene Schloß Seehof wird vollendet und in eine grandiose hochbarocke Gartenanlage gestellt. Über Forchheim erbaut Anselm Franz Ritter zu Grünstein die Jägersburg, deren fast klassizistische Strenge sich der Stille der umgebenden Landschaft anpaßt. Die von Welsch erbaute Waage und Statthalterei in Erfurt sollten auch durch ihre Architektur die Zugehörigkeit zum Kurstaat dokumentieren. Durch vorgestreckte Gelder und Übernahme der großen Schuldenlast teuer erkaufte, kamen 1710 beim Aussterben der Truchsesse von Pommersfelden deren Besitzungen im Erbgang an den Kurfürsten, der damit nun auch im Bambergischen den Grundstock zu einem Schönbornschen Güterkomplex legte, dem er

1725 noch das von den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach erkaufte Amt Steppach angliedern konnte. Das 1711–1718 erbaute Schloß Pommersfelden, das die Reihe der großen fränkischen barocken Schloßanlagen eröffnete, wurde die Krönung seiner Bauunternehmen. In ihm sind, verwirklicht von den großen Architekten der Zeit – Johann Dientzenhofer, Joh. Lukas von Hildebrandt und Maximilian von Welsch –, am eindrucksvollsten die Bauideen des Kurfürsten zum Tragen gekommen. In Treppenhaus und Spiegelkabinett entstanden Räume von höchster Qualität. Mit seiner Architektur und den kostbaren Möbeln, der großen Gemäldegalerie und der Kunstkammer, den ostasiatischen Porzellanen und der Bibliothek mit erlesenen Handschriften und dem wertvollen Bücherbestand ist es eine Gesamtchau barocker Kultur und Ausdruck der weitgespannten geistigen Interessen seines Bauherrn, in dem gleichsam wie in einem Brennglas die in dem Schönbornschen Geschlecht wohnenden Kräfte zusammengebündelt wurden.

### **Auf den Bischofsstühlen von Main und Rhein**

Von den sieben Neffen des Kurfürsten wählten fünf die geistliche Laufbahn und konnten mit Ausnahme Kölns, das meist einem Wittelsbacher vorbehalten blieb, die Bischofssitze an Main und Rhein einnehmen. Als ältester wird Johann Philipp Franz (1673–1724) Bischof von Würzburg. Es wird ihm nachgerühmt, daß er meist jeden Sonntag das Hochamt im Dom zelebrierte, und obwohl nur knapp vier Jahre Bischof, konnten unter seiner Regierung 17 neuerbaute Kirchen ihre Weihe empfangen. Die Würzburger Universität fand in ihm einen wohlwollenden Landesherrn, der einen Lehrstuhl für Geschichte und einen weiteren für Mathematik stiftete und die Ausbildungsmöglichkeiten der medizinischen Fakultät durch die **Anlage** eines botanischen Gartens am **Juliuspital** und den Bau eines Anatomiegebäudes hob. **Den** namhaften Gelehrten Joh. Georg von **Eckhart**, einen Schüler von Leibniz, berief er

zum Wiederaufbau der von den Schweden zerstörten Universitätsbibliothek. Balthasar Neumann, dessen Genialität der Bischof schon früh erkannt hatte, fertigt 1719 die ersten Pläne für die Würzburger Residenz, die der bedeutendste und großartigste Schloßbau des deutschen Barock wurde. 1721 bis 1724 entsteht der Rohbau der von Welsch und Neumann entworfenen Grabkapelle der Schönborn am Dom. Daß Verbindungen allein nicht genügten, in bischöfliche Positionen gewählt zu werden, zeigen die Verhältnisse nach seinem Tode. Seine zum Absolutismus neigende Art, die nicht zuletzt in den sich überstürzenden Regierungserlassen ihren Ausdruck fand, war der Grund dafür, daß das Würzburger Kapitel weder durch die Fürsprache des Kaisers noch die des kurfürstlichen Onkels sich bewegen ließ, seinen Bruder als Nachfolger zu wählen. Erst nach der mißlichen Finanzwirtschaft seines Nachfolgers wählte das Würzburger Kapitel Friedrich Karl (1674–1746) 1729 zum Bischof von Würzburg; bereits im Januar des gleichen Jahres hatte er nach dem Tod des Oheims als dessen Koadjutor das Bamberger Bistum übernommen. Er war damals 55 Jahre alt und besaß eine ausgezeichnete Bildung, die er sich an den Universitäten Mainz und Paris, am Collegium Germanicum in Rom und vor allem auf seinen diplomatischen Reisen nach Frankreich, Polen und Schweden erworben hatte. Reiche politische Erfahrungen konnte er in den 30 Jahren seiner Wiener Tätigkeit als Reichsvizekanzler (1705–1734) sammeln, die in die Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges und des Nordischen Krieges fielen. Am Zustandekommen des Rastatter Friedens von 1714 und der Wiener Allianz von 1725 hatte er maßgeblichen Anteil. Als er 1734 das Reichsvizekanzleramt niederlegte, widmete er sich ganz den bischöflichen und landesherrlichen Aufgaben seiner beiden geistlichen Staaten. Das Ansehen seiner Bamberger Akademie hob er durch Gründung einer juristischen Fakultät, die als erste in Deutschland einen Lehrstuhl für deutsches Staatsrecht erhielt. Mit dem durch Neumann erstellten Neubau des Bamberger Prie-



*Hugo Damian Erwein Graf von Schönborn (1738–1817), kaiserl. Geheimrat und Kämmerer, regierender Graf und Herr zu Wiesentheid.*

Öl auf Leinwand, 84 cm x 70 cm

sterseminars machte er deutlich, welchen Wert er einer geordneten Seelsorge zumaß. Ihrer Vertiefung galt die Einführung der „Ewigen Anbetung“ und der Volksmissionen. Bedeutende Summen spendete er für die Betreuung katholischer Bürger im Fürstentum Bayreuth und in den nordischen Missionen Hannover, Braunschweig und Altona. Die persönliche Ausübung bischöflicher Funktionen wie Pontifikalamt, Firmung und Kircheneinweihungen war ihm eine Selbstverständlichkeit. Von den zahlreichen Kirchenbauten unter seiner Regierung seien nur Gössweinstein und Vierzehnheiligen sowie die Vollendung von Marienweiher genannt, deren reich gegliederter Turm von Michael Küchel entworfen ist, den der Fürstbischof als Neumannschüler in das bischöfliche Bauwesen aufnahm. Mit einem ansehnlichen Vermächtnis ermöglichte er den Neubau der Wallfahrtskirche Maria Limbach. Die vielen unter ihm erbauten Abteien, Klöster und Klosterkirchen zeigen, wie sich unter ihm im Gegensatz zu früheren Zeiten, die Verhältnisse zwischen Bischof und Orden ausgeglichen hatten. Als Familienaufgabe war ihm die unfertige Schönbornkapelle am Dom und die Würzburger Residenz überkommen, die er beide vollendete. Durch ihn wurde die Residenz in Architektur und Ausstattung zur höchsten Stufe des europäischen Schloßbaues geführt. Knapp zwei Jahre überlebte Friedrich Karl die Vollendung des von Neumann entworfenen Sommerschlosses Werneck, das „mustergültig die Wirtschaftsgebäude des Hofgutes mit dem Lustschloß verschmolz“ (Kreissel). Durch Prinz Eugen wurden die Verbindungen zu Lukas von Hildebrandt geknüpft, der für den Reichsvizekanzler in den österreichischen Gebieten baute. Zu seinen Bauten zählen in Wien das Schönbornpalais in der Alstergasse mit seinen Terrassengärten, der Umbau des Schönbornpalais in der Rengasse sowie die Hof- und Staatskanzlei, das heutige Bundeskanzleramt. Im Erbgang war Friedrich Karl 1711 der bedeutende Besitz der ausgestorbenen Grafen von Buchheim zugefallen mit Mühlburg, Aspersdorf und Göl-

lersdorf, wo Hildebrandt 1712–1717 Schloß Schönborn mit einer großen Orangerie erbaute; die von ihm erbaute Loretokirche ist Grabkirche der österreichischen Schönborn. Eine weitere Mehrung Schönbornschen Besitzes brachte ihm 1717 die Wolffsthsache Erbschaft mit Gut und Schloß Zeilitzheim, Gut Neuses am Sand und Streubesitz um Pommersfelden, 1718 erfolgte der Erwerb der heimgefallenen Parsberger Lehen in der Oberpfalz. Trotz der zahlreichen Bauten hinterließ er einen schuldenfreien, wohlgeordneten Staats- und Privathaushalt und hatte die Schulden von Johann Philipp Franz und vom kurfürstlichen Oheim in Millionenhöhe abgetragen. Damian Hugo (1676–1743) hatte als Germaniker in Rom studiert und hernach die Universitäten Leiden und Löwen besucht. Seit 1699 Deutschordensritter, wurde er von Kaiser Josef I. nach Hamburg gesandt, um die verworrenen Rechtsverhältnisse zu klären und die von ihm ausgehandelte Verfassung von 1711 trug seine Unterschrift. 1712 bis 1714 saß er in Otterndorf und verwaltete das vom Kaiser sequestrierte Lauenburgische Amt Hadeln, 1714 war er Präsident des Braunschweiger Kongresses, der den Nordischen Krieg beenden sollte. Auf Nomination Augusts des Starken wurde er 1713 Kardinaldiakon, 1721 Kardinalpriester. Als er 1719 das Bistum Speyer übernahm, dessen Koadjutor er seit 1716 war, lag sowohl das wirtschaftliche wie das sittlich religiöse Leben schwer darnieder. „Nur eine intensive Förderung des Wirtschaftslebens und eine gewissenhafte Finanzverwaltung, die er als Deutschordenskomtur von Altenbiesen und Hessen gelernt hatte, ermöglichten es ihm, die erheblichen Kosten für seine Bauten aufzubringen und noch 1,7 Millionen Gulden seinem Nachfolger zu hinterlassen“ (Stamer). Erst er führte im Bistum Speyer die Beschlüsse des Konzils von Trient über die Priesterausbildung durch und errichtete in Bruchsal ein Priesterseminar, aus denen Priester hervorgingen, mit denen er sein Reformwerk durchführen konnte, unterstützt von tüchtigen Lehrern, die in seinem Geiste erzogen waren. Als er sich wegen

des Neubaues einer bischöflichen Residenz in Speyer mit der Reichsstadt nicht einigen konnte, begann er 1720 in Bruchsal mit dem Bau einer weitläufigen Schloßanlage, die sich zu einer Regierungsstadt, der Damiansstadt, ausweitete. An der Planung waren Maximilian von Welsch, Anselm Franz von Ritter zu Grünstein und vor allem Balthasar Neumann beteiligt, der jenes Treppenhaus schuf, das Dehio als „Krone aller Treppenhäuser“ bezeichnete. Von einem ähnlichen Bauwillen wie seine übrigen Brüder erfüllt, beginnt er 1721 mit dem Umbau des 1675 zerstörten bischöflichen Wasserschlosses Kisslau zu einem Landsitz, dessen Kern der alte Bergfried als Treppenhaus bildet; als Architekt wird Joh. Michael Ludwig Rohrer vermutet, der dann 1723 für den Kardinal die Eremitage Waghäusel mit der von Marchini „eremitisch“ behandelten Kuppelmalerei baut. Von 1740 an wird die alte, 1689 verwüstete Pfarrkirche St. Peter als Gruftkirche der Bischöfe nach Plänen Neumanns wieder aufgebaut. Als der Kardinal 1740 auch im Bistum Konstanz, dessen Koadjutor er seit 1722 war, die Regierung übernahm, fand er ähnliche Verhältnisse wie in Speyer vor. Noch 1740 begann er nach Neumanns Plänen in Meersburg mit dem Umbau von Gessingers Neuem Bau von 1712 zum heutigen Neuen Schloß. Die wertvolle Ausstattung des Komtursitzes Alten-Biesen bei Maastricht ging beim Brand des Schlosses vor einigen Jahren verloren. In seiner hessischen Ordensballei erinnern im barocken Stil neuerbaute oder umgebaute Komtursitze an seine Tätigkeit, so in Gießen-Schiffenberg, Fritzlar, Marburg und Wetzlar. Während seine Bibliothek anscheinend weitgehend zerstreut wurde, blieb seine Sammlung wertvoller Tapiserien erhalten. Als vierter der Brüderreihe stieg Franz Georg (1682–1756) zum geistlichen Fürsten auf. Seine politische Laufbahn begann als mainzischer Ge-

sandter an der Kurie unter Clemens XI., 1711 überbrachte er im Auftrag des Kurfürstenkollegiums Karl III. von Spanien nach Barcelona die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen Kaiser. 1712 zum Reichshofrat ernannt, vertrat er 1713 bei den Friedensverhandlungen in Utrecht den fränkischen Kreis, 1717 erfolgte seine Ernennung zum kaiserlichen Geheimen Rat. Bei der Erledigung des Erzbistums Trier 1729 fiel die Wahl zum Nachfolger auf ihn, der seit 1723 Dompropst von Trier war. Mehr als andere Reichsstände erlebte er in diesen unruhigen Jahren, wie sein exponiert liegendes Bistum bei der Schwäche von Kaiser und Reich schutzlos der Übermacht Frankreichs preisgegeben war, wofür wohl die Belehnung mit dem Bistum Worms und der Fürstpropstei Ellwangen 1732 eine Entschädigung sein sollte. In seinem Trierer Kurstaat fielen die meisten seiner Bauunternehmen, deren Architekt Balthasar Neumann war, den späteren französischen Revolutionsheeren zum Opfer; darunter waren die 1748 begonnene Sommerresidenz Schönbornlust, eine Flügelanlage mit zwei Innenhöfen und großem Treppenhaus, Neumanns letzter großer Schloßbau, und das von Neumann und Seitz erweiterte Schloß Kärlich mit seinen Gartenanlagen. In Worms fiel der Bischofshof der Zerstörung anheim, an dessen Innenausstattung Neumann seit 1732 tätig war. Schon bald nach Regierungsantritt verstärkte er die Festung Ehrenbreitstein durch drei im Norden durch Neumann angelegte Vorwerke, die Schönbornwerke, und zu Füßen der Festung baute Neumann 1739 das einflügelige langgestreckte Dikasterialgebäude, auf dessen Rückseite 1744–1747 nach Neumanns Plänen die Wirtschafts- und Stallgebäude erbaut wurden. In seine Regierungszeit fiel die Vollendung der Abteikirche der dem Kurstaat inkorporierten Abtei Prüm, deren weitläufige von Neumann entworfene

---

*Rudolf Franz Erwein Graf von Schönborn (1677–1754) Kaiserl. Geheimer Rat und Ritter des Goldenen Vlies.*

Öl auf Leinwand, 235 cm x 143 cm ▶



Klostergebäude nach dem Tode Franz Georgs unvollendet liegenblieben. In Ellwangen erbaute 1739 Neumann für den Fürstpropst eine Kurie, das heutige Landgericht, und über der Stadt am Schöneberg ließ der Propst das Seminargebäude erstellen, eine Parallele zum Bruchsaler Seminarbau Hugo Damians. Ein Herzensanliegen war dem Kurfürsten der Wiederaufbau des seit 1689 als Ruine daliegenden Speyerer Domes, dessen Dechant er war. Da das Speyerer Kapitel anscheinend den Wiederaufbau vor sich herschob, erbot er sich 1737, ihn aus eigenen Mitteln ausführen zu lassen, doch kam trotzdem keine Einigung zustande. 1751 greift er das Projekt nochmals auf und spendet aus seiner Tasche 40 000 fl., zu denen noch 50 000 fl. als Vermächtnis seines Bruders Hugo Damian kamen; doch erst 1754 konnte das Abräumen der Schuttmassen beginnen, nachdem Franz Georg nochmals den Speyerer Prälaten energisch um Stellung von Fronfuhren und von Bauholz aus den bischöflichen Wäldern angegangen hatte.

Marquard Wilhelm (1683–1770) wurde Dompropst zu Bamberg und zu Eichstätt. Bamberg verdankt ihm den edlen Bau des Kapitelhauses, das 1730–1733 Neumann errichtete; in Eichstätt ließ er sich durch Gabriel de Gabrieli um 1737 den Schönborner Hof erbauen (heute Bischöfliches Palais).

Zwei weitere Söhne dieser großen Familie, die aus sieben Söhnen und sieben Töchtern bestand, wurden zu Stiftern von zwei Schönborn-Linien. Rudolf Franz Erwein (1677–1754) trat 1701 in kaiserliche Dienste und war 1713–1732 kaiserlicher Kommissar in Frankfurt und hat ähnlich wie Damian Hugo in Hamburg in langwierigen Verhandlungen wieder Ruhe und Ordnung zwischen Rat und Bürgerschaft hergestellt. 1732 wurde ihm vom Kaiser der höchste Orden des alten Reiches verliehen, der Orden vom Goldenen Vlies. Durch seine Ehe mit der Witwe des Grafen Dernbach, Maria Eleonore Charlotte geb. Gräfin von Hatzfeld-Gleichen, erwarb er für die Familie die Herrschaft Wiesentheid und mit ihr eine zweite

Stimme im fränkischen Grafenkollegium. Weitere bedeutende Besitzungen des Dernbachschen Erbes lagen in Steiermark (Arnfels und Dornegg) und Kärnten (Waldenstein). Nach dem Aussterben der Herren von Rabenstein konnte er noch deren in der Fränkischen Schweiz gelegenen Besitz erwerben; 1742 Rabeneck als Bambergisches Lehen, 1745 Rabenstein und Weiher im Kaufwege von den Bayreuther Markgrafen. War seine wirtschaftliche Lage auch keineswegs der seiner bischöflichen Brüder vergleichbar, so baute er doch seinen Wiesentheider Sitz zu einer kleinen Residenz aus. Mit der barocken Schloßanlage, der prachtvollen von Neumann entworfenen und von Marchini ausgemalten Pfarrkirche, seinem Rathaus und der Kanzleistraße mit der barocken Häuserreihe entstand ein Ortsbild, wie es andere fränkische Adelsdörfer nicht bieten. Berühmt war der Wiesentheider Garten, den sein Meister Johann David Fülcken in einem Stichwerk veröffentlichte. Seine Wiesentheider Musikbibliothek vermittelt uns noch heute ein Bild von dem reichen kulturellen Leben, das in der Barockzeit auf den Landsitzen des Adels herrschte.

Anselm Franz (1681–1726) wurde der Stifter der Heusenstammer Linie; als einziger der großen Reihe hatte er die militärische Laufbahn beschritten und wurde General der Kavallerie und Kommandierender General im Oberrheinischen Kreis. Durch seine Gemahlin Maria Theresia Gräfin von Montfort, die den Grafen um 25 Jahre überlebte, wurde auch Heusenstamm zu einer kleinen Residenz mit einer barocken Gartenanlage ausgebaut, deren Alleen bis heute erhalten blieben. Als Begräbnisstätte für diese Linie errichtete Neumann die Pfarrkirche, deren bedeutender Hochaltar von Joh. Wolfgang von der Auwera geschaffen wurde. 1764 wurde zu Ehren Kaiser Franz I. in frühklassizistischen Formen ein triumphbogenartiger Torbau errichtet. Als mit seinem Sohne Eugen Franz Erwein 1801 die Linie ausstarb, fiel deren Besitz, zu dem auch die österreichischen Besitzungen gehörten, an den Enkel Rudolf Franz Erweins,

den Grafen Hugo Damian Erwein Franz (1738–1817), der somit den Schönbornschen Gesamtbesitz in seiner Hand vereinigte. Bereits 1791 war ihm die ungarische Herrschaft Munkatsch zugesprochen worden, die Karl VI. dem Kurfürsten Lothar Franz geschenkt hatte, die aber später als Krongut eingezogen worden war. Schließlich erbte er 1794 noch nach Aussterben der Trachenbergischen Linie der Grafen Hatzfeld-Gleichen, deren böhmische Herrschaften Lukawitz, Przychowitz, Malesitz und Dlaschkowitz.

### Bürger unter Bürgern

Als die Rheinbund-Akte vom 12. Juli 1806 auch die bisher noch bestehenden Territorien der Grafen und Herren des Fränkischen Kreises den Rheinbundfürsten zusprachen, verloren auch die Grafen von Schönborn ihren Reichstand, und die Herrschaft Wiesentheid fiel an Bayern. So wurde Hugo Damian Erwein der letzte regierende Graf. Bereits 1801 hatte er Franz Philipp Josef (1768–1841) als Ältestem die österreichischen und Franz Erwein Damian Joseph (1776–1840) die reichsdeutschen Besitzungen übergeben, so daß fortan eine österreichische Linie – Schönborn = Buchheim – und eine reichsdeutsche – Schönborn = Wiesentheid – bestand. Schließlich wurde durch Übertragung der ehemals Hatzfeldschen Güter an den dritten Sohn Friedrich Karl Joseph (1781–1849) noch eine böhmische Linie gebildet. In dem Wiesentheider Schönborn Franz Erwein (Damian Joseph) lebte noch einmal die Kunstbegeisterung und die Sammelleidenschaft des Kurfürsten Lothar Franz auf. Mit dem späteren Ludwig I. in seiner Kronprinzenzeit eng befreundet, teilt er mit diesem die Begeisterung für ein einiges Deutschland und war wie dieser ein begeisterter Freund alles Schönen. In Pommersfelden vereinte er alles barocke Kunstgut der Familie, während er Gaibach durch Leo von Klenze zu einem klassizistischen Landsitz umbauen ließ. Klenze errichtete für ihn auch im

Gaibacher Park zur Erinnerung an die bayerische Verfassung von 1818 die Konstitutionssäule und einen Gartentempel, in dem die erste Schillerbüste Deutschlands aufgestellt wurde, deren Künstler Dannecker war. Ähnlich weitgestreut wie die des Kurfürsten, ist seine im Wiesentheider Archiv verwahrte Korrespondenz mit fast allen bedeutenden Künstlern seiner Zeit, ähnlich zahlreich sind auch die ihnen erteilten Aufträge. Bertel Thorwaldsen und Rudolf Schadow arbeiteten an Plastiken für den Gaibacher Park. In dem von ihm erworbenen und klassizistisch umgestalteten Schloß Reinhartshausen im Rheingau sollte seine große Sammlung klassizistischer und romantischer Maler zu einer modernen Galerie vereinigt werden. Darunter befanden sich, um nur einige Namen zu nennen, Caspar David Friedrich und Asmus Carstens, Johann Christian Reinhard und Friedrich Overbeck, Julius Schnorr von Carolsfeld und Josef Anton Koch, Josef Adam Klein und Lorenz Quaglio, Louis David und Turner. In den klassizistischen Mahagonieschränken seiner Bibliothek stehen die großen kunstgeschichtlichen Tafelwerke der Zeit in kostbare Lederbände gebunden. Leider hatte der Graf mit seiner Kunstleidenschaft die Grenzen der wirtschaftlichen Möglichkeiten weit überzogen und anders als bei Lothar Franz, wo ein Friedrich Karl die Schulden auffing und die Sammlungen vor der Zerstreuung bewahrte, mußten nach seinem Tode Reichartshausen und seine Galerie veräußert werden, ja selbst aus der Pommersfeldener Galerie kam manches Glanzstück damals auf den Markt, so Rembrandts Prophetin Hanna (heute Amsterdam, Reichsmuseum), Rubens König David (heute Frankfurt, Städel) und Dürers Muffelporträt (heute Berlin-Dahlem).

Die Würzburger Residenz mit der Schloßkirche und das Bruchsaler Schloß künden noch heute den Ruhm des Schönbornschen Geschlechtes. In Pommersfelden aber schlägt noch heute das Herz seiner Großen, wo wir neben der Architektur, die zu den Höchstleistungen ihrer Zeit gehört, in der Innenausstattung und den kost-

baren Möbeln, der Gemäldesammlung, der Kunstkammer und den Bibliotheksbeständen lebendig finden die große Vergangenheit einer Familie, von der Dehio schreiben konnte, „In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, also in der eigentlichen Blütezeit des deutschen Barock, hat die Familie Schönborn für die Baukunst mehr vollbracht als irgendein weltlicher Fürst“. Mit der großzügigen Ausleihe von Kunstschätzen zu in- und ausländischen Ausstellungen und dem Anschluß der reichen Bibliotheksbestände an den internationalen Leihverkehr, den alle zwei Jahre durchgeführten Ausstellungen moderner Kunst in Franken und den jährlichen sommerlichen Kammer- und Orchesterkonzerten des Collegium Musicum Schloß Pommersfelden, das 1958 vom derzeitigen Haupt der Familie Dr. Karl Graf von Schönborn-Wiesentheid ins Leben gerufen

wurde und der Förderung begabter junger Künstler dient, wird auch unter den heutigen Verhältnissen das kulturelle Erbe des Geschlechtes fortgeführt.

---

#### Literatur

*C. D. Vogel*, Beiträge zur älteren Genealogie und Geschichte der Grafen von Schönborn, aus den Nassauischen Archiven mitgeteilt. (Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Dritter Band. Wiesbaden 1844)

*Josef Friedrich Abert*, Vom Mäzenatentum der Schönborn (Mainfr. Hefte, Heft 8, 1950).

*Max H. von Freeden*, Kunst und Künstler am Hofe des Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn (Mainfr. Hefte, Heft 3, 1949)

*Max H. von Freeden*, Würzburgs Residenz und Fürstenhof zur Schönbornzeit (Mainfr. Hefte, Heft 1, 1948)

*Max Domarus*, Würzburger Kirchenfürsten aus dem Hause Schönborn. 1951

# Giovanni Francesco Marchini

und die Architekturmalereien des Bruchsaler Schlosses

Artur Haßler, Bruchsal

Als sich am 9. März 1720<sup>1)</sup> Kardinal Damian Hugo von Schönborn endgültig für die Verlegung seiner von den Franzosen 1689 zerstörten Speyrer Bischofspfalz in seinen rechtsrheinischen Gebietsteil, nach Bruchsal, entschloß, baute er in einem Land, das, vom Kriegsgeschehen schwer heimgesucht, kaum die Mittel für einen Residenzneubau aufbringen konnte, wie ihn sich der weitgereiste und weltgewandte Fürstbischof wohl vorstellen mochte.

So hatte er, nachdem er im November 1719 Fürstbischof auf dem Speyrer Thron wurde, sich zuerst bemüht, die Ertragslage seines kleinen Territoriums auf eine gesunde Basis zu stellen und die Verwaltung zu reorganisieren. Um Kosten zu sparen, hatte er bei seinen Bauplänen auf ein eigenes Bauamt verzichtet. Von seinem Onkel Lothar Franz, dem Erzbischof und Erzkanzler in Mainz, „lieh“ er sich den dortigen Chefarchitekten Maximilian von Welsch für seine Neubauplanung in Bruchsal aus. Von diesem stammten nun auch die Pläne für die Bruchsaler Residenz. Nachdem er die Örtlichkeit gesehen und aufgemessen hatte<sup>2)</sup>, entwarf M. v. Welsch zusammen mit D. H. von Schönborn eine reizende, aufgelockerte Gesamtanlage vor den Toren der Stadt Bruchsal, um, der Tendenz der Zeit folgend, der Enge mittelalterlicher Stadtgebilde zu entfliehen<sup>3)</sup>.

Dem Bauplan lagen sicher sowohl militärische als auch feuerpolizeiliche Überlegungen zugrunde, die der Bauherr auch in seinem Brief vom 18. Mai 1723 sehr deutlich begründete. Damian Hugo schreibt hier an seinen Bruder Franz Erwein in Wiesentheid, daß er halt in einem Gebiet baue

„. . . wo wohl täg- und stündlich Kriech – also muß auch so gebaut werden, daß wan irgendwo

ein flam aufgehet, das andere Gebey noch zu erretten . . .“<sup>4)</sup>

Damian Hugo – im Bauwesen sehr erfahren und hochgebildet – kümmerte sich um alles und jedes als sein eigenes Bauamt. Er überwacht das ganze Baugeschehen und ist sein eigener Bauleiter. Nichts entgeht ihm. Nicht nur die Planung, auch die handwerklichen Belange sind ihm ein ernstes Anliegen. Um Kosten zu sparen, bemüht er sich, die Mittel seines Landes einzusetzen und nutzbar zu machen. So läßt er außer den in Bruchsal vorhandenen Muschelkalksteinen, die er für das Rohmauerwerk einsetzt, den in der weiteren Umgebung anstehenden gelben Schilfsandstein (in Sulzfeld und Odenheim) für die Fenster- und Türgewände verwenden.

Dieser Sandstein machte ihm großen Kummer. Der in Aschaffenburg a. M. aufgewachsene Fürstbischof hatte immer noch die bedeutenden Schlösser von Mainz und Aschaffenburg im Sinne, wenn er am 13. September 1726 an seinen Oheim Lothar Franz in Mainz Bericht über sein eigenes Bauvorhaben gibt. Nachdem er sich in diesem Brief wegen seiner Eigenmächtigkeit, das Mezzaningeschoß im Bruchsaler Corps de Logis eingefügt zu haben, entschuldigt, schreibt er über die Fassadenbehandlung wörtlich: „. . . den Haustein hat man angestrichen, die farb wie der Miltenberger rothe stein oder das Schloß zu Mainz undt Aschaffenburg ist. Der Überrest ist grau undt weiß und die gleine felder gelb . . . meine sandstein seindt grau, aber nicht alle gleich, sondern viele scheckige, auch rehtliche darunter, absonderlich bey dem fliegel, so ahngestrichen ist, weillen man nach undt nach den Bruch allzeit besser gefunden.“<sup>5)</sup> Hier bereits also ließ Damian Hugo seine Bau-



*Ehrenhof des Bruchsaler Schlosses.*

Foto: Staatl. Hochbauamt Karlsruhe, Außenstelle Bruchsal

ten farbig behandeln, um ihnen ein möglichst einheitliches Gepräge zu geben. Dieser Entschluß fiel ihm leicht, zumal er sowohl die bereits oben erwähnten Bauten als auch von seinem Studienaufenthalt in Rom her die farbigen Fassadengestaltungen der Italiener kannte<sup>5</sup>). Um diese Zeit hatte der Bauherr außer den Sorgen um den Haustein bereits Kümmernisse wegen der Fassadengestaltung am Schloßhauptbau. Die Proportionen des Corps de Logis waren der Einfügung eines 2. Mezzaningeschosses halber aus ihrem Verhältnis geraten.

Der eigenmächtige Eingriff des Bauherrn hatte nicht nur der Hauptstiege wegen große Folgen. Auch die Proportionen des Hauptbaues verfälschten sich. Die Wandscheiben des Corps de Logis entbehrten der klassischen Gliederung. Aus Kostengründen verzichtete man, außer bei den senkrechten Pfeilervorlagen, auf eine

Werksteingliederung. Sicher war aber auch noch keine Entwurfslösung vorhanden. Mit seinem Berater, dem Kavalierarchitekten v. Ritter zu Groenesteyn überwarf sich Dam. Hugo, aber auch Baumeister Rohrer stand nicht mehr zur Verfügung, nur der alte Stahl überwachte noch das Baugeschehen<sup>6</sup>).

Bereits hier scheint Damian Hugo den Gedanken einer Architekturmalerei gefaßt zu haben. Der in Diensten der Familie der Schönborn stehende Norditaliener G. F. Marchini hatte nicht nur die beiden „Ruinenräume“ und den Sattelraum in Pommersfelden 1716–19 ausgemalt, sondern auch in den Jahren 1721–23 die Fassadenmalereien der Mainzer Favorite für Lothar Franz geschaffen.

Schon 1722 berichtet Lothar Franz seinem Lieblingsneffen Friedrich Carl, dem Reichs-Vizekanzler in Wien, daß er: „Allhier suche soviel

als ich kann, von meiner Favorite zu profitieren, wie ich den sagen muehs, daß sie alle täg schöner scheinet und von allen frembden eine große approbation findet“<sup>7)</sup>.

Diese Begeisterung ist sehr gut zu verstehen, wenn man die Stiche Salomon Kleiners betrachtet. Man ersieht daraus, daß die Zeitgenossen an der „illuminierung“ der Pavillons ein „höchstliches“ Vergnügen gehabt haben mußten. Marchini hat im Anschluß an die Mainzer Fassadenmalereien für Kurmainz dann den Innenraum der Walldürner Wallfahrtskirche mit Perspektivmalereien versehen.

In den Jahren 1728–30 finden wir Marchini in Wiesentheid in Frankén, wo er für den Bruder unseres Bruchsaler Schönborn, Franz Erwein, die dortige Kreuzkapelle, die Begräbniskapelle der Schönborns und die Mauritiuskirche mit Perspektivmalereien versieht. Um diese Zeit hat Damian Hugo auch bereits die Pläne B. Neumanns zur Lösung der Bruchsaler Treppenfrage

in Händen<sup>8)</sup>. Diese Pläne schickte Neumann am 2. Oktober 1728 nach Bruchsal. Mit den in diesem Schreiben erwähnten „4 Grundrissen in größerem Maße“, müssen auch Fassadenvorschläge gemacht worden sein. Schönborn ist es in dieser verfahrenen Situation bewußt geworden, daß er die verdorbenen Proportionen nur mit den Mitteln der Architekturmalerei retten konnte. Er bemühte sich um den Freskomaler und schreibt am 28. Dezember 1728 an seinen Bruder Franz Erwein in Wiesentheid: „Braucht der hr Bruder den frühling den frescomaler noch? Wohe nicht, bitte es mich zu benachrichten, auch den accordt quo ad minutißima zu melden, so der hr Bruder mit ihm hat. Ich wolte ihm hier viele und lange arbeydt geben, dan mein ganz Corps de Logis mit architektur wolte malen lassen.“<sup>9)</sup>

Mit seinem Schreiben aus Mainz vom 29. Februar 1731 bewirbt sich G. F. Marchini denn auch um die Bruchsaler Arbeiten. Er berichtet,

*Bruchsaler Schloß: Gartenfront mit den rekonstruierten Architekturmalereien Marchinis.*

Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe





Gartenfront des Corps de Logis der Bruchsaler Residenz mit dem Schloßkirchenturm B. Neumanns von 1738.  
Turmzwiebel nach Kriegszerstörung rekonstruiert.

Foto: Artur Hassler, Bruchsal

daß er mit den beiden Kirchen in Wiesentheid seine Arbeit „zur gänzlichen Perfektion gebracht und könnte wirklich anderswo bey anretendem frühling in condition treten.“<sup>10)</sup>

Schönborn läßt Marchini 1731 nach Bruchsal kommen, um von diesem die Arbeiten vorzubereiten und einleiten zu lassen. Jedoch erst am 23. Juli 1732 kommt der „Contract“ mit dem Freskomaler zustande. Es scheint, daß Marchini, der bis zu diesem Zeitpunkt ohne Vertrag in der Intrada arbeitete und lediglich freie Kost und Logis in Anspruch nehmen konnte, auf Abschluß des Vertrages drängte, denn Schönborn fügte dem Vertrag als Randnotiz hinzu: „Ich habe ihn nicht von Maintz hierher kommen lassen, sondern er hat selbst arbeydt gesucht . . . Daß ich ihm die Kost bey hof ohnsorglich zu geben befohlen, ist wahr, dan ich habe ja zuvor riß sehen müssen . . .“<sup>11)</sup>

Die Tätigkeit G. F. Marchinis in Bruchsal beschränkte sich jedoch nicht ausschließlich auf die Illuminierung der Fassaden, obwohl diese wohl den Anstoß gaben. Die Kenntnis der Freskomalereien in den Räumen von Schloß Weißenstein (Pommersfelden) und der „Beyden Kirchen“ in Wiesentheid gab dem Bauherrn Damian Hugo die Anregung, auch in seinem Bauwerk mit Hilfe des Pinsels Illusionen an die Wände zu zaubern.

Diese Technik kam dem sparsamen Bauherrn sehr entgegen, obwohl Marchini das höchste am Bruchsaler Hof bekannte Jahressalär von 700 Gulden bezog. Die Malerei war jedoch im großen und ganzen gesehen von der Schnelligkeit und dem Aufwand her am preisgünstigsten. Darüber hinaus veranlaßte der sparsame Bauherr seinen Hofkammerrat Duras, daß er den Freskomaler anhielte, seine Entwürfe an Sonn-



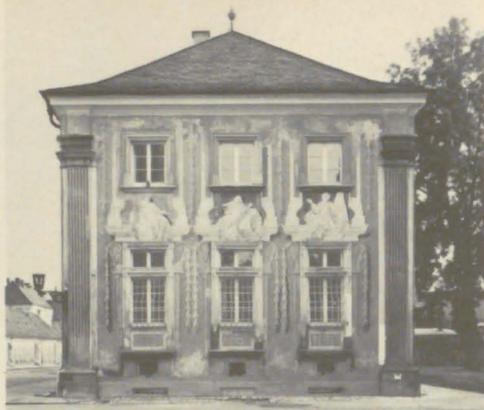
*Bruchsal: Ausschnitt aus der von Kunstmaler K. Mamminger, Röcking, 1966 geschaffenen Nachbildung des Zick-Freskos von 1752 „Damian Hugo von Schönborn aprobiert den Bauplan des Corps de Logis der Bruchsaler Schloßanlage“. Im Hintergrund das Altersportrait B. Neumanns.*

Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe



*Nebendienstdienerbau Südseite mit den von Kitschker 1911 rekonstruierten Architekturmalereien Marchinis.*

Fotos: Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe



*Nordseite der südlichen Orangerie, dem sogen. Kavaliersbau mit den von J. U. Kitschkers 1906 restaurierten und teilweise rekonstruierten Architekturmalereien G. F. Marchinis.*

und Feiertagen anzufertigen, damit er an den Wochentagen für die Ausmalung der Räume zur Verfügung stände. Der außerordentlichen Bedeutung halber sei diese Anordnung Schönborns an seinen Kammerrat im Wortlaut zitiert: „Auch hast du den Marcini fleißig zu treiben, auch dem Stahl zu sagen, daß er es tue und wolten wir nicht hoffen, daß er uns mit verfertigung des saals oben und unten, wie er uns versprochen, länger als bis den Palmsonntag aufhalten und die sach doch so machen werde, daß keine leere plätz und arbeiten bleiben, dann sonst würden wir es in die länge nicht mehr ertragen können, weilen wir wolten, daß er alsdann gleich unten in der saala terrena anfangen solte, bis wir ihm bey unserer ankunft alsdann wieder das gerüst machen laßen könnten, umb außen gegen den haubthof das corps de logis den sommer über zu malen. Treibet daher immer auf ihn, dann er will ernsthaft getrieben sein, sonst launet er erschröcklich, wie wir es hieroben gesehen haben, schreibet uns auch von zeit zu zeit, wie weit er kommen ist, und saget ihm, er solle sonn- und feyertag die riß machen, was er unten und oben, dann im saal machen wolte, damit wir es fodersambst approbiren könnten. Übri-

gens so besetzt mit dem Stahl wohl, ob an der orangerie auswendig und dem haubtbau nichts an der malerey seye ruinieret worden, und ob die farben noch recht gut überal den bestandt halten . . . Auch saget dem Stahl, daß er fodersambst ein hibsches pflaster in die sala terrena und die 2 erste neben zimmer auf jeder seyten daran aufzeichne und mir zuschicke von hibschsen sandsteinen blatten, wohe möglich zweyerley farb, weiß und rot.“<sup>12)</sup>

Von gleichem Interesse scheint der nachfolgende Brief Schönborns an Duras zu sein. Hier wiederholt er seine Anweisungen vom 10. Februar, wonach der Marchini, sobald er mit dem großen Saal fertig ist, mit der Malerei der sala terrena anfangen möge. Diese Hinweise in den beiden Briefen auf den sogenannten „großen saal“ oben belegen mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß mit diesem Saal nur der Marmorsaal gemeint sein kann<sup>13)</sup>. Die unterschiedliche Handhabung der Bezeichnung sowohl des nördlichen Verwaltungstraktes als auch des Corps de Logis als Kammerflügel hat schon Wille, aber auch Hirsch, irritiert<sup>14)</sup>.

In den seitherigen Baubeschreibungen ging die Geschichtsbetrachtung davon aus, daß die gro-

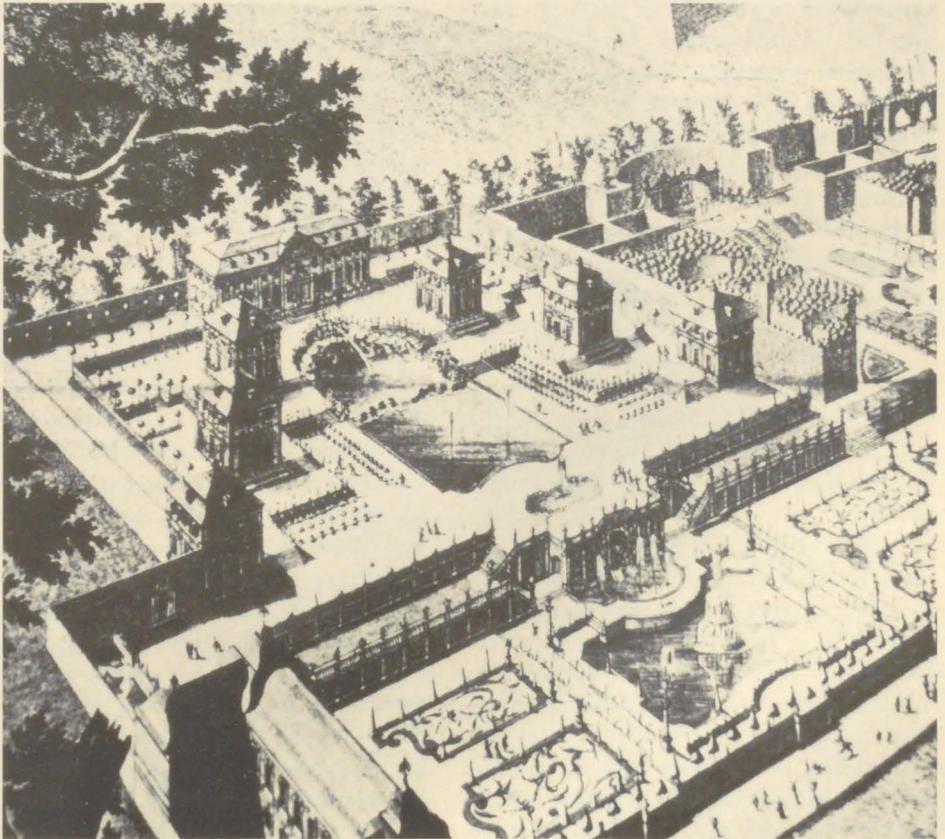
ßen Festsäle erst unter Hutten ihre Ausstattung bekamen. Dem widerspricht ganz eindeutig der Baubefund wie er sehr deutlich während der Restaurierungs- und Konservierungsmaßnahmen des Wiederaufbaues zutage trat. So zeigten die Stirnseiten des Mamorsaales Nischen, analog der gleichen Aufteilung in der sala terrena, die allerdings der Ausstattungsepoche unter Hutten zum Opfer fielen und überputzt wurden. Von der Malerei Marchinis waren keine Spuren mehr an den Wänden zu entdecken. Dafür barg der alte Bauschutt in den Gewölbewickeln des Gartensaales Putzstücke mit Freskomalereiesten und in größerer Menge Muschelschalen, die wohl einen Hinweis darstellen, warum dieser Saal in den Akten manchmal

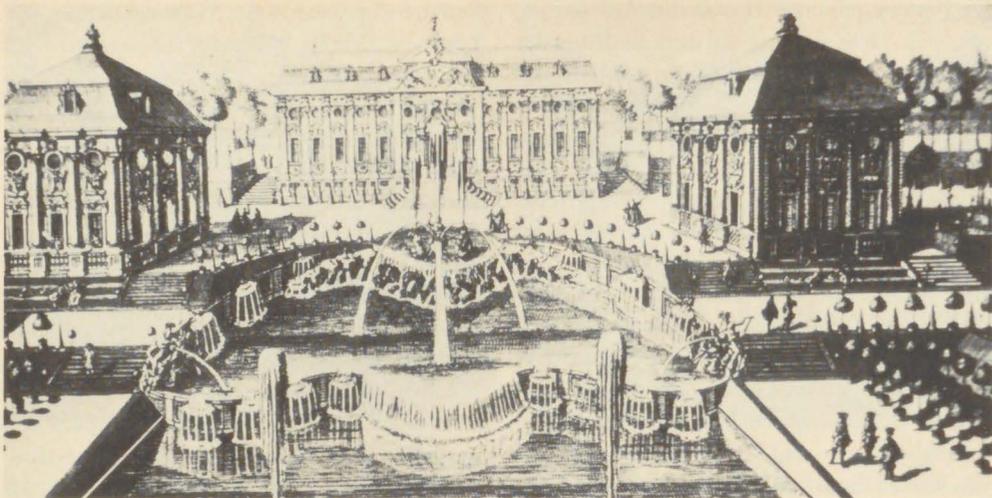
in der ersten Bauzeit als „Gartensaal“ bezeichnet wurde. Vielleicht war der Saal in seiner Erstausrüstung mit Grottierungen versehen, auf die die Muscheln einen Hinweis geben könnten. Die Ausmalung selbst stammte sicher aus Marchinis Hand.

Hutten, 1743 mit dem Tode Damian Hugos auf den Speyrer Bischofsthron gekommen, hatte die Absicht, seine Residenz bequemer und besser auszubauen und somit der Kunstauffassung seiner Zeit anzupassen. So genügten ihm die rustikalen Malereien Marchinis nicht mehr. Der Treppensaal sollte von Johannes Michael Feichtmair aus Augsburg neu stukkiert und prächtiger werden. Im Marmorsaal wurde dann die Malerei Marchinis heruntergehauen und der

Mainz, Favorite. Ausschnitt aus der Gesamtansicht, Kpst. v. S. Kleiner.

Repro: A. Hassler, Bruchsal





Mainz, Kpst. v. S. Kleiner, Favorite.

Repro: A. Hassler, Bruchsal

Saal 1754–55 in prächtigster Form zu einem neuen Höhepunkt geführt. An den Fassaden wurden mit den Anbauten der beiden Balkone sowohl auf der Ehrenhof- als auch auf der Gartenseite große bauliche Änderungen erforderlich. Es war nur zu verständlich, wenn der prachtliebende Hutten die Gelegenheit wahrnahm, auch die Fassaden neu zu fassen.

Das sehr schöne Konterfei Hutten aus der Hand Nikolaus Treus, das dieser 1764 malte, und das jetzt einen Platz im neuen Bruchsaler Schloßmuseum hat, vermittelt mit seinem Schloß im Hintergrund einen sehr schönen Eindruck dieser Fassadengestaltung der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts. Die Fassadenmalereien der Huttenzeit gingen sehr wahrscheinlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts verloren. Markgräfin Amalie, die Schwiegermutter Europas, wie sie öfters genannt wurde, hatte nach der Säkularisierung 1803 das Bruchsaler Schloß als Witwensitz zugesprochen erhalten. In dieser Zeit wurden die Malereien der Fassaden, aber auch die Freskomalereien der Innenräume, soweit sie aus der Hand Marchinis stammten, überstrichen. So sind diese sehr bedeutenden Malereien in den Erdgeschoßräumen des Mitteltraktes im Corps de Logis, die einen Höhe-

punkt der Spätphase des barocken Manierismus darstellen, bis zum Jahre 1890 unter der weißen Tünche verdeckt gewesen. Die Freilegung dieser skurrilen Malereien, die ihre Tradition in den norditalienischen Freskomalereien des Palazzo del Te. in Mantua haben, leiteten sozusagen den Beginn der Restaurierungsmaßnahme des Bruchsaler Schlosses ein. Diese große Restaurierungsmaßnahme, die zu Ende des 19. Jahrhunderts eingeleitet wurde, fand dann ihren großartigen Abschluß unter Fritz Hirsch. Das Ergebnis dieser Arbeiten konnte, zumindest was die Fassadenmalerei Marchinis angeht, jetzt den Wiederaufbau- und Restaurierungsmaßnahmen zugrunde gelegt werden.

Fritz Hirsch hat zusammen mit dem Münchener Kunstmaler Josef Marion Kitschker die Malerei Marchinis rekonstruiert. An der südl. Orangerie, dem sogen. Kavalierbau, fanden sich noch bis ins 20. Jahrhundert Reste der Marchini-Malerei. Ebenso waren an der Westfront des Kammerflügels und in den Putzflächen beider Orangeriebauten Spuren vorhanden. Hirsch berichtet, daß von den 36 Figurenkompositionen noch die Gravuren von 31 Figuren ablesbar waren. Kitschker hat mit großem Können diese figuralen Motive nachempfunden.

den. Die Rekonstruktion dieser Architekturmalereien wurden nach jahrelangen Vorarbeiten in der damals sehr empfohlenen Keim'schen Mineralfarbtechnik durchgeführt. Kein Geringerer als der berühmte Münchner Professor v. Thiersch gab mit seinem Gutachten hierbei den Ausschlag. Diese Malereien an den Orangerien haben erstaunlich gut die Zeiten überdauert, auch das Kriegsgeschehen und der Brand vom 1. März 1945 konnte ihnen nicht allzuviel anhaben. Selbstverständlich sind bei der noch ausstehenden Restaurierung Putz- und sonstige Abbauschäden zu beheben. Dies wird keine leichte Arbeit sein, zumal der Aufbau und die Zuschlagstoffe des Mörtels der Rekonstruktionszeit – hier besonders beim Nebendienst-dienerbau – aus dem Jahre 1911 einige Sorgen bereitet. Nachdem die Rekonstruktion der Architekturmalerei am Corps de Logis ein so gutes Ergebnis zeitigte, darf man aber auch hier hoffen, daß die Restaurierung dieser Malereien gelingen wird.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Rott Quellen Nr. 8

<sup>2)</sup> Rott Quellen Nr. 11

Lothar Franz avisiert seinen Obristleutnant Welsch zu: „gefälliger disposition“. Er empfiehlt aus Kostengründen, die Zeit von 8–10 Tagen nicht zu überschreiten. M. v. Welsch sollte lediglich „von dem platz Ew Lden vorhabenden residenz bau den plan aufzunehmen . . .“. Welsch galt als „prezioser“ Mann, der seine Einkünfte gerne durch Spesen aufbesserte.

<sup>3)</sup> Rott Quellen Nr. 14 u. Nr. 267

M. v. Welsch schreibt im Anschluß an den gemeinsamen Kuraufenthalt in Schlangenbad an Damian Hugo von Mainz aus am 5. September 1720: „ . . . daß seine Churf. Gnaden . . . sich erstlich sehr verwundert, daß wir so fleißig gewesen . . .“. Abgesehen von dem sehr vertrauten Ton, den Welsch gegenüber Damian Hugo gebraucht, weist diese Stelle ganz deutlich den Anteil Damian Hugos an der Planung seiner Residenz nach. Später, nach dem Eintritt Balthasar Neumanns in das Bruchsaler Baugeschehen, bestätigt auch dieser mit seinem Brief vom 30. Januar 1731 unter anderem: „Undweilen seine hochfürstliche Eminentz bey allen und in denen rißen selbstn als gnädigstes belieben

haben dabey zu sein und mit componirn . . .“. Wir müssen also dem Bauherrn ein ganz erhebliches Maß an planerischem Anteil zuschreiben.

<sup>4)</sup> Rott Quellen Nr. 67

<sup>5)</sup> Rott Quellen Nr. 134

<sup>6)</sup> Rott Quellen Nr. 134 und Hirsch I

In diesem oft zitierten Brief rechtfertigt sich Damian Hugo nicht nur wegen seiner Eigenmächtigkeit in bezug auf das eingefügte zweite Mezzanin, sondern bedankt sich auch gleichzeitig für die Unterstützung, die sein Onkel ihm gegen den Vorschlag Thomans, im Corps de Logis Verschlänge zur Behebung der Raumnot einzubauen, gewährte. Schönborn schreibt wörtlich: „Ich danke Euer chf Lbden höchlich vor die assistance gegen den facon done donnenman (!?) und seinen anhang . . .“.

F. Hirsch zitiert in „Das Bruchsaler Schloß im 19. Jhd.“, Seite 20, einen Plan, der mit der Aufschrift „Ite, 2te, 3te Hauptstock von dem Corps des Logis zu Bruchsal, wie es nach des Herrn Domans Concept solle eingerichtet werden.“ Hirsch glaubt, diesen Plan um 1753 datieren zu müssen. Dieses Datum ist auf keinen Fall zu halten. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich tatsächlich um einen Vorschlag des Mainzer Baubüros, gegen den ja Damian Hugo vom Leder zog. Dafür, daß es sich nicht um die Bauphase von 1753, sondern um die kritische Situation vor der Einfügung des 2. Mezzanin handelt, spricht die Tatsache, daß der Plan nur drei Stockwerke enthält, also die erste Planung darstellt und zum Zeitpunkt der großen Balkonumbauten von einem Verschlagenbau ja nicht mehr die Rede sein kann. Der in dem anfangs zitierten Brief zutage tretende offene Bruch gilt nicht nur dem Architekten v. Ritter zu Groenesteyn, sondern auch den übrigen „bau amanuensen“ des Mainzer Amtes. In dieser Situation sucht Schönborn, aus der verfahrenen Situation herauszukommen und überlegt, welche Lösungen überhaupt durchführbar wären. Da er für die Fassadengliederungen noch keine feste Vorstellung haben konnte, scheint er sich schon zu diesem Zeitpunkt an die Fassadenmalereien der Mainzer Favorite und der großen Möglichkeiten dieser Technik erinnert zu haben. Die Berufung Marchinis bahnt sich hier bereits an.

Der großen Bedeutung des von Hirsch erwähnten Planes wegen sei das seither unveröffentlichte Blatt hier eingefügt.

<sup>7)</sup> Quellen Fränkischer Barock Nr. 970

<sup>8)</sup> Rott Quellen Nr. 200, Wille Z.G.O. NF XIV S. 468 u. Qu. Fr. B. Nr. 1523

<sup>9)</sup> Rott Quellen Nr. 214

<sup>10)</sup> Rott Quellen Nr. 270

<sup>11)</sup> Rott Quellen Nr. 294

<sup>12)</sup> Rott Quellen Nr. 314

<sup>13)</sup> Rott Quellen Nr. 315

<sup>14)</sup> Rott Quellen Nr. 316 und Wille Z.G.O. NF XIV

S. 480. Der Saal im Kammerflügel war wahrscheinlich schon 1726 ausgemalt. Wille glaubt, diese Freskomalereien den Rastatter Malern zuschreiben zu können. (Wille S. 59)

---

*Literatur (auszugsweise):*

- 1) *Jakob Wille*: Bruchsal, Bilder aus einem geistlichen Staat des 18. Jahrhunderts. Heidelberg 1900
- 2) *Hans Rott*: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bruchsal, 1913 Tübingen
- 3) *Hans Rott (Rott Qu.)*: Bruchsal: Quellen zur Kunstgeschichte des Schlosses und der bischöflichen Residenzstadt, Heidelberg 1914
- 4) *Fritz Hirsch (I)*: Das Bruchsaler Schloß im 19. Jahrhundert, Heidelberg 1906
- 5) *Fritz Hirsch (II)*: Das Bruchsaler Schloß aus Anlaß seiner Renovation (1900–1909), Heidelberg 1910

- 6) *Anton Wetterer*: Das Bruchsaler Schloß (in Heimatblättern) 2. Auflage, Karlsruhe 1928
- 7) *Joachim Meintschel*: Studien zu Max von Welsch, Würzburg 1963
- 8) *Wolfg. Einsingbach*: Johann Max. von Welsch, Wiesbaden 1963
- 9) *Heinrich Kreisel*: Das Schloß zu Pommersfelden, München 1953
- 10) *W. J. Hofmann*: Schloß Pommersfelden, Nürnberg 1968
- 11) *W. Wenzel*: Die Gärten des Lothar Franz v. Schönborn, Berlin 1970
- 12) *O. B. Roegel*: Bruchsal, wie es war. 2. Auflage, Karlsruhe 1975
- 13) *A. Chroust, H. Hantsch, A. Scherf, M. v. Freeden*: (Qu. Fr. B.) Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken unter dem Einfluß des Hauses Schönborn. 1931–1955
- 14) *A. Hasßler*: Zeitschrift für Baden-Württemberg, Karlsruhe, Heft Nr. 1/1975

# Mozart zu Hummer, Lachs und Bärenschinken

Erinnerungen an einen Schulausflug ins Bruchsaler Schloß

*Hans Leopold Zollner, Ettlingen*

Ob es in der dritten Klasse war oder in der vierten, das kann ich heute mit dem besten Willen nicht mehr sagen, wie ich denn auch außerstande wäre, jenen Schulausflug von Anfang bis Ende, mit allem Drum und Dran zu schildern. Aber Einzelheiten, besser gesagt, Einzelbilder des Ausflugs, der dem Bruchsaler Schloß und – nach einer gehörigen Fußwanderung – dem Michelsberg bei Untergrombach galt, haben sich mir dafür umso unauslöschlicher ins Gedächtnis eingegraben. Kein Wunder übrigens, denn vor fünfzig Jahren, da war ein Schulausflug noch etwas; vor allem wenn die Eisenbahn benutzt wurde, war er ein Erlebnis eigener Art, sogar für uns Buben aus der Landeshauptstadt, die wir uns bereits als „Großstädter“ fühlten. Das Erlebnis begann schon in der Halle des Hauptbahnhofs. Um uns Hasten und Rennen, irgendwo in der Menge winkend unser Lehrer, den hier kein Pult, kein Katheder über unsere Häupter erhob. Wäre nicht sein lustiges Lachen zu hören gewesen, man hätte ihn kaum erkannt. Denn heute trug er nicht den üblichen Anzug und den hohen „Eckles-Kragen“, dafür Bundhosen und Wickelgamaschen und einen verwiterten Steinklopferhut, der uns nicht weniger imponierte als der mit allerlei Schildchen beschlagene Bergstock mit der eisernen Spitze. Doch ebenso ungewohnt waren Anblick und Aufzug der Klassenkameraden. Zwar trugen die meisten auch heute ihre Manchesterhosen, doch auch Lederhosen und solche, die aussehen, als wären sie es, waren zu sehen; ebenso abenteuerliche Kopfbedeckungen: Schildkappen, Barette, Tirolerhüte aus Stroh mit Federn, und einer hatte sogar einen alten verblichenen Südwester. Auch unter den Behältnissen für die

Vesperbrote und für die Getränke fehlte es nicht an Abwechslung. Ein paar hatten Brotbeutel umgehängt, andere trugen pralle Rucksäckchen, zwei oder drei behalfen sich mit grünen Botanisierbüchsen, und ein paar ganz Glückliche besaßen richtige Feldflaschen, aus denen sie gönnerhaft einen Schluck kalten Tee mit Zitrone oder Himbeerwasser anboten. Schließlich ging es im Gänsemarsch durch die Sperre – damals ein sorgfältig gehüteter Engpaß – vorbei am Bahnbeamten in seinem Häuschen, der jedem von uns Buben zählend auf die Schulter tippte, dieweil unser Lehrer mit dem großen Sammelfahrschein wartend danebenstand.

Viel deutlicher als dieser Gänsemarsch vorüber am mitzählenden Eisenbahner, erst recht deutlicher als die nur noch Schemen gleichenden Vorstellungen der an den Wagenfenstern vorbeigleitenden Landschaft steht das nächste Bild vor den Augen der Erinnerung. Da sammeln wir uns mit vielen anderen Schulklassen und einer Klasse großer Mädchen in einem der hohen, prächtigen Säle des Schlosses und ordnen uns wieder zu einem Gänsemarsch entlang den Marmorwänden. Alle starren hinauf zu dem riesigen Deckengemälde mit der verwirrenden Fülle von Formen und Farben, aus denen nach und nach Gestalten heraustreten, stehende, sitzende, schwebende, manche halbsbrecherisch über das Gesims liegend oder lehnend, Engel und luftige Figuren unbekannter Namen und Arten, zuletzt ein Sonnenwagen mit schimmernden Schimmeln bespannt, dahinjagend zwischen Wolken und goldenen Strahlen. Bis wir uns, so will es der munter plaudernde Schloßführer, an dem Genius festgesehen haben, der sich wie ein Turner schier in einem

Reifen ausstreckt. Allerdings ist das kein Reifen, auch kein großer Ring, wie einige meinen; der Schloßführer weiß es besser, es ist eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Und dann heißt er uns marschieren. Immer an den kühlen Marmorwänden entlang und den Blick immer fest auf die Beine jener Gestalt im Schlangenring gerichtet. Da erleben wir etwas Seltsames. Die Beine der Gestalt drehen sich immer zu uns, mögen wir stehen und gehen im großen Marmorsaal, wo immer unser Marsch entlang den Wänden auch führt. Aber es ist doch eine gemalte Figur, fest auf die Decke gemalt! Indessen, was wissen kleine Schulbuben, Dritt- oder Viertklässler vom Raffinement barocker Scheinmalerei, was vom Pozzoschen Punkt und vom Gaukelspiel der Perspektive? Für sie ist das einfach ein Wunder.

Ein Wunder, aus dem uns erst die Erklärungen des Kastellans wieder erweckten, als er uns geschickt von dem Göttermahl der Himmlischen auf die Erde zurückholte: in dem Marmorsaal, wo sich dereinst – und wie anschaulich vermochte das der kleine wusselige Mann mit Wort und Gebärde zu schildern – der Fürstbischof und seine Gäste an einer reichbesetzten festlichen Tafel ergötzen. Nur glaube keiner, er habe uns nun von fabelhaften Menus berichtet, von Pasteten, Ragouts oder Frikassees, von den Konfitüren, Konfekten und anderen Leckereien, wie sie die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts so liebte. Er machte es besser, eindrucksvoller, unvergeßlicher, als er uns mit genießerischem Zungenschmalzen erläuterte, auf diese Tafel seien natürlich keine Servelatwürstle gekommen, geschweige denn Schwartenmagen mit Senf oder Backsteinkäs. „Nein“, rief er uns zu, und er stand dabei inmitten des Saales, „nein, Ihr Buben und Mädchen, hier speiste man fürstlich, Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken!“

Fast glaube ich es ihm heute noch, wenn ich auch längst Johann Gottfried Seumes Gedichte kenne, und doch war dieses Mahl mit den bis dahin nie gehörten Delikatessen keineswegs der Gipfel der Erlebnisse, nicht der Höhepunkt des

Ausflugs – nicht einmal das glanzvollste, leuchtendste Bild in der Szenenfolge der Erinnerung. Denn noch deutlicher, noch unvergeßlicher bleibt mir das kleine Zimmer – der Herr Schloßführer sprach von einem Kabinett – das sich an Ausmaß, Pracht und Bilderschmuck beileibe nicht mit dem schimmernden Marmorsaal messen konnte, das jedoch – und mehr wüßte ich über seine Einrichtung nicht zu sagen – ein kleines Klavier enthielt. So klein, so zierlich, auf schlanken Beinen, daß es in einer Fensternische Platz fand. Der Kastellan schlug den Deckel hoch, und dann wurde seine bislang weithin hallende Stimme zu einem Säuseln.

„Auf diesem Instrument hier hat einst das Wunderkind Wolfgang Amadeus Mozart dem Fürstbischof vorgespielt, und da war er“ – fügte der Mann, der alles wußte in dem Schloß, flüsternd hinzu und blickte uns alle der Reihe nach an – „und da war der Bub erst sieben Jahre alt, noch nicht einmal so alt wie ihr!“

Er genoß unser schweigendes Staunen. Plötzlich wandte er sich an unseren Lehrer: „Wollen Sie uns nicht etwas auf diesem kleinen Hammerklavier vorspielen?“ Jetzt wurde unser Klassenlehrer glutrot, sogar seine Ohren röteten sich.

„Ich, ich“, stammelte er, und nach einem tiefen Atemzug: „Ich bin nicht würdig, auf einem Instrument zu spielen, das ein Mozart berührt hat.“

Diese bescheidene Antwort ist, wenn man so sagen kann, der Höhepunkt meiner Erinnerungen an jenen Schulausflug nach Bruchsal geblieben – eines Ausflugs, der mir wenigstens einen Abglanz von der originalen Schönheit des Schönborn-Schlusses beschert, und der mit den Weg zum Genius Mozart eröffnet hat. Unwichtig geblieben ist, daß ein Kollege unseres Lehrers sich bereit fand, auf dem Instrument eine belanglose Melodie herunterzuklimpern; nur wie ein fernes Rauschen tönen mir heute noch die Lieder, welche die Mädchenklasse – vierstimmig, wie ich meine – am Ende der Führung unter dem Deckenfresko des Fürstensaals sang; kaum vorstellbar mehr sind der weitere Wan-

derweg, das Erklettern des Michelsbergs und das Vespere im Schatten der Kapelle.

Und vollends unwichtig ist es auch, ob Mozart tatsächlich auf jenem Bruchsaler Klavier gespielt hat, ob sich in den Berichten über das Spiel des Wunderkinds Wahrheit und Dichtung wunderlich mischen wie vielleicht auch in diesen Erinnerungen an den Bruchsaler Schloßbe-

such vor fünfzig Jahren. Denn wenn ein Rondo des Meisters erklingt, die Töne in seliger Leichtigkeit dahinperlen, dann steht das Bild des Bruchsaler Schlosses ganz deutlich in alter Pracht vor mir, dann erscheint wieder mein Lehrer vor meinem Auge – der unvergeßliche, der Wolfgang Amadeus Mozart eine Huldigung erwies, wie ich sie ein zweites Mal nicht erlebt habe.

## *Die Kunst lebt*

*O daß du Schicksal  
dieses noch gabst:  
Daß du die Stube mir aufstat  
drinnen die Kunst noch lebendig.  
Wie nur hätt ich's erfahren,  
wie ein Gedicht wird,  
wie der Genius Farben und Linien,  
die Melodie in die Noten eingibt,  
wo mich die Hochflut  
verwirrender Bilder,  
zerstückelnder Wörter  
und schwirrender Töne  
täglich erdrückt, –  
wär nicht die Stunde gewesen,  
da du mich führtest  
hin zu den Freunden,  
den Meistern.*

*Hubert Baum*

# Der Kraichgau

Land zwischen Rhein und Neckar, Schwarzwald und Odenwald

*Edmund Kiehnle, Eppingen*

Die Elsenz schlängelt sich durch das Eppinger Gäu, um von dort in Umkehrung der ursprünglichen Laufrichtung zu versuchen, dem freundlichen und fruchtbaren Hügelland des Kraichgaus eine, wenn auch verschobene, Nord-Süd-Achse zu geben. Pfinz, Walzbach, Saalbach, Kraichbach, Leim- mit Waldangelbach fließen nach Westen. Während der Schwarzbach quer zur Elsenz zieht, nehmen Zaber, Lein (früher Gartach), Grundelbach und Mühlbach ihren Lauf nach Osten. So öffnet sich das wellige Land zu den begleitenden größeren Tälern des Rheins und des Neckars. Der Odenwald steht im Norden, die nördlichen Ausläufer des Schwarzwaldes begrenzen nach Süden, im Südosten ergänzt durch den zur Enz und dem mittleren Neckarbecken abschließenden Stromberg.

Das 19. Jhd. zog Eisenbahnlinien überwiegend in Ost-West-Richtung durch das Land, die Autobahn folgte mit der Europa-Straße 12 (1968 fertig). Während die Bundesbahn, die das flache Land bedienenden Strecken stillzulegen bestrebt ist und die Kraichgaubahn auf nur ein Gleis umstellte, will sie in jüngster Zeit mit der Schnellbahntrasse Stuttgart-Mannheim einen gewaltigen Diagonalschnitt durch die bislang erholungsreich gebliebene Landschaft führen. So wird in das Landschaftsbild die Gunst einer Verkehrslage eingegraben, die auch unseren Vorfahren bekannt war. Führten doch schon seit alter Zeit vorgeschichtliche Wege, Römerstraßen und mittelalterliche Handels-, Messe- und Königsstraßen durch das Land. Diese Verkehrsgunst brachte der Bevölkerung in der Vergangenheit durch viele Kriegszüge aber auch unsägliches Leid und Nachteile, und erleich-

terte in der Neuzeit das Abwandern oder das Pendeln in die Großstädte.

Gewiß sind der südostwärtige Kraichgau und das Zabergäu in der Landschaftsform verschieden, hier das gemächliche Auf und Ab der lößbedeckten fruchtbaren Hügelrücken und Muschelkalkflächen, dort die steileren Keuperformen. Indessen ist das Strombergmassiv die gewichtigere Landmarke als der Heuchelberg und die Eppinger Hardt, welche die größere Landschaft wieder in kleinere Bereiche untergliedern, ebenso wie dies die „Großen Wälder“ um das Sinsheimer Becken, der Eichelberg, der Hohwald, der Forstwald und andere tun. Damit sind wir wieder bei den eingangs aufgezählten Tälern, die im 9. und 10. Jahrhundert im Lorscher Kodex den kleineren Gauen des Gebietes ihre Namen gaben und später in der Schulgeographie der 20er Jahre zu dem Namen Enz-, Pfinz- und Kraichgauer Hügelland führten. Dehnte man Ende des Mittelalters den Begriff Kraichgau schon auf den eingangs beschriebenen Landschaftsrahmen oder sogar darüber hinaus aus, so scheint sich in der heutigen, zur Großraumbildung neigenden Zeit der Name Kraichgau für die ganze Landschaft zwischen Odenwald und Schwarzwald erneut einzubürgern. Diesen Namen erhielt die Landschaft von der nach Nordwesten strebenden Kraich (59 km lang), die wie der andere Hauptbach, die 53 km lange Elsenz aus einem See im Herzen des Hügellandes entspringt. Bezogen auf den tiefsten Punkt (112 m. ü. NN) beträgt die Höhendifferenz 364 m, die größte Ausdehnung mißt 66 km (diagonal).

Die wichtigsten Erhebungen im Innern des Hügellandes sind der Michaelsberg bei Clebronn



Vom „Kopfrain“ im Eppinger Stadtwald blickt man über das Kraichgauer Hügelland bis hinüber zum Steinsberg. Foto: E. Kiehle, Eppingen

(393,6 m ü. NN), der Steinsberg bei Sinsheim-Weiler (333,4 m), die Heuchelberger Warte (315,2 m) bei Leingarten-Großgartach, der Schlierkopf (449,6 m) zwischen Häfnerhaslach und Zaberfeld und der Otilienberg (310,4 m) bei Eppingen. Am Rande liegen der Letzenberg (244 m) bei Malsch, der Michaelsberg (294 m) bei Bruchsal-Untergrombach, der Turmberg (248 m) bei Karlsruhe-Durlach, der Burgberg (388 m) bei Lienzingen und der Baiselsberg (476,5 m) bei Sachsenheim-Hohenhaslach.

Geologisch gesehen haben wir eine einheitliche Trias-Landschaft vor uns, in die Lößplatten eingestreut sind. Im Südosten sitzt darauf die höhere Keuperschicht des bewaldeten Sandsteinblocks Stromberg-Heuchelberg-Eppinger Hardt. Zum Neckar hin begrenzt ein Lößstrei-

fen, im Norden und Süden eine Muschelkalkzone. Deutlich setzt sich die Rheinebene im Westen mit der Bruchzone (Bruhrain) ab, an die sich die Langenbrückener Jura-Senke anschließt.

Die sehr fruchtbaren, bei Regenwetter allerdings auch schmierigen Lößlehm Böden des Kraichgaus lagern über Keuper, Kalk- und Jura-felsen, lediglich mit dem Steinsberg wird diese Decke von Basalt durchbrochen. Infolge Fortschreitens der Flurbereinigung sind sumpfige Talauen kaum mehr anzutreffen. Die Keuperberge sind meist von Mischwald bedeckt. Die geologische Beschaffenheit läßt sich ablesen an den Lehmgruben der Ziegeleien und den Solequellen der Badeorte in der Randzone. Charakteristisch sind die tief eingeschnittenen, von

dichten Hecken besäumten Hohlwege und die verschiedenartig geschwungenen Rebhänge beiderseits der Zaber. Das Ganze ist wiederum „ein Bild der süddeutschen Stufenlandschaft und zeigt auf engem Raume dieselben Erscheinungen, die im fränkisch-schwäbischen Stufenland weit auseinandergerückt sind“ (Metz). Das liebliche, wellige und reich zertalte Hügelland gehört zu den klimatisch bevorzugten\*) und fruchtbaren Gebieten Deutschlands, und so konnte sich, besiedelt von einem tüchtigen Bauernstande, der innere Kraichgau zur Korn- und Kartoffelkammer Badens entwickeln, und das Zabergäu zu einem Weinkeller Württembergs. Der Ackerbau nimmt die größte Bodenfläche der fruchtbaren Landschaft ein, ohne den Wald aus dem Landschaftsbild zu verdrängen. Gute Erträge bringen der Zuckerrüben-, Getreide- und Kartoffelanbau. Verschiedene Landstriche pflegen auch Sonderkulturen und Handelsgewächse, wie den Tabakanbau, Zichorienanbau, Obstanbau und ganz besonders den Weinbau. Viele Pendler, die in die benachbarten Großstädte zur Arbeit fahren, bauen nach Feierabend zu Hause ihr eigenes „Stück“ Land an. Urkundlich ist der Weinbau nachzuweisen für Weingarten im 10. Jhd., in Bönningheim 793, in Nußloch 801, in Eichelberg 1002, im 9. Jhd. für Pfaffenhofen, 976 in Schwaigern und 985 in Eppingen. 1484 gab es im Unterland soviel Wein, daß man es sich leisten konnte, Kalk damit anzurühren. Groß ist die Zahl der Preise und Medaillen, welche die Weine aus dem Kraichgau und dem Zabergäu alljährlich erringen.

Gewerbebetriebe bildeten sich zunächst auf der Grundlage von Boden und Landwirtschaft aus: Ziegeleien, Sandsteinbrüche und Kalkwerke, Sägewerke, Brauereien, Zigarrenfabriken, Holzverarbeitende Industrie und Landmaschinenbau. An den zentralen Orten hat sich jetzt

\*) Die Meßwerte der Klimastation Eppingen (203 m) betragen für die mittlere Tagestemperatur im Januar 0,0 Grad, im Mai 13,2 Grad, im Juli 19,7 Grad, im August 17,8 Grad und im Jahresmittel 9,3 Grad, bei einer jährlichen Niederschlagsmenge von 719,1 mm.

auch eine gesunde, verarbeitende Industrie entwickelt, deren Spitzenwerke Weltruhm genießen. Als einige Standorte seien genannt: Bad Schönborn-Mingolsheim (Baggerfabrikation), Bammental (Tapeten), Brackenheim (Textilindustrie), Bretten (Herdfabriken), Bruchsal (Elektro- und Maschinenbau), Bad Rappenau (Textilien), Eppingen (hydraulische Pressen), Eschelbronn (Möbel), Oberderdingen (Elektroteile), Güglingen (Meßgeräte), Östringen (Kunstfaser) und Sinsheim (Blechwaren). Das Brutto-Inlandprodukt im alten Sinsheimer Landkreis erarbeitete das warenproduzierende Gewerbe mit 55,8% Dienstleistungen zu 19%, Land- und Forstwirtschaft mit 12,7% und Handel und Verkehr mit 12,5%. Es stand (1966) mit DM 5164,- je Kopf der Wohnbevölkerung nur wenig unter dem des alten Landkreises Heilbronn von DM 5741,-, aber beide liegen deutlich unter dem Landesdurchschnitt.

Die vielfache örtliche Besonderheiten aufweisende Mundart ist dem südrhein-fränkischen zuzurechnen, wobei je weiter nach Süden, die Sprache mit schwäbischen Lauten durchsetzt ist, und je weiter nach Norden man pfälzische Wortklänge hört.

In den großen Nachbarstädten sitzen starke Kolonien von Ausmärkern, die unter sich oder zu ihrer Heimatgemeinde mehr oder minder starken Kontakt halten.

Im Dreißigjährigen Kriege verödete das Land und manche Orte waren fast gänzlich ausgestorben. Im badischen Teil des Kraichgaus frischten Schweizer Einwanderer die Bevölkerung auf. Später kamen im württembergischen Kraichgau teil und im Zabergäu Waldenser und Piemontesen hinzu. Am Ende des 19. Jhd. erzwangen die Verhältnisse umgekehrt eine starke Auswanderungswelle nach Übersee und Rußland.

Das Land, in dem zwischen den wichtigsten südwestdeutschen Großstädten „tausend Hügel grünen“, umfaßt insgesamt eine Fläche von 1637 qkm, auf der im Jahre 1871 210277 Einwohner lebten. Wenn auch stellenweise örtlich

*Der Marktplatz  
in Bretten.*

Foto: E. Kiehle, Eppingen



die Abwanderungsverluste anhielten, (z. B. in Wollenberg minus 38% von 1870 bis 1961), so ist in den Jahren 1939 bis 1961 ein starkes Wachstum zu beobachten, wie etwa in Brackenheim (+83%), Bretten (+77%), Sinsheim (+67,5%), Eppingen (+61%) und Güglingen (+54,8%). Bis zum Jahre 1970 war die Gesamtbevölkerung auf 514 299 Personen angewachsen. Der Vertriebenen-Anteil beträgt in den alten Landkreisen Bruchsal 18,5%, Heilbronn 21,5% und Sinsheim (Elsenz) 26,2%. Heute sind im Schnitt rund 8,5% der Wohnbevölkerung Ausländer.

Die kleinsten Dörfer (jetzt Ortsteile) sind Hasselbach (bei Ehrstädt) mit 277 EW, Spielberg (am Kirbach) mit 248 EW und Sprantal (südlich von Bretten) mit 250 EW; die größte Stadt ist Bruchsal mit 27295 EW (1970). Am Rande der Ballungszentren hat sich die Einwohnerschaft verdreifacht oder gar vervierfacht. So stieg sie in Karlsruhe-Palmbach von 274 (im Jahre 1871) auf 1084 (1970) an, dagegen blieb sie bei den kleinen Orten im Binnenlande praktisch stehen, wie in Bahnbrücken (1870: 421 EW, 1970: 496 EW). Die Bevölkerungsdichte stieg in hundert Jahren von 128 EW/qkm auf 314 EW/qkm an und liegt damit deutlich über dem Landesdurchschnitt von 250,62 EW/qkm (1970).

Durch die jüngste Gemeindereform summierte sich Bruchsal auf 47 143 EW. Bad Rappenau schaffte am 23. 5. 1973 den Sprung zur Stadt (13 699 EW). Sinsheim, mit seinen Stadtteilen auf 24 301 EW angewachsen, ist seit 1. Jan. 1973 Große Kreisstadt; Bretten wurde es am 1. Jan. 1975 (22 300 EW erreicht). Und das nun (30. 7. 1974) 15 264 EW große Eppingen ist seit 1. 1. 1975 in gleicher Weise für seinen Verwaltungsraum von 20 607 EW tätig. Brackenheim rückte auf 9 991 EW auf, Schwaigern auf 8 556 EW.

Einen gewissen Flächenrekord hält Kraichtal (12 516 EW), dessen aus 9 Dörfern und Städtchen entstandene Gemarkung bei 8058 ha Fläche größer geworden ist als die Gemarkung von Ulm oder die von Pforzheim. Schmal und sehr lang erstreckt sich das neu gebildete Sachsenheim (13 463 EW), das vom Strombergkamm nahe Sternenfels sich rund 17 km weit bis in das Enztal zieht. Die meisten Orte liegen in 190 bis 240 m Höhe.

Der „homo heidelbergensis“ (etwa 500 000 Jahre alt) stammt aus Mauer im nördlichen Kraichgau. Keltische Bestandteile von Geländennamen und viele Bodenfunde, z. B. auf dem Michaelsberg oder bei Großgartach, weisen auf die reiche vor- und frühgeschichtliche Vergan-

genheit dieses alten Siedellandes hin, in dem die Römer saßen, und wo nach 496 die Alemannen den Franken weichen mußten. Zahlreiche Burgruinen und Herrenhäuser zeugen von einstigen reichsritterschaftlichen Adelssitzen und Herrschaften, die sich mehr oder weniger der Kurpfalz angeschlossen hatten oder von Württemberg eingenommen wurden.

Durch die Landbrücke zwischen Rhein und Neckar, Schwarzwald und Odenwald, zogen die Kraftlinien der europäischen Politik, weshalb ständig die Kurpfalz, das Hochstift Speyer, die Markgrafschaft Baden und das Haus Württemberg versuchten, möglichst große Teile unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Die Stauferkaiser und König Rudolf I. von Habsburg hatten eine strategisch durchdachte Städteketten durch den Kraichgau gelegt. So zeigen die vielen Kleinstädte neben ihrer örtlichen Marktfunktion den Wert, den die deutschen Könige und Kaiser und die Landesfürsten im Mittelalter diesem Durchgangsland beimäßen. Kirchlich gehörte Lauffen bis zur Reformation zu Würzburg, Bönningheim, Ochsenburg und Zaberfeld zum Bistum Speyer. Ebenso wie nördlich des Heuchelberges, besaß das Kloster Lorsch auch südlich davon Ländereien. Brakenheim, Güglingen, Nordheim, Niederhofen – um nur einige zu nennen – waren wormsisch, und erst 1785 gab das Hochstift Mainz die Herrschaft Bönningheim an Württemberg.

Heute denkt kaum mehr jemand daran, daß die badische Städtepolitik sich bis vor die Tore Stuttgarts erstreckte; vergessen ist, daß im pfälzisch-bayerischen Erbfolgekrieg das Herzogtum Württemberg im Jahre 1504 viele Orte im Zabergäu niederbrannte und die Herrschaft Sternenfels 1749 aufkaufte. Es mutet wie ein Anachronismus an, wenn 1483 Graf Eberhard im Bart den Wartturm auf dem Heuchelberg bauen ließ, um die benachbarte Reichsstadt Heilbronn zu beäugen und zum Schutze gegen den nördlichen deutschen Nachbarn den Landgraben anlegte (1483–1495), während später umgekehrt der volkstümliche „Türkenlouis“ in den gleichen benachbarten Wäldern 1695–1697

mit den „Eppinger Linien“ Südwestdeutschland vor den Franzoseneinfällen zu schützen suchte. Kein Wunder, daß auch in den Bauernkriegen und im Dreißigjährigen Krieg das Land schwer zu leiden hatte. Die vielen Katastrophen finden ihren Ausdruck unter anderem in dem Eingehen von rund 80 ehemaligen Orten (Wüstungen), und vor 30 Jahren in den Luftkriegsschäden an den Brettener Eisenbahnbrücken, den zerbombten Trümmern Bruchsal (1. 3. 1945) und den Kriegszerstörungen 1945 in Eppingen.

In Gochsheim residierte noch von 1682–1715 der württembergische Herzog Friedrich August, die markgräflich badische Festung (bis 1595) Besigheim ist nie erstürmt worden, Waldangelloch war bis 1803 württembergisch und Kürnbach bis 1905 ein badisch-hessisches Kondominium, während allein die Grafschaft Neipperg, Heilbronn und Wimpfen ihre Reichsunmittelbarkeit bis zu Napoleons Flurbereinigung halten konnten.

An Siegfrieds Heldengestalt aus dem Nibelungenlied erinnert der Brunnen in Odenheim, und zum berühmten Dr. Faust haben gleich drei Orte unmittelbaren Bezug: Helmstadt, Knittlingen und Maulbronn.

In Knittlingen baute Friedrich Hotz 1825 die erste Mundharmonika. Große Staatsmänner entsprossen der Landschaft (Bundespräsident Heuß, kurpfälzischer Kanzler Hartmann, schwedischer Vizekanzler Jakob Löffler), wie mancher Minister (Kopp im badischen, Leutze im württembergischen Teil). Neben den Namen großer Theologen (Melanchthon, Reuchlin, Chyträus, Stefan Gerlach) stehen die Namen von Wissenschaftlern (der Physiker Karolus, als erster Ausgräber von Pompeji Graf Leopold von Neipperg, Bali-Bibelübersetzer Adolf Vielhauer, die Geografen Ratzel und Metz). Die Erinnerung an die Anführer des Bauernkrieges Joß Fritz, Hans Wunderer und den Pfaffen Eisenhuth blieb im Volk lebendig, wie später die Revolutionäre Hecker und Siegel. Berühmte Gastronomen (Aschinger, Johann J. Astor) vervollständigen das Bild, und man

könnte noch eine ganze Reihe hoher geistlicher Würdenträger und Hochschullehrer anfügen. Die auf Bürgernähe abgestellte Verwaltungsreform von 1970/73 nahm wenig Rücksicht auf die Landschaft, deren Einwohnerzahl im Vergleich zu Stuttgart eine beachtliche Größe darstellt und fast so groß ist wie die von Karlsruhe und Mannheim zusammen. Sie zerteilte das von allen Seiten begehrte Land und ließ dem geschichtsträchtigen Raum keinen zentralen Verwaltungssitz mehr. Die Zuständigkeiten verteilen sich auf die am Rande gelegenen Landratsämter in Heidelberg, Karlsruhe, Pforzheim und Heilbronn. Was die Landschaft zu leisten vermag, möge an dem Beispiel der drei inneren Landstädte deutlich werden. Bretten nahm einen großen Aufschwung als Industriestandort; Sinsheim (Elsenz), vom aufgelösten Landkreis zu einem wirksamen Verwaltungszentrum ausgebaut, wächst trotz allgemeiner wirtschaftlicher Flaute weiter, und Eppingen setzte mit dem modernen großen Bildungszentrum und seiner denkmälerreichen Altstadt Maßstäbe im kulturellen Bereich. Bad Rappenau überflügelte als Badeort manchen bekannten Namen.

Lagen für Stuttgart oder gar Heilbronn das Zabergäu hinten, galt in Karlsruhe der innere Kraichgau lange als der Anfang von „Badisch-Sibirien“. Schlagzeilen wie „Die Sage schaut ins Land“ oder „Römer, Reben und Fürsten“ sind jüngsten Datums. Denn für den Naherholungsverkehr erschließt sich der Kraichgau leichter als andere Landschaften, zumal die Entfernungen zu den benachbarten Ballungszentren sehr günstig sind und Tages- oder sogar Halbtagesfahrten zulassen. Um die Erntezeit breitet sich das hügelige, vom Gold der Ähren gestreifte Land wie ein „bunter Teppich“ zu Füßen der bewaldeten Kuppen aus, im Herbst nimmt die herrliche Farbenpracht der Rebhänge und Mischwälder gefangen, oft untermalt von feurigen Sonnenuntergängen, und im Frühjahr besticht die erwachende Natur durch die Blütenpracht der Obsthänge. So hat die Landschaft je nach Nutzung und Jahreszeit ihre ganz besonderen Reize. Kein Wunder, daß der Zabergäuer

seine Heimat als Klein-Italien bezeichnet, während es der Kraichgauer dem Dichter überläßt, „virgilisches Land“ zu entdecken oder dem Geographen, „diese Landschaft mit einer Toskanischen zu vergleichen“.

Erstaunlich ist der trotz der vielen Zerstörungen erhalten gebliebene Bestand kultureller Sehenswürdigkeiten. Wir sind im Lande der Wassertürme, Burgruinen und (ursprünglich) Fachwerkdörfer. Das Kloster Maulbronn, die alte Reichsstadt Bad Wimpfen, die Fresken im Chorturm der Altstädter Kirche in Eppingen, die Renaissance-Grabmäler aus Kürnbach und Sickingen und das „Baumann'sche Haus“ in Eppingen gehören zu den Spitzenkunstwerken Deutschlands. Eine große Zahl anderer Bau- und Kunstdenkmäler eifert ihnen nach.

Neben verschiedenen kleineren Festen der Vereine oder solchen aus jahreszeitlichem Anlaß wird in allen Orten die Kirchweih gefeiert. Besonders zu nennen sind das jährliche Peter- und Paulfest in Bretten, das Winzerfest in Wiesloch, der Fohlenmarkt in Sinsheim und die jedes runde Jahrzehnt stattfindenden Eppinger Heimattage. Der Käsritt in Leingarten, der große Kerwe-Umzug in Eschelbach, das Kuckuckholen am Pfingstdienstag in Mühlbach, das Kuchenreiten (Lichtmeß) in Oberderdingen, Berg- und Weinfeste im Zabergäu und die Altweibermühle Tripsdrill sind weitere volkstümliche Attraktionen. Tiergehege findet man in Bretten, Pfaffenhofen, Unterschwarzach (bei Aglasterhausen) und in Tripsdrill-Stromberg.

Die konzentrisch auf den Mittelpunkt zuweilen den Baumalleen der Chausseen und Feldwege im Eppinger Gäu mußten der Neuzeit weichen, den Hecken und Weinbergmäuerchen um den Eichelberg und im Zabergäu haben die Planierarbeiten der Flurbereinigung den Garaus gemacht. Welches sind nun die auffälligsten Veränderungen in diesem „dicht besiedelten Land kleinbäuerlicher Hochkultur“? Einem Gau, in dem das Symbol des tüchtigen wohlhabenden Bauernstandes, das Pferd, vollständig verschwunden ist und statt dessen der Traktor die Feldwege zerschneidet; ein sozio-ökonomischer

Raum, in dem sich die Pendlerströme nach Heilbronn, nach Karlsruhe und nach Mannheim/Heidelberg, auch nach Pforzheim und Stuttgart überschneiden, oder anders ausgedrückt, ihren Anfang und ihr Ende nehmen. Im Jahre 1939 beschäftigte die Landwirtschaft 80% der Erwerbstätigen, 1971 hält sie nur noch einen Anteil von 11%. Beim industriellen Wachstum entwickelten sich die am äußeren Rand des Gebietes in Kontakt mit den Verdichtungsräumen gelegenen Kleinstädte sehr stark, doch glückte es immerhin, z. B. im Gebiet des ehemaligen Landkreises Sinsheim, nahezu in jedem Dorf einen Betrieb anzusiedeln. Trotzdem ist die Pendlerbilanz immer noch negativ und das Gebiet saisonal oder in Zeiten wirtschaftlicher Rezession demgemäß stark anfällig für Arbeitslosigkeit. Die ausschließliche Abwanderung des Bevölkerungsüberschusses in die Großstädte konnte aufgehalten werden, was eine erhebliche Wohnbautätigkeit und Anstrengungen für die öffentliche Ausstattung, selbst kleinster Orte, mit sich brachte.

Grüßte früher nur der Kirchturm der Dörfer aus den Talsenken, so hat sich heute infolge des Neubürgeranteils in der Bevölkerung oft ein zweiter Kirchturm dazugesellt. Hinzu tritt mitunter der Siloturm der landwirtschaftlichen Genossenschaft. Die Wohnbebauung ist die Hänge hinaufgeklettert, so das Landschaftsbild merklich beeinflussend. Als Sinnbild der großen Anstrengungen für die Gemeinschaft und Bildung findet man Turnhallen, und meist am Ortsrand neue Schulgebäude, die infolge der jüngsten Reformen leer stehen. Standen früher einzelne Omnibusse in Dörfern ohne Bahnanschluß, fahren heute an den zentralen Schulorten ganze Geschwader von Schulbussen vor, die zusammen mit dem Einkaufspendelverkehr das Straßenverkehrsaufkommen in die Höhe treibend. Außer den einzelnen Gutshöfen findet man heute in der freien Feldflur auch Aussiedlerhöfe oder Aussiedlerhofgruppen, wobei für die allerneuesten wiederum Silotürme charakteristisch sind. Viele Kilometer Feldwege wurden asphaltiert oder betonierte.

Zusammenfassend können wir drei gewichtige Umwälzungen in der Entwicklung dieses offenen Hügellandes feststellen, das den Völkern als Landbrücke zwischen West und Ost, Nord und Süd diente.

Verglichen mit der Stadtwerdung der großen mittelalterlichen Machtstützpunkte am Rande der Landschaft (Speyer, Privilegien Kaiser Heinrich V. vom 14. Aug. 1111; Worms, Privilegien Friedrich Barbarossas 1184 über der Domtüre, und Heilbronn 1225 oppidum), erfolgten die Städtegründungen im inneren Kraichgau sehr früh: Bretten (civitas 1262), Eppingen (1188 burgum, 1220 civitas) und Sinsheim/Els. (1192 civis, 1220 civitas). Damit wurde bereits um die Wende des 12./13. Jhd. das städtische Element in das bis dahin ausschließlich bäuerlich verlaufende Leben eingebracht.

Den zweiten tiefgreifenden Einschnitt stellt die moderne Verkehrserschließung dar, die sich in 2 Stufen vollzog. Der Eisenbahnbau des ausgehenden 19. Jhd. ermöglichte erste Ansätze einer bescheidenen Industrie und das Pendlerwesen; der Autobahnbau im 2. Drittel des 20. Jahrhunderts rückte die Landschaft näher an die sie umgebenden Großstädte.

Die dritte große Veränderung bewirkte die Umstrukturierung der Landwirtschaft, die noch nicht abgeschlossen ist und die Automobilisierung des flachen Landes. Die landwirtschaftliche Nutzung beherrscht zwar weiterhin das Bild der Landschaft, aber aus dem reinen Bauernland ist eine Wohnlandschaft, durchsetzt von Gewerbebetrieben, geworden.

„Ohne irgendwelche natürlichen Grenzen geht der badische Kraichgau in die württembergische Nachbarschaft über, daher kann es auch keinen Unterschied im Bild der Dörfer und Fluren und bei den Bürgern und Bauern diesseits und jenseits der Grenze geben.“ Auch angesichts der gegenseitigen geschichtlichen Bezüge nördlich und südlich des Heuchelbergs wird man wiederum Friedrich Metz zitieren können, der in der Entstehungszeit des Südweststaates

feststellte: „Der Kraichgau war stets die Brücke, die vom Oberrhein nach Schwaben führte; er bedeutet die stärkste natürliche, kulturelle und politische Klammer im Land Württem-

berg-Baden und wird das in einem verstärkten Maß im Südweststaat sein... Dieser Mitgift sollten sich die Bewohner des Kraichgaues wie die Nachbarn stets bewußt sein“.

---

## Die Kleinstadt

*Geborgen hinter klafterdicken Mauern,  
Bewacht von Türmen, die ins Weite spä'n,  
Steh'n Giebel, die Jahrhundert' überdauern,  
Die hoch auf Märkte und in Gassen seh'n.*

*Wie damals rauscht der Brunnen auch noch heute  
Sein plätschernd Lied nach alter Melodei,  
Wie damals tönt der Glocken traut Geläute  
Aus einer Zeit, die lange schon vorbei.*

*Wie damals steh'n Madonnen mit dem Kinde,  
Verwittert Werk, das liebevoll geschmückt;  
Laut knarrend dreht der Turmhahn sich im Winde,  
Vom ersten Frührotscheine schon beglückt.*

*Noch eh' der Tag wird grau'n, und es will dämmern,  
Zieht schweren Schritt's der Landmann hin zur Flur;  
Hell klingt vom Amboß her ein emsig Hämmern  
Zum frühen Schlag der alten Rathausuhr.*

*Der Nachbar weiß noch um des Andern Mühen,  
Und seines Nächsten Sorgen kennt er auch.  
Wenn spät die Hände ruh'n im Abendglühen,  
Steht plaudernd man, wie es seit je der Brauch.*

*Und scheidet einer aus dem Erdenleben,  
Dann schenkt man betend ihm das letzt' Geleit,  
Geweihetes Wasser will der Freund ihm geben  
Als Trost und Gruß am Tor der Ewigkeit.*

*Arthur Trautmann*

# Die Kraichgaustadt Eppingen

Einst Burgum – heute modernes Schul- und Verwaltungszentrum

*Edmund Kiehnle, Eppingen*

Vom Bahnhof schweift der Blick des Besuchers über die Grünanlagen der Elsenzniederung zur schönen Altstadtansicht hinüber, die immer noch dem Kupferstich Matthaeus Merians ähnelt. Der Autofahrer, der sich von der anderen Seite, von der Kraichgauautobahn kommend, Eppingen nähert, ist überrascht von der sich burgartig auftürmenden Kulisse der ehemals staufischen Reichsstadt. 25 Jahre vor dem Europäischen Denkmalschutzjahr hatte man hier Überputz zu befreien und instand zu setzen und mittlerweile die 81. Fachwerckfreilegung durchgeführt.

Wer ist diese Stadt Eppingen, die genau in der geografischen Mitte zwischen Stuttgart und Mannheim liegt, die für 20526 Bürger ihres Verwaltungsraumes nun als Mini-Landratsamt fungiert, mit 15129 Einwohnern (31. 12. 1974), die zweitgrößte Stadt des Landkreises Heilbronn und die siebtgrößte Stadt der Region Franken? Wie verlief die wechselvolle Geschichte dieses Gemeinwesens, deren Speisekartoffel in der Reichsmarkzeit den Gipfel an Beliebtheit und Berühmtheit erklommen hatte, und deren Start nach dem Kriege mit der Hypothek schwerer Kriegsschäden belastet war? Einer Stadt, in der im abgelaufenen Jahr wichtige Betriebe neu eröffneten und das Amtsgericht zumachte, die in Rekordzeit ein großes Bildungszentrum aus dem Boden stampfte und in der auf 1500 Einwohner ein Sportplatz kommt. Wie kam sie, die im Mittelalter den kurpfälzischen Kanzler stellte und 1564/65 Universitätsstadt war, zu den Attributen „Metropole des Kraichgaus“ (aus der Sicht der Region Franken)

und „das badische – neuerdings auch fränkische – Rothenburg“ (vom westlichen Landesteil her gesehen).

## Verkehrslage

12 km südlich der Ausfahrt Kraichgau (Steinsfurt) der Autobahn Mannheim/Heidelberg–Heilbronn, liegt Eppingen am Schnittpunkt der Bundesstraße 293 mit 4 Landesstraßen. Hier zweigt von der Bahnlinie Karlsruhe–Heilbronn–Nürnberg die Seitenbahn über Sinsheim nach Heidelberg ab. Mit dem Kraftfahrzeug beträgt die Wegstrecke nach Stuttgart 59 km, nach Mannheim 57 km, nach Karlsruhe 47 km, nach Heidelberg 41 km, nach Pforzheim 38 km und nach Heilbronn 26 km. Diese Verkehrslage könnte man für Industrieansiedlung als ausgesprochen günstig bezeichnen – wenn sie bekannter wäre.

## Untere Verwaltungsbehörde

Grenzen im Bereich der Raumschaft Eppingen nicht weniger als 5 Landkreise aneinander, so zerschnitt die Verwaltungsreform dieses einheitliche Gebilde in 2 Hälften. Anstelle der erhofften Anerkennung als Mittelzentrum – obwohl man in Eppingen bemüht war, aufgrund des Einzugsbereiches die örtlichen Voraussetzungen dafür zu schaffen – trat der Verlust des Amtsgerichtes und der Landwirtschaftsschulklasse ein. Indessen, auf dem Eppinger Rathaus resignierte man nicht.

Der Optimismus und die Tatkraft von Bürgermeister Peuckert sollte recht behalten. In lan-



Eppingen. Stich von Matthäus Merian aus seiner *Topographia Palatinatus Rheni* 1645.

gen, geduldigen Verhandlungen, unterstützt vom Gemeinderat, wurden die Grundlagen für das größere Eppingen geschaffen. Frühzeitig wurden die Fachabteilungen der Stadtverwaltung so ausgebaut und organisiert, daß sie die Aufgaben einer unteren Verwaltungsbehörde wie in einer Großen Kreisstadt übernehmen konnten.

Am 26. Juni 1974 war es dann soweit. Die Bürgermeister Beurer (Ittlingen), Peuckert (Eppingen) und Reiner (Gemmingen) unterzeichneten im großen Rathaussaal in Eppingen die Vereinigen, geduldigen Verhandlungen, unterstützt daß der Eppinger Gemeinderat am 30. Juli 1974 den Antrag auf das Übertragen der Zuständigkeiten einer Großen Kreisstadt beschließen konnte.

Unter dem 10. Dezember 1974 stellte die Landesregierung fest, daß die vereinbarte Verwaltungsgemeinschaft der Stadt Eppingen mit den Gemeinden Gemmingen und Ittlingen die gesetzlichen Voraussetzungen erfüllt und sie somit ab 1. Januar Untere Verwaltungsbehörde sein wird. Verständlicher ausgedrückt, ein Landratsamt ist Untere Verwaltungsbehörde, eine Große Kreisstadt desgleichen, und die Stadtverwaltung Eppingen übt seit 1. Januar 1975 genau die gleichen Tätigkeiten aus. Der Bürger des Verwaltungsraumes Eppingen kann also statt dem Weg zum „Großen“ Landratsamt in Heilbronn (für Sulzfeld liegt es in Karls-

ruhe), den kurzen Weg zum „Mini-Landratsamt“ in Eppingen nehmen, und kommt so doch noch in den Genuß von Verbesserungen durch die Verwaltungsreform. Dies wird natürlich nicht ohne Einfluß auf die Verhältnisse im

### Eppinger Gäu

bleiben, der mit dem südostwärtigen Kraichgau gleichzusetzenden, weiten hügeligen Mulde im Mündungsgebiet des Hilsbaches in die Elsenz, die von dunklen Waldrücken und Rebhängen umsäumt wird. Den Kern dieses Landschaftsbereiches bildet der Raum der vereinbarten Verwaltungsgemeinschaft Eppingen, die statistisch betrachtet wie folgt aussieht

	6. 6.	30. 6.
	1961	1974
Adelshofen	904	1 037
Elsenz	1 580	1 610
Eppingen-Stadt	5 501	7 074
Gemmingen	2 017	2 720
Ittlingen	1 600	1 718
Kleingartach	979	1 317
Mühlbach	1 467	1 754
Richen	1 054	1 233
Rohrbach	1 027	1 223
Stebbach	668	908
	16 896	20 594

Die Einwohnerzahlen verleugnen nicht eine Schwerpunktbildung in Eppingen-Stadt, das

ein langsames, aber stetiges Wachstum zeigt. An die alte Stadt Eppingen grenzten unmittelbar 11 Nachbargemeinden. Mit der durch die Verwaltungsreform geschaffenen Ausdehnung Eppingens hat sich die Zahl der benachbarten Gemeinden bzw. Ortsteile auf 17 vergrößert. Das sind um Eppingen herum noch einmal 22 153 Einwohner (Stand letzte Volkszählung), für die die Stadtverwaltung selbst zwar nicht zuständig ist, die aber vermöge der kurzen Wegstrecken die übrigen Eppinger zentralörtlichen Einrichtungen benutzen können.

## Das alte Bezirksamt

Bis vor 51 Jahren war die Fachwerkstadt schon einmal Sitz der Unteren Verwaltungsbehörde. Im Jahre 1813 hatte der Badische Staat den Amtsbezirk Eppingen geschaffen. Das Bezirksamt residierte in dem Barockbau in der Brettenner Straße, in dem heute das Landespolizeirevier untergebracht ist. Deshalb heißt das Gebäude heute noch im Volksmund „Amtshaus“. Den badischen Bezirksämtern vergleichbar waren in der württembergischen Nachbarschaft



*Eppingen, mittelalterliche Altstadt mit der „Alten Universität“*  
Zeichnung v. E. Kiehle, Eppingen

die Oberämter. Bis die anfangs des 19. Jahrhunderts infolge Gebietszuwachs durchgeführte badische Ämtereinteilung stand, hatte es einige Änderungen gegeben. So war aufgrund einer bewilligten Eingabe an die großherzogliche Regierung Sulzfeld später dem Bezirksamt Eppingen zugewiesen worden, ähnlich wie 1939 Zaisenhausen und Kürnbach nachträglich zum Landkreis Sinsheim gekommen waren. Zum Amtsbezirk Eppingen hatten gehört die Orte Adelshofen, Berwangen, Eichelberg, Elsenz, Eppingen, Gemmingen, Ittlingen, Landshausen, Mühlbach, Richen, Rohrbach a. G., Schluchtern, Stebbach, Sulzfeld und Tiefenbach, eine Zeitlang auch Hilsbach. Hier wohnten 27283 Einwohner (im Jahre 1970). Dieser Bezirk lebte in etwa bis zuletzt in den Verflechtungsbereichen verschiedener Eppin-

*Die ehemalige „Ratsschänke“, ältestes Fachwerkhaus des nördlichen Baden-Württemberg.*

Foto: E. Kiehle, Eppingen



ger zentralörtlicher Einrichtungen weiter, so im Verbreitungsgebiet der alten Eppinger Zeitung oder dem Amtsgerichtsbezirk. Eine geringfügige Änderung der Grenzen des Zuständigkeitsbezirks zulasten übergroßer Amtsgerichte hätte niemanden wehgetan und dann hätte man das Amtsgericht nicht aufzulösen brauchen.

## Die Stadtteile

*Adelshofen*, im Jahre 1287 erstmals urkundlich erwähnt, war bis 1806 reichsgräflich Neipperg'sches Gebiet. Hier bieten sich günstige Wohnmöglichkeiten und die Landwirtschaft (99 Betriebe mit 1110,7 Großvieheinheiten) ist immer noch ein bestimmendes Element. Von *Elsenz* lesen wir erstmals 1137. Tabak- und Weinbau werden hier groß geschrieben. Die Freizeitanlagen am Elsener See sind das östliche Ende des „Naherholungsgebietes Kraichgau“. In *Kleingartach*, 766/1274 genannt, wird das von der Leinburg überragte Landschaftsbild vom Weinbau bestimmt (Heuchelberg-Lage). Bevor das kleine Städtchen an Württemberg fiel, war es schon einmal badischer und gemming'scher Besitz. Einst stand ein Kloster, das den Eppinger Ottilienberg versorgte, in *Mühlbach*, von dem wir 1290 erstmals hören. Weithin sichtbar ist das über dem Ort im Wald stehende Ehrenmal aus großen Sandsteinquadern. Sehr beliebt ist die zusammen mit der neuen Schule erbaute Schwimmhalle. Im Steinhauerdorf ist gerade der jüngste und größte der 3 Eppinger Seen, 12500 cbm fassend, fertiggestellt worden. In *Mühlbach*, in dem man wie in Kleingartach, in der Arbeitsgemeinschaft „Erholungsgebiet Stromberg-Heuchelberg“, mitarbeitet, setzt man künftig auf sein schönes Wohngebiet und das geplante Ferienhaus-Viertel. *Richen*, das mit der Jahreszahl 769 zu den ältesten Nennungen im Lorscher Codex gehört, hat sich zur Arbeiterwohngemeinde gewandelt, wengleich der Einfluß der Landwirtschaft im Ortsbild noch unverkennbar ist. *Rohrbach*, anlässlich dessen Heimattag 1973 die älteste Urkunde von 1252 entdeckt wurde, war einst die Hochburg



*Das sogenannte „Baumannsche Haus“ galt bereits vor der Jahrhundertwende als „vaterländisches Baudenkmal mit seinen wohlausgewogenen Proportionen mit den schönen Fenstergruppen“.*

Foto: G. Umminger

der Pferdezucht. Heute besticht es durch seine neuen Wohnviertel.

Von den übrigen zur

### **Verwaltungsgemeinschaft**

gehörenden Gemeinden bzw. Ortsteilen weist die Urkunde von 769 *Gemmingen* als die älteste aus. Hier hat sich in den letzten Jahren ein beachtlicher gewerblicher Aufschwung vollzogen. Gemmingen ist der Stammsitz des weit verzweigten gleichnamigen Rittergeschlechtes, besaß schon 1521 eine Lateinschule, die im Mittelalter durch den Ruf ihres Gründers Wolf von

Gemmingen und ihres Leiters Irenicus sehr berühmt war. In *Ittlingen* schenkte 773 Ruduin dem Kloster Lorsch 2 Höfe. Große stattliche Höfe sind bis heute das Kennzeichen des Ittlinger Ortsbildes geblieben. Jenseits der Bahnlinie breitete sich nach dem Zweiten Weltkrieg ein großes neues Wohngebiet aus. Zum alteingesessenen Kalkwerk kam die Neuansiedlung von Gewerbebetrieben, doch fährt die Mehrheit der Erwerbstätigen – wie in vielen Kraichgauorten – nach auswärts zur Arbeit. *Stebbach* schließlich, 1311 genannt, wurde in den letzten Jahren bekannt als Musterdorf. Hier liefen Flurbereinigung, Dorfsanierung und Straßenbau trotz vieler beteiligter Instanzen Hand in Hand, so daß



*Eckdetail des reich beschnitzten „Baumannschen Hauses“.*

ein abgerundetes Ergebnis zustande kam, und Stebbach heute ein beliebtes Studienobjekt für Fachleute aus der ganzen Welt geworden ist. Stebbach ist seit 1. 1. 1974 Ortsteil von Gemmingen. In den letzten 50 Jahren erlebte die Amtsstadt Eppingen zwei Mal die

### Stunde Null

Im Jahre 1924 wurde der Amtsbezirk Eppingen mit dem Amtsbezirk Sinsheim vereinigt. Die Auflösung des Bezirksamtes Eppingen mit all ihren nachteiligen Folgen auf Struktur, Schulen, Verkehr und Geschäftswelt benachteiligte die Stadt auf Jahrzehnte. Ihrem Umland verpflichtet, trug sie die wenigen verbliebenen Einrichtungen, z. B. Krankenhaus, Handelsschule, Gewerbeschule, alleine weiter.

Die zweite große Belastung brachte das Kriegsende bis zur Währungsreform. Durch Jagd-

bomber und die Kämpfe der letzten Kriegstage wurden alle Brücken zerstört, der Gebäudebestand zu 5,7% total zerstört, 3,5% schwer beschädigt, 2,95% mit mittleren Schäden und 76,5% leicht beschädigt. Baustoffzuteilungen gab es so gut wie keine. Für die Landwirtschaft war das Weiterführen der Flurbereinigung dringend notwendig, sowie die Beseitigung der ständigen Hochwassergefahr, unter der auch die tiefgelegenen Altstadtteile zu leiden hatten. Dazu trat bis 1952 das Problem der Beschäftigung der vielen Arbeitslosen. Interessenten für Industrieansiedlung gab es zu dieser Zeit zwar genug, jedoch war kein geeignetes Gelände verfügbar. Das Überwinden dieser Hindernisse beanspruchte alle Kräfte der kleinen Stadt und erst dann konnte eine positive Weiterentwicklung einsetzen. Den

### Humor

verlor man trotzdem nicht, obwohl man dem Kraichgauer nachsagt, daß er zwar etwas beweglicher als der Franke sei, aber im Vergleich zu den badischen Pfälzern doch konservativ. In der guten alten Zeit ließ nach einer Nachtsitzung der Oberamtmann (Dienstvorstand des Bezirksamtes), zusammen mit dem Realschullehrer (heute müßte man Oberstudienrat sagen) und einigen Honoratioren die Fässer des benachbarten Handwerksmeisters eines der steilen Vorstadtgäßchen hinunterrollen; ein Ereignis, dem dieses Gäßchen seinen Straßennamen verdankt und über den die Bürger schmunzelten, für das der städtische Schutzmann (die Stadt hatte seinerzeit ihre eigene Polizei) aber kein Verständnis hatte.

Lange Zeit waren die Eppinger Fastnachtsumzüge ein Anziehungspunkt für die ganze Umgebung. Man schreckte auch nicht davor zurück Gemeinderäten bei einer Fremdensitzung für ihre Verdienste (die Narren meinten Schnitzer) mit Orden auszuzeichnen. Und heute sorgt die Hexenzunft, deren Auftritte sogar zu einem Ruf nach Bonn führten, für Belebung in der weniger freundlichen Jahreszeit.

## Industrie und Gewerbe

An der Bundesstraße 293 sieht man zuerst das Industriegebiet Oststadt und das Gewerbegebiet Weststadt. In beiden ist noch genügend Platz für Neuansiedlungen. Besaß Eppingen um 1800 neben Bretten schon den stärksten Gewerbebesatz im Kraichgau, zählte man im Kriegsjahr 1942 nur 654 Arbeitsplätze und heute, nach Förderung der alteingesessenen und Ansiedlung neuer Betriebe, bestehen in der Kernstadt 2300 Arbeitsplätze, zusammen mit den Stadtteilen sind es rund 4100. 2080 Auspendlern stehen 2383 Einpendler gegenüber, was einer gewissen Arbeitskraftreserve gleichkommt.

J. Dieffenbacher Söhne, Bleyle, Palmbräu, Lagerhaus, Fertigteilebau- und Straßenbau-Hartmann sind die größten Eppinger Betriebe. 144 Mill. DM weist die Bilanzsumme der drei Eppinger Geldinstitute aus. 10 000 JDS-Pressen stehen in aller Welt (auch in der UdSSR und USA). Der Gesamtausstoß der Palmbräu beträgt 150 000 hl/Jahr. Der abseits in einer Senke stehende KAMET-Shredder, die erste und größte Anlage Süddeutschlands, kann täglich 320 Altautos verarbeiten. Die gemeinnützige Baugenossenschaft Familienheim-Kraichgau hat seit 1947 über 1800 Wohneinheiten errichtet. Der schöne Mühlbacher Sandstein ist immer noch begehrt. Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe von 769 des Jahres 1939 ist auf

### *Mittelalterliche Reichsstadtrömantik in der St. Petersgasse.*

Foto: E. Kiehle, Eppingen



### *Pfeiferturm (13. Jh.) und Fachwerkhaus am Marktplatz.*



118 im Jahre 1970 gesunken. Die Bedeutung der

## Landwirtschaft

läßt sich an dem 50 m hohen Silo-Turm beim Bahngelände und den vielen Filialen des Eppinger Lagerhauses erkennen. Getreide und Zuckerrüben überwiegen im Erntegeschäft. Die Tendenz zu mittleren und größeren Betrieben herrscht vor. Im Jahre 1925 standen in Eppingen-Stadt 241 Arbeitspferde. Sie wurden im Zuge der Mechanisierung vollständig durch Ackerschlepper verdrängt, so daß es heute nur noch einige Reitpferde gibt. Durch das bekannte Palmbräu gilt Eppingen gemeiniglich als Bierstadt, ist aber durch den Zuwachs an Flächen landwirtschaftlicher Sonderkulturen durch die Eingemeindungen zu einer beachtli-

*Doppelgiebel der „Alten Post“ aus den Jahren 1515 und 1588 am Marktplatz.*

Foto: E. Kiehle, Eppingen



chen *Weinbaustadt* geworden. 125 ha Weinberge sind eine stattliche Größenordnung. Badische Weinbaulagen (Kraichgau-südliche Bergstraße) und württembergische Lagen (Heuchelberg-Stromberg) auf einer Gemarung vereint, dürfte eine Einmaligkeit in unserem Lande sein. Das Bild der

## Schulstadt

wird heute vor allem geprägt durch das neue Große Bildungszentrum, das in der Südstadt in den Jahren 1967–1973 für 16 Millionen DM erbaut wurde und von der Grundschule bis zum Gymnasium die wichtigsten Schularten vereinigt. Daneben sind noch zu nennen die Realschule, die älteste Landwirtschaftsschule des badischen Landesteils mit dem Landwirtschaftsamt, die sozialpädagogische Berufsschule, das Institut für kaufmännische Fortbildung und Führungskräfte der Wirtschaft auf dem Ottilienberg, die Bibelschule Adelshofen und die Kinderheimat Kleingartach. Schulen haben in der Fachwerkstadt eine alte Tradition und sind bereits in einer Urkunde vom 14. April 1421 genannt. Magister Engelhard, der Leiter der mittelalterlichen Lateinschule, brachte es nach seinem Weggang 1563 zum obersten Leiter des württembergischen Erziehungswesens. Wenn man weiß, daß um diese Zeit Eppinger Bürger oder Bürgersöhne Professoren in Heidelberg waren, wundert man sich nicht mehr so sehr, daß, als in Heidelberg die Pest herrschte, 1564/65 die Heidelberger *Universität* hier ihr Domizil aufschlug. Aus der

## Sportstadt

Eppingen kam der erste Träger des deutschen Sportabzeichens. Der VfB Eppingen ist führend in der nordbadischen ersten Amateur-Liga und sein Sieg in der DFB-Pokalrunde über den Bundesliga-Tabellenführer Hamburger SV war in aller Munde. Der kleine Schach-Club spielt in der Oberliga. In den Mauern Eppingens und seiner Stadtteile leben eine Europameisterin



Das Eppinger Rathaus im Weinbrennerstil (1823/24).

Foto: E. Kiehnle, Eppingen

und Weltrekordhalterin im Schießen, der Fußballer des Jahres im Unterland, der nordbadische Fußball-Pokalmeister, der Landes-Polizeimeister im Judo, eine Landesmeisterin im Rollkunstlauf und mehrere Jugendmeister verschiedener Sportarten.

Diese Erfolge beruhen auf einer vielfältigen Breitenarbeit, aber auch darauf, daß der Goldene Plan der Deutschen Olympischen Gesellschaft hier längst keine Theorie mehr ist. Im Bildungszentrum stehen zwei Turnhallen und ein großes Hallenbad, und nur 800 m weiter liegt am Waldrand ein Sportzentrum, dessen Stadion schon manches Großereignis erlebt hat. Spielplätze und ein weitmaschiges Wanderwegnetz schließen sich an. Hier im Kraichgaustadion wurde ein Mammut-Stoßzahn gefunden und oberhalb und stadtwärts finden wir die ersten Zeugnisse der

## Vor- und Frühgeschichte

Auf halber Wegstrecke zwischen Stadion und Hallenbad siedelten die Bandkeramiker; oben auf dem langgestreckten Wald Rücken der Eppinger Hardt liegen Gräber aus der Hallstatt- und La-Tène-Zeit. In die Eisenzeit gehört auch der Ringwall um den Ottilienberg, der allerdings Ende des 17. Jahrhunderts unter dem volkstümlichen „Türkenlouis“ in das System der Eppinger Linien einbezogen wurde, deren gewaltige Schanzgräben noch an vielen Stellen im Waldgelände sichtbar sind. Nördlich der Stadt wurden römische Gutshöfe festgestellt, und unmittelbar am Westrand erstreckt sich ein frühfränkisches Gräberfeld, wie auch bei Gemmingen, Ittlingen und Sulzfeld.

## An die Reichsunmittelbarkeit

im frühen Mittelalter erinnert der Reichsadler, der im Stadtwappen neben dem badischen Schrägbalken steht. Der Wappenstreit aus dem 19. Jhd. war am 14. 2. 1958 durch Ergänzen des alten Wappens beigelegt worden.

Königs- und Kaiserurkunden des hl. röm. Reiches deutscher Nation der Jahre 985, 1057, 1101, 1188, 1219/20, 1234, um 1282, 1285, 1303, 1331, 1360, 1367 und 1406 sind zunächst Stiftungen gewidmet und belegen den Wandel vom Reichsdorf zur Reichsstadt. 1188 als „burgum“ und 1219/20 als „civitas“ bezeichnet, ist Eppingen eine der Stadterhebungen Kaiser Friedrichs I. Die Urkunde von etwa 1282 (Böhmer schätzte 1291) mit der Stadtverfassung König Rudolfs I. von Habsburg ist nicht mehr auffindbar, doch nahm K. Ludwig d.B. 1331 ausdrücklich darauf Bezug, nachdem K. Albrecht I. am 12. 8. 1303 „alle die Rechte, Freiheiten, guten Gewohnheiten und Gnade, die unsere Reichsstadt Heilbronn bisher gehabt hat“ verliehen hatte.

Am Ende überwiegen allerdings die Verpfändungen und schließlich beginnt die



*Heimatmuseum „Alte Universität“. Hier fand 1564/65 die Heidelberger Universität vor der Pest Zuflucht.*

Foto: G. Umminger

### pfälzische Zeit,

denn nach der Schlacht von Seckenheim war Eppingen 1462 endgültig an die Kurpfalz gefallen. In dieser Zeit lieferten die Eppinger das Eichenholz für das berühmte große Faß im Keller des Heidelberger Schlosses und einen Glanzpunkt stellen die „Privilegia“ dar, die Karl Theodor, Pfalzgraf bei Rhein, 1785 noch einmal der Stadt erteilte.

Ansonsten dürfte diese Zeit wenig erfreulich gewesen sein, denn fast jeder durch die europäischen Mächte ausgelöste Krieg tobte im Kraichgau und traf Land und Leute besonders hart. 1469 hatte Kurfürst Friedrich I. Eppingen

an Hans von Gemmingen verpfändet. Bereits 1521 führte Wolf von Gemmingen in seinem Ort die Reformation ein. Der Eppinger Pfarrer Anton Eisenhuth schwang sich im Bauernkrieg zum Feldhauptmann der Aufständischen auf und fand am 25. 5. 1525 auf dem Schloßplatz in Bruchsal ein ruhmloses Ende. Da man die von Eppingen an der Zerstörung des Steinsbergs für die Hauptbeteiligten hielt, mußten sie zur Wiederherstellung allein 5500 Gulden bezahlen. Hatten die Ritter von Gemmingen noch für 4000 Gulden die Stadt als Lehen bekommen, so betrug 1693 der Schaden der Stadt durch Kriegslasten die unermessliche Summe von 220971 Gulden. Markgraf Ludwig Wilhelm

von Baden hatte als Reichsfeldherr trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit mit seiner auf den großen Erdwerken der Eppinger Linien beruhenden Taktik den Südwesten des Reiches einigermaßen vor den Franzosen-Einfällen schützen können, jedoch der badische Kraichgau lag schutzlos auf der Feindseite. Im Zuge der staatlichen Umgruppierungen der napoleonischen Zeit kam Eppingen 1803 an das

## Land Baden

Das folgende Jahrhundert war zunächst auch von den Drangsalen durchziehender Truppen, Hungersnöten, Auswanderungen und Katastrophen geprägt. Bei der badischen Revolution 1848 mischten die Eppinger unter Führung ihres Ratschreibers Kirsch wiederum kräftig mit,

wenngleich sie ansonsten, wie die zahlreichen Privilegien beweisen, sich immer gut mit der Obrigkeit verstanden.

1807 hatte die großherzoglich-badische Regierung ein Stabsamt in der Stadt eingerichtet. Das Edikt vom 24.7.1813 war mit dem Schaffen des Bezirksamtes der Beginn einer Aufwärtsentwicklung, die in den in den Jahren 1859 bis 1903 errichteten Sandsteinbauten des monumentalen Schul- und Behördenviertels im Rot an der Kaiserstraße und dem Bau des neuen Krankenhauses ihren beredten Ausdruck fand.

1864, 1869 und 1878 hatte der Großherzog seine Amtsstadt besucht, und die ältesten Einwohner erinnern sich gerne der vielen Besuche der letzten Großherzogin.

Die erste Blütezeit der Stadt im Mittelalter hatte das staufische Altstadttrud gebaut und bildete die Grundlage der zahlreichen



*Maimarkt in der Eppinger Altstadt,  
im Hintergrund das Heimatmuseum  
„Alte Universität“.*

Foto: E. Kiehnle, Eppingen

## Bau- und Kunstdenkmäler

zu denen die Umgebung einen Kranz von Burgen und Schlössern beisteuert. Am ältesten ist der trutzige Pfeiferturm beim Marktplatz.

Die berühmten drei Sterne Baedekers wären bei den Chorturmfresken der Altstädter Marienkirche angebracht; aber er kennt sie noch nicht, weil sie zugetüncht waren und erst in den sechziger Jahren freigelegt und konserviert wurden. Ein Kleinod der Steinhauerkunst stellt die Ottilienbergkapelle (1473) dar.

St. Petersgasse, Metzgergasse und Altstadtbogen lassen mittelalterliche Reichsstadt-Romanik ahnen. Zusammen mit den schönsten Fachwerkhäusern der Landschaft, dem prunkvollen „Baumann'schen Haus“ (1582/83) und der „Alten Universität“ (15. Jh.), sowie dem ältesten Holzhaus des nördlichen Landesteils, der ehemaligen „Ratsschänke“ (1388), haben sie die Fachwerkstadt weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht. Die Altstadt ist damit ein Schatzkästlein südwestdeutscher Fachwerkbaukunst von der Gotik bis zum Barock. Interessantes haben auch die Stadtteile und Gemmingen und Ittlingen zu bieten. In Adelshofen steht das interessante Halbrund der Kirche mit reichsgräflichen Grabsteinen. Elsenz steuert schöne Türen und zwei nebeneinander stehende Kirchen bei. Die spätgotische Ausmalung des Langhauses der Kleingartacher Mar-

tinskirche ist ein beachtliches Kunstwerk. Mühlbach besticht durch solide Steinhauerarbeiten und hübsche Fachwerkhäuser. Richen zeigt ansehnliche Bauernhäuser in der Art der Eppinger Modellhäuser. In Rohrbach steht noch das ehemalige Wasserschloß und charakteristisch sind die Wegkreuze und Kapellen. Aus Gemmingen seien das Schloß und das in Fachwerk gehaltene große Rentamtsgebäude genannt. In Ittlingen steht mit dem Hahn'schen Haus ein großer Gemming'scher Herrenhof; mit seiner Elsenzpartie besitzt es auch eine landschaftliche Kostbarkeit. Von Stebbach sind die Burgruine Streichenberg, das klassizistische Schloß Schomberg und das alte Rathaus zu nennen.

Da man sich in aner kennenswerter Weise ständig um die Verbesserung des Ortsbildes bemüht, wundert es nicht, daß man Eppingen, Gemmingen, Mühlbach (sogar auf Landesebene) und Rohrbach in den Siegerlisten der Wettbewerbe zur Ortsverschönerung findet.

So zeigt sich am Schlusse unserer Betrachtung das Behörden-, Einkaufs-, Schul-, und Wirtschaftszentrum des Südteils des aufgelösten Landkreises Sinsheim von seiner besten Seite. Möge ihm diese Aufgabe, mit dem Verleihen des Status einer Unteren Verwaltungsbehörde um eine Verpflichtung reicher geworden, auch im Westteil des neuen Landkreises Heilbronn gelingen.

# Der Kraichgau, eine „stadtreiche“ Landschaft

Ein Streifzug durch die Geschichte von Gochsheim, Heildelsheim, Hilsbach, Neckarbischofsheim, Rotenberg und Unteröwisheim

*Engelbert Strobel, Karlsruhe*

Dem mit Landstädtchen reich gesegneten Kraichgau hat der bekannte verstorbene Freiburger Geograph Friedrich Metz schon im Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn eine spezielle Aufmerksamkeit gewidmet. Galt doch schon im Jahre 1914 eine siedlungs- und kultur-geographische Untersuchung, die eine Erweiterung seiner Dissertation darstellte, dem Kraichgau. Als nun diese Arbeit im Jahre 1922 eine zweite umgearbeitete Auflage erlebte, hat Metz darin gerade auf diese zum Teil landschaftlich und historisch begründete Tatsache des besonderen Stadtreichtums mit Nachdruck hingewiesen.

Wenn auch manche dieser Gemeinden nicht mehr ganz der Vorstellung entsprechen, die wir heute mit dem Begriff „Stadt“ verbinden, so können sie doch immerhin auf entsprechende historische Belege verweisen. Da der Verfasser dieser Zeilen im letzten Kraichgauheft der Badischen Heimat vom August 1972 in kurzen historischen Skizzen die Kraichgaustädte Bretten, Bruchsal, Eppingen, Philippsburg, Sinsheim und Waibstadt behandeln konnte, so möge diesmal die entsprechende geschichtliche Betrachtung den Gemeinden Gochsheim, Heildelsheim, Hilsbach, Neckarbischofsheim, Rotenberg und Unteröwisheim gewidmet sein.

## Gochsheim

Gochsheim liegt im Kraichgauer Hügelland auf einer Kalksteinerhebung. Der historische Kern ist im Süden, Norden und Osten von dem Kraichbach umflossen. Die Siedlung begegnet uns erstmals im Jahre 804 unter der Bezeichnung „Gozbodesheim“. Die ursprüngliche

Ortssiedlung, im Jahre 868 als „villa Gozbothesheim“ erwähnt, lag samt der Mutterkirche St. Martin und der St. Katharina-Kapelle nordöstlich der späteren Talmühle.

Der Ort wurde vor dem 12. Jahrhundert auf den Hügel (Talsporn) in den Schutz einer Burg der Grafen von Eberstein verlegt. Im Jahre 1220 erhielt er von Kaiser Friedrich II. Marktrechte. Nachdem Gochsheim ungefähr Ende des 13. Jahrhunderts schon erstmals Stadtrechte erhalten hatte, wurde ihm am 25. August 1406 durch König Ruprecht von der Pfalz das Stadtrecht von Bretten verliehen.

Gochsheim war wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts im Besitz der Grafen von Eberstein. Die Herren von Angelloch und Mentzingen u. a. waren hier ebersteinische Lehensleute. Um 1339 kam Gochsheim an die Kurpfalz, von der jedoch die Grafen von Eberstein die Stadt 1358–1504 als Lehen zurückerhielten. 1504 bekam in der bayerischen Fehde Herzog Ulrich von Württemberg die Stadt in seine Gewalt und belehnte nun seinerseits die Grafen von Eberstein damit. 1525 sammelten sich die aufständischen Bauern des Kraichgaus zu Gochsheim. Im Dreißigjährigen Krieg, vor allem in den Jahren 1634–1638 bildete die Feste Gochsheim für die umliegenden Dörfer die Zufluchtsstätte vor den kaiserlichen und bayerischen Truppen.

Als 1660 der Mannesstamm der Ebersteiner ausstarb, vermählte sich die letzte Ebersteinerin Albertine Sophie Esther (geboren am 20. Mai 1661 in Gochsheim und dort am 24. Mai 1725 gestorben) im Jahre 1679 mit dem Herzog Friedrich August von Württemberg und Teck (Linie Württemberg-Neuenstadt). Diesem

diente Gochsheim als Residenz. Nach dem Tode der – ihren Gemahl überlebenden – Herzogin Sophie Esther im Jahre 1725 belehnte Württemberg zunächst die Landhofmeisterin von Würben mit Gochsheim, um dann 1736 bis 1806 die Stadt als Kammerschreibergut verwalten zu lassen. 1806 fiel dann Gochsheim an Baden. Die Stadt, bis 1813 noch Sitz eines Amtes, wurde 1814 dem Amtsbezirk Bretten und am 1. Oktober 1936 dem Amtsbezirk Bruchsal zugeteilt.

Im Spätmittelalter übten die Grafen von Eberstein auch weitgehenden Einfluß auf die Verwaltung der Stadt aus. Neben dem seit 1399 erstmals erwähnten herrschaftlichen Schultheißen und dem Rat der Stadt amtierten sicher seit dem 16. Jahrhundert zwei Gemeindebürgermeister, von denen je einer aus der Gemeinde und dem Gericht erwählt wurden.

An die Hochgerichtsbarkeit der Grafen von Eberstein erinnern noch Gewannbezeichnungen wie „Beim Hochgericht“ oder „Im Galgen“. Das städtische Gericht hatte nur niedrigergerichtliche Befugnisse. Seine 12 Geschworenen wurden 1407 erstmals genannt.

Als Steuer wurden die üblichen herrschaftlichen Abgaben erhoben wie Schatzung und Rauchpfund, Besthaupt, Ungeld, Niederlaggeld, Bürger- und Einzugsgeld, Nachsteuer (bei Auswanderung) und Bede. Seit 1652 mußte die Stadt die Wegeunterhaltung übernehmen und erhielt dafür die Einnahmen aus der Bede bis auf 300 Gulden, ein Viertel des Ungeldes und das Niederlaggeld.

Graf Wilhelm IV. von Eberstein hatte 1556 in Gochsheim die Reformation eingeführt. Der Kirchenkonvent, 1715–1806, bestehend aus dem Ortspfarrer, Diakon, Oberamtmann und drei gewöhnlichen Konventsrichtern, hatte vor allem über die Ordnung in kirchlichen Dingen zu wachen und war mit entsprechender Machtbefugnis ausgerüstet. Gochsheim war 1808–1829 Spezialat; der Wohnsitz des Spezials befand sich jedoch bis 1822 in Münzesheim und danach bis 1829 in Unteröwisheim. 1829 wurde das Spezialat Gochsheim der Diözese Bretten

zugeteilt. Die 1699 bis 1795 in Gochsheim befindlichen Waldenser wurden der Pfarrei Groß-Villars zugeordnet. Erst mit dem Anfall an Baden zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden auch einige Katholiken in Gochsheim ansässig.

## Heidelsheim

Die Ortssiedlung „Heidolfesheim“ tritt uns 770 erstmals entgegen, befindlich „in pago Anglachgowe“. Sie war damals im Besitze der Klöster Lorsch und Weißenburg. Im Jahre 848 wird Heidelsheim als „in pago Kreickowe“ liegend bezeichnet. Die geschichtliche Gemeinde Heidelsheim am linken Ufer des Saalbachs steht vorwiegend auf kalkhaltigem Lehm- und Lößboden. Spätere Gebietsrechte hatten hier noch die Herren von Remchingen, die Grafen von Eberstein und die Bischöfe von Speyer.

Mit Sicherheit bekam die Siedlung vor dem Jahre 1286 die Rechte einer reichsunmittelbaren Stadt. Im Jahre 1307 finden wir sie als schwäbische Reichsstadt bezeichnet. Da die mit dieser Eigenschaft verbundenen Vorrechte im Laufe der Jahrhunderte immer mehr verloren gingen, wurde der Gemeinde im Juni 1952 erneut das Stadtrecht verliehen.

Im Jahre 1311 wurde die reichsunmittelbare Stadt mit Genehmigung des Kaisers Heinrich VII. von dem Landvogt Konrad von Weinsberg an den Grafen Konrad von Vaihingen um 800 Pfund Heller verpfändet. Vor 1326 erfolgte um 1000 Pfund Heller eine Verpfändung an den Markgrafen Hermann von Baden. Da Heidelsheim inzwischen zu einem beliebten Handelsobjekt geworden war, erwarb 1332 die Pfalz ebenfalls Anrechte an die Stadt. Seitdem begannen die Pfälzer Territorialherren ein zunehmendes Interesse am Besitz der Stadt zu bekunden. So kam 1340 Heidelsheim um 2500 Pfund Heller zum größten Teil an den Pfalzgrafen Ruprecht I., und mit der Zahlung von weiteren 1500 Pfund Heller an den Kaiser Ludwig den Bayern fiel schließlich die Stadt ganz an die Pfalz.

1362 schloß der Pfalzgraf Ruprecht der Ältere mit dem Markgrafen Rudolf IV. von Baden einen Vertrag, der im Falle der Kinderlosigkeit des Pfalzgrafen eine Besitznachfolge der badi-schen Markgrafen in Heidelberg vorsah. Dar-aus entstanden später Streitigkeiten zwischen den beiden Fürstenhäusern, die erst 1463 end-gültig zu Gunsten der Pfalz entschieden wur-den, als Markgraf Karl von Baden nach seiner Niederlage bei Seckenheim (1462) alle Anrechte auf Heidelberg an den Kurfürsten Friedrich I. abtreten mußte.

Im Bauernkrieg wurde Heidelberg 1525 vom Kraichgauer Bauernhaufen unter Anführung des Pfaffen Eisenhut geplündert. Als Strafe folgte im gleichen Jahr die Hinrichtung zweier Bauernführer auf dem Marktplatz in Heidel-heim. Nachdem die Stadt im Dreißigjährigen Krieg verschiedentlich in Mitleidenschaft gezo-gen worden war, folgten gegen Ende des 17. Jahrhunderts weitere Drangsale. So eroberten 1674 die Franzosen unter Turenne die Stadt und im Pfälzer Erbfolgekrieg wurde Heidelberg im Unglücksjahr des Oberrheins 1689 fast völ-lig von den Franzosen eingeäschert. 1803 fiel schließlich die Stadt, die in ihrer kurpfälzischen Zeit dem Oberamt Bretten zugeteilt war, an das damalige Kurfürstentum Baden.

Bereits im 13. und 14. Jahrhundert stand ein Schultheiß – erstmals 1283 erwähnt – an der Spitze der Gemeinde. Die Rechte einer reichs-unmittelbaren Stadt wurden durch die Landes-herrschaft mit der Zeit sehr stark beschränkt. Im 18. Jahrhundert war der Rat der Stadt mit einem Stadt- und einem Anwaltsschultheiß, sechs Ratsverwandten und einem Stadtschrei-ber besetzt.

Auch im Gerichtswesen war ein zunehmendes Eindringen der Territorialherrschaft in die städ-tischen Befugnisse festzustellen. So hatte 1540 die Kurpfalz sowohl die Hoch- als auch die Niedergerichtsbarkeit fest in Händen. Blutge-richtsurteile (Blutbann) konnten in Heidel-heim vollstreckt werden, das letzte erfolgte am 31. März 1702.

In Heidelberg wurden im allgemeinen die üb-

lichen herrschaftlichen Abgaben erhoben. Das Ungeld gehörte zu  $\frac{2}{3}$  der Landesherrschaft und zu  $\frac{1}{3}$  der Stadt. An den Frevelgeldern hatte Heidelberg den halben Anteil. Weg- und Standgeld dagegen waren alleiniges Einzugs-recht der Gemeinde.

Seit 1536 wurde das Abendmahl unter beiden Gestalten gereicht. 1556 führte die Landesherr-schaft das lutherische Bekenntnis ein, das später durch die Lehre Calvins abgelöst wurde. Da im 18. Jahrhundert auch die katholische Religion ausgeübt werden konnte, erhielten – wie in vie-len Orten der Kurpfalz – im Jahre 1705 die Re-formierten das Langhaus und die Katholiken den Chor der Stadtkirche, die beide durch eine Trennungsmauer von einander geschieden wa-ren.

### Hilsbach

Hilsbach liegt am Südwestabhang eines zum Steinsberg hinziehenden Hochplateaus, im Quellgebiet des Hilsbachs, und ist mit einer Höhenlage von ungefähr 253 Metern die höchstgelegene Stadt des Kraichgaus. Der Bo-den setzt sich vorwiegend aus einer Verwitte-rungsterrasse des Schilfsandsteins, aus Keuper und Löß zusammen.

Als im Jahr 789 „Hilleresbach“ genannte Sied-lung war Hilsbach ein Besitztum des bekannten Klosters Lorsch. Der schon früh befestigte Ort gehörte dann aber, sicher seit dem 13. Jahrhun-dert, zur Pfalzgrafschaft. Der Zeitpunkt der Stadtrechtsverleihung ist unbekannt geblieben. 1294 wurde Hilsbach als „oppidum“ aufge-führt. Kaiser Ludwig der Bayer verschrieb 1325 die Stadt Hilsbach mit dem Steinsberg an Kraft von Hohenlohe. Im Jahre 1369 wird aktenmä-ßig aufgeführt „Hilrespach die stat.“

Hilsbach blieb – von der kurzen Verschreibung an Kraft von Hohenlohe abgesehen – bis 1803 im Besitz der Kurpfalz. Die Herren von Ven-ningen, von Remchingen und von Gemmingen, die seit dem 15. Jahrhundert in Hilsbach begü-tert waren, traten ihre Anteile bis 1517 an die Pfalz ab. Ein Teil der Bürgerschaft unter Bür-



*Romantischer Winkel aus Hilsbach.*

Foto: E. Kiehle, Eppingen

germeister Christoph Haffner nahm am Bauernkrieg 1525 teil. Im Dreißigjährigen Krieg fiel die Feste Hilsbach durch Verrat in die Hände der Truppen Tillys. Gegen Ende dieses Krieges erfolgten mehrere Belagerungen durch umherziehende schwedische und kaiserliche Kriegsvölker. 1803 kam Hilsbach zum Fürstentum Leiningen und 1806 an das neugeschaffene Großherzogtum Baden.

Hilsbach war unter kurpfälzischer Landesherrschaft Sitz der gleichnamigen Kellerei, danach kurze Zeit leiningisches Rentamt. Nach dem Anfall an Baden gehörte es zunächst zum Amte Eppingen, seit ungefähr 1840 zum Amte Sinsheim.

Von herrschaftlichen Abgaben waren einige Zeit nachgewiesen eine Weihnachts- und Mai-

bede von je 2 Pfund Heller abzüglich 3 Schilling. Als durchschnittliche Erntebede waren festgesetzt 38 Malter Korn und 28 Malter Hafer. An herrschaftlichen Zinsgeldern waren auf Martini fällig 6 Pfund Heller und 16½ Schillingsheller. Da Pfalzgraf Ruprecht der Ältere 1367 dem Deutschritterorden den Pfarrsitz verließ, kam zeitweilig der Orden in den Genuß des großen Frucht- und Weinzehnten von der Hauptgemarkung. Von einigen Bezirken entfielen später Zehntanteile an den reformierten Pfarrer, sowie den reformierten und katholischen Schulmeister. Die beiden Letzteren erhielten daneben noch den kleinen Zehnten. Im Jahre 1519 verkaufte schließlich der Deutschritterorden seinen Zehntanteil an die Kurpfalz. Nach schon früher vorausgegangenen reformatorischen Bestrebungen der Bevölkerung wurde im Jahre 1559 von der Landesherrschaft die reformierte Glaubenslehre eingeführt. Am 18. Februar 1564 fand in Hilsbach eine Religionsunterredung zwischen dem Herzog Christoph von Württemberg und dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz statt. Seit 1698 wurde auch die katholische Pfarrei wieder besetzt. 1707 erhielten die Katholiken den Chor und  $\frac{2}{7}$  des Langhauses der Ortskirche zum Gottesdienst zugesprochen, das restliche Langhaus verblieb den Reformierten. Im Spätmittelalter bestanden an der Pfarrkirche 4 Pfründen und eine Kaplanei. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts war Patronatsherr für die beiden Religionsgemeinschaften der Fürst von Leiningen in Amorbach.

An der Spitze der Stadtverwaltung stand – sicher seit der Mitte des 14. Jahrhunderts – der von der Landesherrschaft ernannte Schultheiß unter Oberaufsicht des Vogtes zu Steinsberg und später des Kellers (Amtmannes) zu Hilsbach. Bürgermeister und Rat vervollständigten die oberste städtische Behörde. Zu Ende des 18. Jahrhunderts war der Stadtrat mit einem Schultheißen, einem Anwalt und 5 Ratsverwandten besetzt.

Zwar bestanden vorübergehend eigene Blut- und Halsgerichte der Stadt, doch die Entschei-

dungen und Urteile waren dem Oberamt Mosbach vorbehalten. Die Voruntersuchung von Straffälligen und die gesamte bürgerliche Rechtsprechung oblagen dem Keller zu Hilsbach. Die Nieder- und Ruggerichtsbarkeit betätigten dagegen der Schultheiß und das städtische Gericht.

### Neckarbischofsheim

Im nördlichen Teil des Kraichgauer Hügellandes (Elsenzgau) an dem Krebsbach auf der linken Seite des Flußgebietes des Schwarzbachs finden wir Neckarbischofsheim. Die Siedlung ist im Süden angelehnt an die sanfte Erhebung des 282 Meter hohen Haubergs. Aktenmäßig nachgewiesen wurde im Jahre 998 eine „villa Bisgovesheim“. Der Boden, auf dem der Ort Bischofsheim sich entwickelte, besteht im Tal aus Muschelkalk und auf den Anhöhen aus Löß. In der Nähe der sogenannten Pulvermühle befinden sich zwei schmale Basaltgänge.

Der Name *Neckarbischofsheim* wurde erst nach dem Anfall des Städtchens an Baden im Jahre 1806 zur Unterscheidung von Tauberbischofsheim üblich. Die Bischöfe von Worms, die seit dem 10. Jahrhundert vom Reich das Bannrecht in den Waldungen zwischen Neckar und Elsenz besaßen, belehnten die Herren von Helmstatt schon frühzeitig, sicher seit Anfang des 13. Jahrhunderts, mit dem Ortsgebiet. Dieter von Helmstatt nahm zwar 1274 das Dorf von König Rudolf I. als unmittelbares Reichslehen, doch übten nach dem Tode des Königs die Bischöfe von Worms wieder die Rechte der Lehensherren aus. Der Ort selbst entstand wahrscheinlich als ein mit Mauern und Wassergraben umgebener fester Platz im Schutz der zu Anfang des 13. Jahrhunderts erbauten ältesten Wasserburg der Herren von Helmstatt.

Die Stadtrechte hat die Gemeinde vermutlich in der Zeit zwischen 1358 und 1378 unter der Regentschaft der Brüder Wiprecht I. und Raban III. von Helmstatt erworben. Die beiden Brüder versahen auch die junge Stadt mit neuen Befestigungsanlagen. Ähnlich wie Eberbach und

Waibstadt erhielt das damalige Bischofsheim Wimpfener Stadtrecht. Da – wie in vielen ähnlichen Fällen – die Gemeinde im Laufe der Jahrhunderte ihres Stadtrechts verlustig gegangen war, bekam sie es am 5. November 1950 erneut verliehen.

Die Stadt (Neckar)-Bischofsheim blieb als sogenannte Vogtsjunkschaft bis zum Jahre 1793 im Besitze der Bischofsheimer Linie der Herren von Helmstatt und zählte als solche zum Ritterkanton Kraichgau. Da verschiedene Mitglieder des von Helmstattschen Hauses in kurpfälzische Kriegs- und Verwaltungsdienste traten, übernahmen die Kurfürsten von der Pfalz, etwa seit dem 15. Jahrhundert, eine Art Oberherrschaft über das Gebiet, während das Bistum Worms fast nur noch die rein kirchliche Verwaltung innehatte. 1793 trat Franz Ludwig von Helmstatt aus der katholischen Linie Hochhausen (Oberöwisheim) in die Erbnachfolge ein. 1806 fiel die Stadt Neckarbischofsheim mit dem westlichen Teil des Ritterkantons Kraichgau an das Großherzogtum Baden. 1806 bis 1819 gehörte Neckarbischofsheim zum Amte Waibstadt, war danach bis 1864 selbst Amtssitz und wurde danach dem Amte Sinsheim zugeteilt. Die Grundherrschaft Helmstatt ernannte den Schultheißen als Vorsitzenden der Stadtverwaltung und bestätigte die Wahl der 24 Rats- und Gerichtsmitglieder. Der Anwalt(schultheiß) war zunächst nur ein Helfer des Schultheißen, seit dem 18. Jahrhundert aber der Sprecher der Gemeinde. Von den beiden späteren Bürgermeistern wurde einer aus dem Gericht, der andere aus der Gemeinde gewählt.

Die Hochgerichtsbarkeit befand sich zunächst nur im Besitze der Grundherren von Helmstatt. Mit zunehmendem kurpfälzischen Übergewicht wurde im 16. und 17. Jahrhundert die Stadt zeitweilig zur kurpfälzischen *Zent* Reichartshausen, auch Stüber *Zent* genannt, einbezogen, wodurch die Stüber *Zent*grafen Einfluß auf Rechtsprechung und Verwaltung gewannen, und die Grundherrschaft Helmstatt teilweise auf niedergerichtliche Entscheidungen beschränkt wurde.

Als Steuer wurden die herkömmlichen herrschaftlichen Abgaben eingezogen. 1329 kamen  $\frac{2}{3}$  des großen Zehnten von Raban von Helmstatt an das Stift Wimpfen. Seit 1443 stand auch der Vorzehnt dem Stifte zu. Bis zum Jahre 1599 bezog der Pfarrer  $\frac{1}{3}$  des Kleinzehnten, dann löste diesen die Gemeinde mit 100 Gulden ab. Die übrigen  $\frac{2}{3}$  des kleinen Zehnten besaßen die Herren von Helmstatt.

Die Pfarrei wurde seit 1329 durch das Stift Wimpfen besetzt. Lutherische Predigten seit dem Jahre 1521 führten anschließend zur Einführung der Reformation. 1812 kam das Patronatsrecht der ersten Pfarrei an den badischen Landesherrn, während das der zweiten Pfarrei der Grundherrschaft verblieb.

### Rotenberg

Vom heutigen Standpunkt gesehen ist es schon fast ein Witz der Geschichte, daß auch die kleine Kraichgau-Gemeinde Rotenberg einmal Stadtrechte besaß. Die Gemeinde liegt am Westrand des Kraichgauer Hügellandes, am Fuße des sogenannten Schloßbergs, zum größten Teil rechts des Angelbachs, eines linken Zuflusses des Leimbachs. Neben Löß findet sich hier roter Mergelboden des Keupers, dem der Ort seinen Namen verdankt.

Die Siedlung entstand im Schutze einer angeblich schon im 11. Jahrhundert vorhandenen Burg. Urkundlich 1184 erstmals erwähnt als „mons vocabulo Rotemberch“, war die Siedlung damals ein Lehen des Grafen Boppo von Laufen aus den Händen des Herzogs Berthold von Zähringen. Im 13. Jahrhundert wurde ein Rittergeschlecht der „Streife(n) von Rotenberg“ erwähnt.

Burg und Ort Rotenberg kamen wahrscheinlich Anfang des 14. Jahrhunderts durch Kaiser Ludwig den Bayern an das Hochstift Speyer und wurden von letzterem an die Herren von Hohenart als Lehen weiter vergabt. Da der Speyerer Bischof Berthold von Buheck (1328–1329), nachdem er zugleich zum Bischof von Straßburg erwählt worden war, seinem

Nachfolger in Speyer verschiedene Besitzungen des Hochstifts nicht herausgeben wollte, erstürmte Bischof Walram von Veldenz (1328–1336) die Feste Rotenberg.

Im Jahre 1338 erteilte Kaiser Ludwig der Bayer dem Bischof Gerhard von Speyer für Rotenberg das Stadtrecht von Landau. Die Reichsstadt Landau befand sich nämlich von 1317 bis 1511 in speyerischem Pfandbesitz.

Bischof Nikolaus I. von Speyer (1371–1381 bzw. 1390) versetzte 1384 dem Edelknecht Trigel von Gemmingen vorübergehend Burg und Stadt Rotenberg samt einigen benachbarten Dörfern um 1500 Gulden. Bischof Raban (1396–1439) verkaufte dann 1435 dem Ritter Eberhard von Neipperg ebenfalls Burg und Stadt. Doch auch diesmal fiel nach einiger Zeit Rotenberg wieder an das Hochstift Speyer zurück. Der fehdelustige pfälzische Kurfürst Friedrich I. beschuldigte Bischof Johann II. von Speyer (1459–1464), den Feinden der Kurpfalz Vorschub geleistet zu haben, weshalb er 1462 nach der Schlacht bei Seckenheim Stadt und Burg Rotenberg in seine Gewalt brachte. Im Verlaufe des bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieges gelang es dem Speyerer Bischof Philipp I. von Rosenberg (1504–1513) die Stadt Rotenberg mit Zubehör um 12000 Gulden zurückzukaufen. Ende April 1525 wurde Rotenberg von aufständischen Bauern besetzt und später das Schloß durch dieselben teilweise zerstört. Nach dem Sieg über den bruhrainischen Bauernhaufen am Letzenberg bei Malsch lagerte in der Nacht vom 23. auf 24. Mai 1525 das Hauptheer des Kurfürsten Ludwigs V. von der Pfalz bei Rotenberg.

Während des Schmalkaldischen Krieges zogen 1546 Württemberger und Kursachsen durch Rotenberg. Auch im Dreißigjährigen Krieg wurde das Städtchen verschiedentlich heimgesucht u. a. wahrscheinlich 1621 durch Mansfeldische Truppen. Mit den übrigen rechtsrheinischen speyerischen Besitzungen fiel Rotenberg 1803 an Baden.

Rotenberg war sicher seit 1341 Sitz eines bischöflich speyerischen Amtmannes, der jedoch

mit dem Bedeutungsverlust des Städtchens seit dem 18. Jahrhundert im benachbarten Rauenberg amtierte.

Im Mittelalter sind als Abgaben vorwiegend Zoll und Ungeld nachweisbar, deren Einnahmen vermutlich zur Hälfte in die Stadtkasse kamen. Durch das Stadtrecht waren die Bewohner vor allen herrschaftlichen Frondiensten befreit, nur zur Erntezeit konnten sie teilweise zur Hilfeleistung herangezogen werden. Allerdings dürften im Laufe der Zeit mit der Minderung des städtischen Charakters von Rotenberg auch diese Vorrechte nach und nach unwirksam geworden sein. Als im Jahre 1827 eine Erhebung über den Zehnten, als Vorstufe der vorgeesehenen Zehntablösung, angestellt wurde, ergaben sich für Rotenberg folgende Angaben: Es standen zu vom großen Zehnten  $\frac{11}{12}$  der Landesherrschaft,  $\frac{1}{12}$  der Kirche; der Vorzehnt in dazu bestimmten Bezirken der Pfarrei allein; der Novalzehnt der Staatskasse. Nach gleichen Grundsätzen war auch der Weinzehnt aufgeteilt. Vom kleinen Zehnten gehörten aus dem gemeinschaftlichen Zehntbezirk der Pfarrei  $\frac{6}{12}$ , der Staatskasse  $\frac{5}{12}$ , der Kirche  $\frac{1}{12}$ . Der Vorzehnt des Kleinzehnten war der Pfarrei und der des Novalzehnten der Staatskasse vorbehalten.

Der Gemeinde stand der herrschaftliche Schultheiß vor, dessen Befugnisse jedoch ziemlich eingeschränkt waren, da auf der Burg Rotenberg ein bischöflich speyerischer Amtmann und im Städtchen selbst ein herrschaftlicher Keller wohnten. Dem Schultheiß zur Seite traten die Räte – vermutlich wie üblich 12 Mann –, die zugleich Gerichtsschöffen waren. Während die Niedergerichtsbarkeit der Stadt zustand, blieb die Hochgerichtsbarkeit alleiniges Vorrecht der Landesherrschaft.

Kirchlich war Rotenberg ursprünglich selbständige Pfarrei, gehörte aber sicher seit 1496 als Filiale von Mühlhausen zum Bistum Worms und damit zum Archidiakonat des Propstes zu Wimpfen im Tal und dem Dekanat Waibstadt. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden Rotenberg und Mühlhausen zu einer Pfarrei Ro-

tenberg vereinigt. Das Patronat war sicher seit 1366 in speyerischem Besitz, kam jedoch von 1462 bis Anfang des 16. Jahrhunderts vorübergehend an die Kurpfalz.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts setzte sich die „Friedensbesatzung“ der Burg Rotenberg neben dem Amtmann, dem aus je einem Bäcker, Koch, Holzknecht und einer Magd bestehenden Bedienungspersonal, noch aus zwei Burgwächtern und zwei Torwarten zusammen.

### Unteröwisheim

Unteröwisheim, ebenfalls eine Gemeinde des Kraichgauer Hügellandes, links des Kraichbach liegend, hat als Boden in den Höhenlagen Gipskeuper, im Tale gegen Norden sumpfiges Schwemmland des Kraichbachs und Löß.

Die Namensform des Ortes war – vor allem im Spätmittelalter – sehr unterschiedlich. So finden wir sie z. B. 1277 als „Owensheim inferius“, 1350 als „Nidern Aweshain“, 1401 als „Undern Auwesheim“, 1403 als „Munichauwesheim“ und schließlich 1551 als „Under-Eußheim“. Letzte Form erinnert an die heutige mundartliche Aussprache „Unnereuse“.

Unteröwisheim ist sicher bedeutend älter als seine erste urkundliche Erwähnung, doch dürfte die 771 genannte „Auuinisheimer marca“ und der 784 genannte Ort „Auvinesheim“ sich sehr wahrscheinlich auf das Dorf Oberöwisheim beziehen. Der Ort war ursprünglich im Besitz der Kraichgaugrafen, nach 1210 der Grafen von Eberstein, die ihn während des 13. Jahrhunderts vorübergehend ihren Ministerialen, den Herren von Oewisheim, zu Lehen gaben. Um 1260 waren auch das Bistum Speyer und das Kloster Maulbronn in Unteröwisheim begütert. Die Ebersteiner überließen etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts Unteröwisheim den Markgrafen von Baden.

Der Zeitpunkt der Verleihung des Stadtrechts allerdings ist ungewiß, erfolgte wahrscheinlich aber erst unter württembergischer Herrschaft. Der älteste bis jetzt bekannte Beleg stellt eine Bürgerfahne vom Jahre 1747 dar mit der Um-

schrift „Insigne civium in Unteroewisheim“. Im Jahre 1346 verkaufte Markgraf Hermann IX. von Baden die Hälfte von Unteröwisheim samt dem Kirchensatz um 1200 Pfund Heller an das Kloster Maulbronn, das um jene Zeit dort schon einen Fronhof (ehemaliges Schloß) besaß. Markgraf Bernhard I. von Baden veräußerte 1395 dem Kloster weitere Gerechtsame in Unteröwisheim. 1411 gelangte Maulbronn dann in den vollständigen Besitz des Ortes, als noch verbliebene Anrechte des badischen Markgrafen auf einem Tag zu Heidelberg als nichtig erklärt wurden.

Als im Jahre 1504 im bayerischen Erbfolgekrieg Herzog Ulrich von Württemberg die Schutzvogtei über das Kloster Maulbronn – die zuvor Kurpfalz besessen hatte – sich aneignen konnte, kam auch Unteröwisheim unter württembergische Oberhoheit. Die dem Kloster zustehenden Rechte – so u. a. der Kirchensatz und die Bestellung des Pflegers – blieben zunächst unter württembergischer Herrschaft noch gewahrt, mit der Umwandlung der Abtei in eine evangelische Klosterschule im Jahre 1558 kam aber diesen Rechtsansprüchen nur noch rein formelle Bedeutung zu.

Am 3. Februar 1657 regelten Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz und Herzog Eberhard von Württemberg durch einen Vertrag die verbliebenen kurpfälzischen Rechte in den Gemeinden Unteröwisheim, Zaisenhausen und Bahnbrücken. Schließlich erwarb am 15. Dezember 1747 Württemberg gegen Abtretung seiner Ansprüche in Zaisenhausen, Gölshausen und Sprantal die letzten schirmvogteilichen Rechte der Kurpfalz in Unteröwisheim. Auch diese Regelung wurde dann gegenstandslos, als man 1806 die Stadt Unteröwisheim dem Großherzogtum Baden zuerkannte.

Der Gemeinde Unteröwisheim stand der von der Bürgerschaft erwählte und durch die Herrschaft bestätigte Schultheiß vor, unterstützt von zwei Bürgermeistern (Gemeinderechnern), zu denen später noch der sogenannte Stadtmann hinzukam. Die Oberaufsicht führte unter maulbronnischer und württembergischer Herr-

schaft der Pflieger, dem die Verwaltung der herrschaftlichen Güter und Besitzungen anvertraut war. Der städtische Rat bestand wie üblich aus 12 (oft auch nur 6–8) Mitgliedern, die meist zugleich als Richter amtierten.

Das städtische Gericht bestand aus dem Schultheiß und den meist zugleich als Räte tätigen 12 Richtern. Die Hochgerichtsbarkeit war allerdings rein herrschaftlich. Kaiser Wenzel erteilte 1381 dem Kloster Maulbronn die Gerichtsbarkeit über Unteröwisheim. Als Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz 1525 die aufständischen Bauern im Kraichgau niederwarf, nahm er Unteröwisheim vorübergehend bis etwa 1534 in Besitz und beanspruchte wieder die früheren schirmvogteilichen Rechte seines Landes. Durch den deshalb am 4. Februar 1536 geschlossenen Vertrag wurde zwar die württembergische Oberhoheit über Unteröwisheim anerkannt, doch behielt sich die Kurpfalz verschiedene Rechte vor, u. a. mußten alle peinlichen Fälle dem kurpfälzischen Oberamt in Bretten mitgeteilt werden.

Bei der Stadtverwaltung nahmen – sicher seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts – bei wichtigen Gemeindeangelegenheiten ein Ausschuß von 24 Bürgern an den Beratungen teil. Ein Großteil der Steuern – besonders soweit sie aus dem Patronatsrecht abgeleitet werden konnten – fielen dem Kloster Maulbronn zu. 1442 kam der noch Ebersteinische Anteil am Weinzehnten ebenfalls an die Abtei. Die Verwaltung der eingehenden Gelder und Naturalien oblag dem Pflieger. In die der weltlichen Obrigkeit gehörigen Abgaben teilten sich Württemberg und Kurpfalz mit verschiedentlich wechselnden Anteilen.

Nachdem schon seit 1531 in Unteröwisheim reformatorische Bestrebungen festzustellen waren, wurde im Jahre 1534 durch Württemberg die Reformation offiziell eingeführt, obwohl das Bistum Speyer und die Abtei Maulbronn hiergegen noch Einspruch erhoben. Je nach der militärischen Lage – etwa bei Vorhandensein von kaiserlichen Truppen – amtierten gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges vorüberge-

hend auch wieder katholische Geistliche in dem Städtchen.

Betrachten wir den geschichtlichen Ablauf der Ereignisse im Zusammenhang, so erkennen wir, daß vor allem das Bistum Speyer, die Kurpfalz, die Markgrafschaft Baden-Durlach, die Grundherrenschaften des Ritterkantons Kraichgau sowie etliche kirchliche Institutionen wie beispielsweise das Kloster Maulbronn, die Stifte Odenheim, Sinsheim und Wimpfen

das territoriale Bild des Kraichgaus bestimmten. Die herrschaftlichen und religiösen Gegensätze im Südwesten des Reiches und die unmittelbare Nachbarschaft des zentral gelenkten Frankreich waren auch hier – wie allgemein im Oberrheingebiet – die maßgebenden Faktoren des politischen Geschehens. Die auffallend bunte Gemengelage der Territorien Südwestdeutschlands in vergangenen Jahrhunderten spiegelte sich gerade auch im Kraichgau deutlich wider.

# Wettbewerb „Junge Mundart“

Zur Förderung der alemannischen Mundart führt der „Alemannische Gesprächskreis“ einen Mundartwettbewerb durch.

Teilnahmeberechtigt sind alle an der alemannischen Mundart Interessierten im Bereich des Regierungspräsidiums Freiburg bis 35 Jahre.

Der Wettbewerb gliedert sich in drei Teile:

1. Poesie (Gedichte)
2. Prosa (Kurzgeschichten)
3. Allgemeine Einsendungen (Lieder, Reden, Vorträge u. a.).

Alle Einsendungen können schriftlich oder auf Tonband, bzw. Kassetten gesprochen, eingesandt werden. Sie sollen nicht länger als höchstens 3 Schreibmaschinenseiten bzw. 15 Minuten Sprechdauer sein.

**Einsendeschluß ist der 1. November 1975**

Für jede Gruppe sind jeweils folgende Preise ausgesetzt:

1. Preis 1 000,— DM
  2. Preis 500,— DM
  3. Preis 250,— DM
  4. Preis 100,— DM
- und weitere Sachpreise.

Das Preisgericht setzt sich aus 7 Vertretern des Alemannischen Gesprächskreises zusammen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einsendungen mit Angabe des Alters sind zu richten an das Regierungspräsidium Freiburg, 78 Freiburg i. Br., Kaiser-Joseph-Straße 167.

# Aus der Vergangenheit Walldorfs

Engelbert Strobel, Karlsruhe

Selten ist eine Stadt so sehr mit einer Person in Verbindung gebracht worden wie Walldorf mit seinem großen Sohn, dem späteren nordamerikanischen Großkaufmann Johann Jakob Astor. Astor, der bekanntlich am 17. Juli 1763 in Walldorf geboren wurde und am 30. März 1848 in New York starb, war der Prototyp des erfolgreichen nordamerikanischen Geschäftsmannes deutscher Herkunft. Im Gedenken an ihn wurde bereits 1854 in Walldorf von der Astorstiftung ein Alters- und Versorgungsheim eröffnet. Hierbei wird allerdings oft vergessen, daß Astor nicht der einzige nennenswerte Walldorfer ist, der um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert lebte. Hingewiesen sei deshalb auch auf den Hofprediger und pfalzgräflichen Hofmeister Joseph Anton Franz Maria Sambuga, der am 9. Juni 1752 ebenfalls in Walldorf das Licht der Welt erblickte und am 5. Januar 1815 in München das Zeitliche segnete.

Walldorf liegt in der oberrheinischen Tiefebene zwischen dem Flußgebiet des Leimbachs und des Kraichbachs auf dem Sand- und Kiesboden der Rheinebene. Die Gegend war schon frühzeitig besiedelt. Die Siedlung Walldorf selbst gehörte zum Lobdengau und wurde bereits im 8. Jahrhundert wiederholt in Urkunden des Klosters Lorsch, das dort reich begütert war, genannt. König Heinrich schenkte im Jahre 1230 das Dorf dem Pfalzgrafen Otto I.

Pfalzgraf Ludwig II. löste 1268 mehrere Güter in Walldorf, die den Herren von Sternfels verpfändet worden waren, wieder ein. Derselbe vermachte am 7. Januar 1288 seiner Gemahlin Mechthild verschiedene Besitzungen u. a. auch in Walldorf. Nach 1294 erhielt diese den Ort zum späteren Witwensitz angewiesen, den sie 1323 zugleich im Namen ihres Sohnes Adolf an den Grafen Eberhard von Württemberg ver-

pfändete. Doch einige Zeit danach wurde Walldorf von der Pfalz erneut eingelöst. Am 18. März 1462 in der Fehde gegen Kurfürst Friedrich I. verbrannten württembergische und markgräflich-badische Truppen die Dörfer Walldorf, Nußloch, Sandhausen und St. Jlg. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte der Ort mehrfach unter den Ausfällen der Besatzungen der Festung Philippsburg zu leiden. Auch im Orléansschen Kriege wurde Walldorf schwer heimgesucht, so legten u. a. 1691 die Franzosen das Dorf teilweise in Brand und besetzten es vorübergehend im Jahre 1694. Auch im folgenden 18. Jahrhundert war Walldorf ständig Gegenstand militärischer Operationen. So fand 1704 ein Durchmarsch kaiserlicher Truppen statt und Mitte Juni 1707 errichteten die Franzosen in und bei Walldorf ein Truppenlager. In den späteren Feldzügen am Oberrhein waren weitere Einquartierungen, Kontributionslieferungen und Durchmärsche zu melden; so während des Polnischen Erbfolgekriegs und des Österreichischen Erbfolgekriegs. Im Letzteren zogen u. a. im Jahre 1744 österreichische und ungarische Heeresverbände durch Walldorf. Ende September 1795 marschierten kaiserliche Truppen durch den Ort zur Belagerung der von den Franzosen besetzten Stadt Mannheim. Im Verlaufe des Jahres 1799 – beim Kampfe um die Reichsfestung Philippsburg – quartierten sich abwechselnd Franzosen und Kaiserliche in Walldorf ein.

1803 kam Walldorf mit den übrigen rechtsrheinischen Besitzungen der Kurpfalz an Baden. In der kurpfälzischen Zeit gehörte Walldorf zum Oberamt Heidelberg, Zent Kirchheim. Unter badischer Landesherrschaft kam der Ort bis 1829 zum Amt Heidelberg, von da bis 1936 zum Amt Wiesloch, das schließlich in diesem Jahr

mit dem Amtsbezirk (später Landkreis) Heidelberg vereinigt wurde. Die Erhebung Walldorfs zur Stadt erfolgte erst zu Beginn unseres Jahrhunderts und zwar durch die Großherzoglich Badische Staatsministerialeschließung vom 2. September 1901.

An der Spitze der Gemeinde Walldorf stand seit dem ausgehenden Mittelalter der herrschaftliche Schultheiß, den ein später hinzukommender Anwalt und 1–2 Bürgermeister (Gemeindefreier) in seinen amtlichen Obliegenheiten unterstützten. Daneben wirkten die Gerichtsschöffen, welche wahrscheinlich zugleich als Räte amtierten. Im 18. Jahrhundert mußte der Schultheiß dem katholischen Glaubensbekenntnis angehören, obwohl die Katholiken innerhalb der Gemeinde eine Minderheit darstellten.

Das Ortsgericht setzte sich aus dem Schultheißen, dem Anwalt, den Schöffen und einem Gerichtsschreiber zusammen. Es entschied im allgemeinen nur über bestimmte niedergerichtliche und bürgerliche Angelegenheiten. Die Hochgerichtsbarkeit unterstand dem Gericht der Kirchheimer *Zent* bzw. dem Oberamt Heidelberg. Sicher seit dem 17. Jahrhundert trat außerdem bei wichtigen Gemeindeberatungen ein Bürgerausschuß von 24 Mitgliedern zusammen.

Im Mittelalter gehörte Walldorf kirchlich zum Bistum Worms und innerhalb desselben zum Archidiakonats des Propstes von Neuhausen und dem Landdekanat Heidelberg. Schon 1197 hatten die Bischöfe von Worms den Pfarrsatz inne, der 1294 an das Domkapitel Worms überging. Bis 1302 war das Patronatsrecht mitunter auch an verschiedene Adelsfamilien verpfändet. 1556 wurde auch in Walldorf das lutherische und 1560 das reformierte Glaubensbekenntnis eingeführt.

In Ausführung der kurpfälzischen Religionsdeklaration vom 21. November 1705 fiel die Pfarrkirche der sich neu bildenden katholischen Kirchengemeinde zu. Die reformierte Kirchengemeinde kam 1707 zur Pfarrei Reilingen, seit 1748 zur Pfarrei Nußloch. Die ebenfalls seit

Anfang des 18. Jahrhunderts erneut bestehende lutherische Kirchengemeinde wurde damals von Wiesloch aus pastoriert.

Ein Spiegelbild der religiösen Spaltung bot auch seit dem 16. Jahrhundert das örtliche Schulwesen. So finden wir eine reformierte Schule seit 1573 genannt; seit 1702 bestand eine katholische und seit 1715 eine lutherische Volksschule. Durch die Union 1821 wurden die lutherische und die reformierte Schule vereinigt, bis 1877 das gesamte Volksschulwesen in einer Simultanschule zusammengeschlossen wurde.

Sehr verwickelt durch die verschiedenartigen Rechtsansprüche war in Walldorf das Zehntwesen des Ortes. So waren gegen Ende des Mittelalters bis zur Säkularisation 1803 in Walldorf zehntberechtigt: Vom großen Fruchtzehnten das Domkapitel Worms mit  $\frac{4}{10}$ , die geistliche Verwaltung des Klosters Schönau bei Heidelberg mit  $\frac{3}{10}$  (darunter  $\frac{2}{10}$  des ehemaligen Stiftes Sinsheim), die Nonnen über Hasenpful in Speyer mit  $\frac{2}{10}$ , der katholische Schulmeister mit  $\frac{1}{10}$ . Vom kleinen Zehnten erhielt die katholische Pfarrei  $\frac{3}{6}$ , die geistliche Verwaltung  $\frac{1}{6}$ , die Nonnen über Hasenpful  $\frac{1}{6}$ , die katholische Schule  $\frac{1}{6}$ .

Von 1803 bis zur allgemeinen Zehntablösung nach 1831 bezog die badische Landesherrschaft vom großen Zehnten die Anteile des Domkapitels Worms und der Nonnen über Hasenpful (zusammen  $\frac{6}{10}$ ), sowie vom kleinen Zehnten ebenfalls den Anteil der Nonnen ( $\frac{1}{6}$ ). Der sogenannte St. Leoner Zehnt bis 1803 vom Domkapitel Speyer erhoben, ging danach gleichfalls an die badische Landesherrschaft über. In den sogenannten Mainzer Zehnten teilten sich die katholische Pfarrei Walldorf und das Dominikanerkloster Heidelberg; nach 1803 bezog ihn die katholische Pfarrei allein.

Nach einer Aufstellung der Domänenverwaltung Heidelberg vom Jahre 1830 erhielten ferner: den gesamten Zehnten des Alt-Noval Ackerlandes der großherzogliche Fiskus; den großen Zehnten des Neu-Noval Ackerlandes das großherzogliche Aerar; den kleinen Zehnten desselben Bezirks je zur Hälfte der großherzog-

liche Fiskus und die katholische Pfarrei Walldorf. Die Abgaben des sogenannten Ringelzehnt- und des Wiesenzehntdistrikts standen der katholischen Pfarrei zu; ebenso war der Blutzehnt Bestandteil der Besoldung der katholischen Ortsgeistlichen.

Man kann sich vorstellen, daß eine derart aufgesplitterte Abgabenordnung den zuständigen Beamten bei der Zehntablösung mancherlei Kopfzerbrechen bereitete.

Weniger eigentlich historische Belange als der aufstrebende Vieh-, Hopfen-, Tabak- und Landesproduktenhandel (Spargel) und die Zigarrenindustrie waren maßgebend, der sich der Zahl von 4000 Einwohnern nähernden Gemeinde im Jahre 1901 das Stadtrecht zu verleihen. Eine seit 1902 bestehende Straßenbahnverbindung zum Bahnhof Wiesloch-Walldorf wurde 1906 auf elektrischen Betrieb umgestellt.

## *Gemach*

*Gemach, o Herz, gemach!  
Dir hilft kein zornig Schlagen,  
was heute deine Schmach,  
ist morgen zu ertragen.*

*Wie immer mit Bedacht  
dein Pochen stets gewesen,  
so wirst du über Nacht  
auch dieser Not genesen.*

*Du ahnst die Ewigkeit  
im stillen, steten Ticken,  
so fühl mit jedem Leid,  
erquick dich im Erquickten.*

*Hubert Baum*

# Die letzten fürstlichen Besitzer und Bewohner der Gochsheimer Schlösser 1679–1728

Rudolf Herzer, Freiburg i. Brg.

Gochsheim i. Kraichgau – heute 7527 Stadt Kraichtal – war uralter Besitz der ehem. Grafen von Eberstein, die nach einer sagenhaften Urkunde schon im Jahr 635, unter König Dagobert I. (623–639) hier eine Burg gebaut haben sollen. Diese Burg wird ab 1220–1520 weiterhin urkundlich erwähnt. Reste von ihr, samt eines ehem. Bergfrieds, stecken in den Substruktionen des Hauses Hagenbucher-Weigel Nr. 87, im Vorhof des vorderen Schlosses. Vor 1521 begannen die Grafen Bernhard und Wilhelm von Eberstein mit dem Bau von zwei neuen Schlössern, die vermutlich unter Graf Philipp von Eberstein (1523–1589) vollendet worden sind.

Mit dem Tod des Grafen Casimir von Eberstein (1639–1660) starb dieses berühmte Geschlecht im Mannesstamm aus. Dessen einzige Tochter: Albertine Sophie Esther von Eberstein, Frauentburg, Forbach und Werthenstein, heiratete am 9. 2. 1679 in Neuenstadt a. d. Linde den Herzog Friedrich August von Württemberg und Teck, Graf zu Mömpelgart, Herr zu Heidenheim (1654–1716). Er war der Sohn des Herzogs Friedrich von Württemberg-Neuenstadt und der Klara Augusta von Braunschweig in Wolfenbüttel.

Die Geschwister des Herzogs Friedrich August waren:

1. Ferdinand Wilhelm \* Neuenstadt 12. 9. 1659, † Sluis/Flandern 7. 6. 1701, an einer Wunde über dem Auge, die er in Ungarn erhalten hatte,
2. Karl Rudolf \* Neuenstadt 29. 5. 1667, † Neuenstadt 17. 11. 1742, beide berühmte Heerführer,

3. Sophie Dorothea \* Neuenstadt 26. 9. 1658 † 13. 7. 1681 ⚭ 16. 9. 1680 mit Ludwig Christian Graf zu Stollberg.

Herzog Friedrich August reiste nach vollendeter häuslicher Erziehung mit seinem Bruder Ferdinand 1672, unter Begleitung Stoffels und Friedrichs von Weiler, eines vielgereisten, mehrerer neuen Sprachen wohlkundigen Edelmannes, nach Genf, wohin es damals der Ruf des Publizisten Philipps Andreas Oldenburger mehrere Fürstensöhne zog. Beide Prinzen hörten bei diesem Manne Vorlesungen über Politik und Geschichte und legten sich dabei eifrig auf die französische Sprache und auf Leibesübungen. Im September und Oktober 1673 machten sie eine Reise nach Südfrankreich, konnten aber ihren Vorsatz, auch Paris zu besuchen, nicht ausführen, weil ihr Vater sie wegen des zwischen Frankreich und dem Kaiser ausgebrochenen Krieges nach Hause zurückrief (1674). Dieser Krieg verschaffte beiden Brüdern Gelegenheit, ihre kriegerische Laufbahn zu eröffnen. Friedrich August ging im Sommer 1674 ins Elsaß und trat als Rittmeister in ein Braunschweigisch-Lüneburgisches Reiterregiment ein. Mit diesem focht er in der Schlacht bei Ensisheim am 24. 9. 1674, wo er sich sehr auszeichnete und an der rechten Hand verwundet wurde. Er achtete anfangs diese Wunde nicht und blieb beim Heer, bis ihre Verschlimmerung ihn zwang, nach Straßburg zu gehen. Bald aber schloß er sich dem Heer wieder an und zog mit ihm nach Breisach. Die vielen Strapazen und die schlechte Witterung griffen ihn aber so sehr an, daß er ein heftiges Nervenfieber bekam. Er ließ sich deswegen nach Stuttgart bringen, wo ihn Herzog Wilhelm Ludwig sehr sorgsam pflegte



*Herzog Friedrich August  
von Württemberg.  
\* 12. 3. 1654 in Neuenstadt  
a. d. Linde,  
† 6. 8. 1716 in Gochsheim*

ließ und wo er nun auch gegen Erwarten bald wieder genas. Jetzt eilte er sogleich wieder zum deutschen Heer, welches den Rhein überschritt und bei dem er auch seinen Bruder Ferdinand Wilhelm fand. Dieser nämlich hatte, mit Erlaubnis seines Vaters, den Braunschweigisch-Lüneburgischen General-Feldmarschall Johann Adolf von Holstein-Ploen im Winterquartier in Geislingen besucht und es bei ihm durch seine Bitten dahin gebracht, daß er das Heer als Freiwilliger begleiten durfte. Beide Brüder machten nun die Schlacht bei Trier am 11. 8. 1675 gegen den französischen Marschall de Gregui mit, in welcher Ferdinand Wilhelm die ersten Proben seines Heldenmutes ablegte und einen französischen Offizier mit eigener

Hand gefangen nahm. Seinem Bruder, der sich stets im Getümmel befand, wurden damals drei Pferde unter dem Leib erschossen und eine Kugel durchlöcherte ihm seine Uniform, ohne ihn zu verletzen. Herzog Friedrich August, indessen zum Braunschweigisch-Lüneburgischen Oberstwachmeister ernannt, machte anschließend die folgenden Feldzüge mit und zeichnete sich besonders im Treffen bei Saarbrücken und bei der Belagerung von Stade aus. Kurz vor dem Abschluß des Nimweger Friedens mußte er seine kriegerische Laufbahn beschließen, denn sein Vater wollte seinen ältesten Sohn und künftigen Regierungsnachfolger nicht länger den Gefahren des Krieges aussetzen und berief ihn daher zu sich nach Neuenstadt zurück.

*Albertina Sophia Esther*  
*geb. von Eberstein,*  
*Herzogin von Württemberg.*  
\* 20. 5. 1661 in Gochsheim,  
† 24. 5. 1728 in Gochsheim



Hier vermählte sich Herzog Friedrich August am 9. 2. 1679 mit Albertine Sophie Esther, der einzigen, erst nach des Vaters Tode geborenen Tochter des letzten Sprößlings eines uralten Adelsgeschlechts, des Grafen Casimir von Eberstein, die er vermutlich auf Durchreisen nach Genf und Einquartierungen während der damaligen Kriege kennengelernt hatte. Sie brachte ihm das Städtchen Gochsheim im Kraichgau mit den beiden Schlössern, den halben Anteil des ehem. Ebersteinischen Besitzes Gernsbach und etliche Güter von Werdenstein an der Grenze von Lothringen, ein.

Der Herzog war ein Enkel des berühmten Greiners, von dem Uhland im „Überfall zu Wildbad“ sagen läßt: „Ich kenne wohl die

Rose, sie führt so scharfen Dorn, ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmigen Zorn!“. Aber drei Jahrhunderte sind eine lange Zeit, auch für den grimmigsten Zorn und als der tapfere Enkel des Greiners um die „letzte Rose von Eberstein“ freite, wurde sie ihm nicht versagt. Im März 1682 folgte Friedrich August seinem Vater nach und nahm seinen Sitz in Gochsheim, das damit Residenz des Herzogs v. Württemberg-Neuenstadt wurde. Als die Franzosen im Jahr 1688 wiederholt in den Kraichgau einfielen und Gochsheim plünderten, verlegte er seine Residenz wieder nach Neuenstadt an der Linde. Als im gleichen Jahr der Herzog zu Bezeugung vieles Guten und Abwendung großen Schadens bei der französischen Generalität zu Heilbronn



*Friederike von Württemberg*  
\* 27. 7. 1699 in Gochsheim,  
† 8. 5. 1751 Neuenstadt

gewesen und in dem Deutschen Haus Abschied nehmen wollte, ist er durch einen Mißtritt viele Stufen die Treppe hinuntergefallen und hat eine so tiefe Wunde in der Stirne bekommen, daß man ihn für tot weg in den württembergischen Pflughof trug, wo er aber bald wieder zu sich kam. Für die wunderbare Rettung hat er Gott inbrünstig gedankt und den Tag des Falles – nämlich den 3. 11. 1688 – alle Jahre mit Beten und Fasten zelebriert, auch ein besonderes Almosen den Hausarmen gestiftet.

Am 2. 8. 1689 wurde Gochsheim von den Franzosen abermals ausgeplündert und bis auf ein Haus (vermutlich das alte Schafhaus gegenüber dem heutigen) gänzlich niedergebrannt. Selbst die Schlösser und die Kirche

schonten sie nicht und erbrachen in letzterer sogar die gräflich-ebersteinische Familiengruft, in der die Eltern der Herzogin ruhten. Beide Gebäulichkeiten ließ der Herzog mit vielen Kosten wieder herstellen und unterstützte auch die Einwohner des Städtchens so großmütig, daß sich dasselbe bald wieder – in besserem Zustand als vorher – erhob.

Mit seinen Brüdern, die als Heerführer sehr berühmt geworden sind, stand er stets in Briefwechsel. Sie kamen auch öfters zu ihm auf Besuch nach Gochsheim, wo sie durch die Bevölkerung begeistert begrüßt wurden.

Karl Rudolf focht mit dem Herzog Marlborough – ein Verwandter des späteren Premierministers CHURCHILL in England –, Prinz

Eugen von Savoyen und Markgraf Ludwig von Baden gegen ein bayerisch-französisches Heer, in der Schlacht bei Höchstett (13. 8. 1704) und in der Schlacht bei Ramillies (23. 5. 1706), wofür er durch Marlborough und den König von Dänemark, sowie die englische und holländische Regierung gelobt wird. Der Zar von Rußland teilte ihm 1716 den Tod seines ältesten Bruders in Gochsheim mit. Im gleichen Jahr kehrt Karl Rudolf nach Neuenstadt zurück. 1734 ist er Reichsgeneralfeldmarschall und hat die Aufsicht über die Festungen Freiburg i. Brg., Breisach und Kehl. Sein älterer Bruder Ferdinand Wilhelm hat eine noch größere Heereslaufbahn. 1675 focht er am Rhein, Dänemark, Feldzug Schonen. 1677 wird er in Wien vom Kaiser begrüßt. 1681 im schwedisch-dänischen Krieg. König Christian V. verleiht ihm den goldenen Degen und den Elefantenorden und ernennt ihn zum Generalleutnant.

In den Feldzügen gegen die Türken in Ungarn wird er am 10. 7. 1685 bei Neuhäusel durch einen Schuß von einem Janitscharen über dem linken Auge in die Stirne verwundet. Trotz dieser schweren Verwundung zieht er 14 Tage später mit verbundenem Kopf hoch zu Roß wieder in die Schlacht. Diese Verwundung führte später zum Tod. Am 3. 10. 1691 wird Ferdinand Wilhelm vom König von England in einem Triumphzug durch London geführt. König Wilhelm von Holland ernennt ihn zum General. 1695 wird er Gouverneur von Breda. Nach dem Frieden empfängt ihn der König von Frankreich in Ehren als französischen Prinzen von Geblüt. Ein französischer General, der ihn beleidigte, mußte Abbitte leisten.

In den letzten Jahren seines Lebens litt Herzog Friedrich August in Gochsheim sehr an Engbrüstigkeit. Er suchte deswegen mehrere Jahre mit gutem Erfolg den Zaisenhauser Sauerbrunnen auf. Als er von einer solchen Kur zurückkam, überfiel ihn eine heftige Ruhr mit hohem Fieber, an der er am 6. 8. 1716 starb und in einer Gruft in der Kirche zu Gochsheim beigesetzt wurde.

Albertine Sophie Esther, geborene Gräfin von Eberstein, war am 20. 5. 1661 in Gochsheim geboren. Ihre Eltern waren: Casimir Graf von Eberstein, Herr zu Frauenburg, Forbach und Wertenstein, \* Gernsbach 19. 4. 1639 † Heidelberg 22. 12. 1660 an der Pest; Maria Eleonora Gräfin von Nassau-Saarbrücken \* 12. 8. 1636 † Gochsheim 16. 12. 1678. Beide beigesetzt in der Sakristei der St.-Martins-Kirche in Gochsheim.

Aus ihrer Ehe gingen 14 Kinder hervor, wovon 1 Prinz und 3 Prinzessinnen tot zur Welt kamen. Die übrigen waren:

1. Friedrich Casimir  
\* 7. 10. 1680, † 9. 10. 1680
2. Ludwig Friedrich  
\* 1. 10. 1681, † 9. 10. 1681
3. Friedrich Samuel  
\* 11. 5. 1684, † 13. 5. 1684
4. August Friedrich  
\* 4. 4. 1687, † 21. 7. 1687
5. Karl  
\* 26. 12. 1688, † 19. 3. 1689
6. Adam  
\* 30. 5. 1690, † 1. 7. 1690
7. Auguste Sophie  
\* 24. 9. 1691, † 1. 3. 1743  
Neuenstadt  
∞ 5. 12. 1709 mit Friedrich Eberhard,  
Graf von Hohenlohe-Kirchberg.  
Ehe kinderlos.
8. Eleonore Wilhelmine Charlotte  
Kanonissin in Gandersheim  
\* 24. 6. 1694, † 11. 8. 1751
9. Friederike  
Äbtissin in Walloe/Dänemark  
\* 27. 7. 1699, † 8. 5. 1781
10. Friedrich  
\* 6. 7. 1701, † 21. 10. 1701

Eine Reihe dieser Kinder wurden in der fürstlichen Gruft in Neuenstadt a. d. Linde beigesetzt. Hier ruhen auch die Eltern und die berühmten Brüder des Herzogs Friedrich August, unter deren Schutz sich auch die beiden ledigen Töchter des Herzogs begaben.

Die Herzogin-Witwe blieb als Richterin und Regentin in den Schlössern ihrer Väter und die 12jährige Regierung der vielgeprüften Frau war für Gochsheim noch eine gute Zeit. Die letzte „Rose von Eberstein“ war eine gute Landesmutter, wie der verstorbene Herzog sehr fromm, wohlthätig, leutselig und allem nach eine sehr natürliche und anspruchslose Frau. An ihrer Seite blieb noch der kleinere Hofstaat, wie er namentlich im Gochsheimer Geschichts- und Sippenbuch aufgeführt ist, insbesondere ihre langjährige Kammerfrau Sophie Margarete Heinrich, \* 20. 2. 1676, † 17. 8. 1757, Tochter des Stadtschreibers Johann Jakob HEINRICH und Anna Elisabeth Dieffenbacher aus Eppingen (Adolf Neureuter: Dieffenbacher, ein altes

Eppinger Geschlecht, Kepnerdruck Eppingen 1967), die bis zu ihrem Tod im hinteren Schloß das Wohnrecht hatte. Die Herzogin starb am 24. 5. 1728 in Gochsheim.

Die Ölbilder der gräflichen und fürstlichen Gochsheimer Herrschaften hängen heute in den Schlössern Weikersheim und Neuenstein als Fürstl. Hohenlohe-Öhringen'sche Stiftung. Fotokopien befinden sich im Schloß Gochsheim.

---

*Quellen:*

Karl Pfaff, Esslingen: Württb. Heldenbuch, 1840. Leichenpredigten des Herzogs Friedr. August und Gemahlin, Stuttgart 1728.

# Vor 450 Jahren: Bauernkrieg auch im Kraichgau

*Peter Assion, Freiburg i. Br.*

Zum 450. Mal jährt sich in diesem Jahr der deutsche Bauernkrieg, und nicht gering an Zahl sind die Anstrengungen, diesem Ereignis rückschauend Gerechtigkeit werden zu lassen: mit Festveranstaltungen, Ausstellungen und Publikationen. Man mag in diesem Eifer mehr sehen als eine pflichtschuldige Verneigung vor der Geschichte: Wiedergutmachung an einem historischen Phänomen, das oft genug in seiner Bedeutung für die geschichtliche Gesamtentwicklung verkannt und als Zusammenrottung gottvergessener Meuterer, die die verdiente Strafe traf, abgewertet worden ist. In Heimat-

büchern zu Ortsjubiläen liest man's auch heute noch gelegentlich so, wie sich Pfarrer Anton Braun 1914 in seiner kleinen „Geschichte der Stadt Eppingen“ ausdrückte: „wildes Treiben... rohe sinnliche Vergehen“, anscheinend grundlos begangen, denn von den Ursachen des Bauernkrieges erfährt man nichts, während dann das Vorgehen des pfälzischen Kurfürsten um so verständlicher erscheint, der „mit starker Hand“ endlich durchgriff und „strenges Gericht“ über die Übeltäter hielt. Dabei hatte schon Alexander von Humboldt – woran zum diesjährigen Jubiläum immer wieder erinnert

*Vor 450 Jahren erhob sich der kleine Mann gegen seine Herren. Der zeitgenössische Holzschnitt vom sog. Petrarca-Meister zeigt, wie Bauern einen Adligen gefangennehmen.*



wird – überraschend einsichtig geäußert: „Der große Fehler in der deutschen Geschichte ist, daß der Bauernkrieg nicht durchgedrungen ist“. Katastrophen, von denen selbst Humboldt noch nichts ahnen konnte, waren denn auch noch nötig, den Deutschen die Möglichkeit zu geben, ihre politische Ordnung in freier Selbstbestimmung regeln zu können. Eine demokratische Gesellschaft aber kann, wie Bundespräsident Gustav Heinemann 1970 bei seiner berühmten Rede auf der Bremer Schaffermahlzeit der Geschichtsschreibung ins Stammbuch schrieb, „nichts daran hindern, in der Geschichte unseres Volkes nach jenen Kräften zu spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gelebt und gekämpft haben, daß das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann“.

Als sich 1525 vom Bodensee bis nach Thüringen Bauern und Städter gegen die Feudalherren, gegen geistliche und weltliche Fürsten erhoben, ging es dabei tatsächlich um mehr, als um die Verminderung von Zehntabgaben und die Lokalisierung des herrschaftlichen Regiments. Örtliche Konfliktfälle verschiedener Art, wirtschaftliche Not, Beeinträchtigungen alten geltenden Rechtes mochten Zündstoff angehäuft haben: als dieser explodierte, gab er den Blick frei auf größere Ziele. Von der „Verkehrung aller Stände“ war die Rede, von der Beseitigung der Herrschaft von Menschen über Menschen. Allenfalls ein Kaiser sollte an der Spitze des Reiches noch geduldet werden, doch auch von der reinen Bauernrepublik konnte man hören, und den vielen kleinen und großen Herren im besitzrechtlich zerrissenen Deutschland scholl es entgegen: „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?“ Die Bibel und ihre Verheißung von der Gleichheit aller Menschen lieferte hier erstmals ein sozialrevolutionäres Konzept (so wie auch der Sozialismus ohne das Christentum nicht gedacht werden kann), das sich beträchtliche Volksteile zu eigen machten und auch zu verwirklichen trachteten. Ein Bedürfnis nach echter, gelebter Frömmigkeit ver-

band sich dazu mit einer starken antikirchlichen Stimmung und war für die Ideen offen, die von Kirchenkritikern wie Wiclif und Hus ausgegangen waren und die auch von Luther aus Wittenberg zu kommen schienen, ehe dieser klarstellte, daß es ihm nur um das Heil der Seele, nicht um das des Leibes ging, der weltliche Herrschaft zu leiden habe.

Ein wichtiger Schauplatz der damaligen Ereignisse war auch der Kraichgau. Die entscheidenden Schlachten wurden hier zwar nicht geschlagen, doch traten im Kraichgau wiederholt Freiheitskämpfer auf, deren Vorstellungen in besonderem Maße auf die Zeitereignisse einwirkten und dazu – als fortschrittlich im angedeuteten Sinne – überzeitliches Interesse verdienen. Was jedoch allgemein für den Bauernkrieg gilt, das gilt erst recht von diesen Männern: historische Gerechtigkeit ist man ihnen z.T. noch schuldig geblieben. Umso mehr ist die historische Würdigung zu begrüßen, die Ludwig Vögely (Karlsruhe) in dem nachfolgenden Beitrag den Kraichgauer Revolutionären zuteil werden läßt.

Als „Mythos der Revolution“ ragt – so Günther Franz in seinem einschlägigen Buch – Joß Fritz aus Untergrombach in die Geschichte des Bauernkrieges. Als junger Bauer hatte er sich schon seit Jahrhundertanfang im Zeichen des Bundschuhes dem Umsturz verschrieben. Beredsam, willensstark und organisatorisch begabt, hatte er es verstanden, 1501 in seinem Heimatdorf und Umgebung, aber auch in der Stadt Bruchsal Anhänger um sich zu scharen und im Namen der „göttlichen Gerechtigkeit“ gegen den Bischof von Speyer zu führen. Aus Flugschriften der Zeit wie der sog. „Reformation des Kaisers Siegmund“, die eine scharfe Trennung zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft propagierte, nahm er dazu die Rechtfertigung, und als sich seine Anhängerschaft über das bischöfliche Territorium hinaus ausdehnte – man sprach von 20 000 Anhängern –, dachte Joß Fritz an eine allgemeine Erhebung des Bauernstandes. Nachdem das Schloß Obergrombach eingenommen war, sollte die Stadt

Bruchsal besetzt werden, dann die übrigen Amtssitze, schließlich die bischöfliche Hauptstadt. Und von dort sollte die Revolution über die Landesgrenzen hinausgetragen werden. Verrat und rasches Durchgreifen der Obrigkeit aber machte den hohen Plänen ein schnelles Ende. Joß Fritz mußte fliehen, seine Anhänger wurden verhaftet, auseinandergetrieben, hingerrichtet.

Als Feldhüter in Lehen bei Freiburg tauchte Joß Fritz 1513 wieder auf. Erneut warb er dort für seine Ideen und gewann neuen Anhang, und wieder wurde ein geplanter Aufstand durch zu frühes Bekanntwerden schon im Keim erstickt. Aber Joß Fritz gab nicht auf. Im gesamten Oberrheingebiet agitierte er gegen die Obrigkeit, bezog fahrendes Volk ebenso wie Stadtbürger in seine Verschwörung ein: der Adel sollte verjagt und keine Obrigkeit mehr anerkannt werden. Doch ein drittes Mal ereignete sich Verrat, und wieder tauchte Joß Fritz unter. Als sich dann 1525 die Bauern im Südschwarzwald erhoben, war er noch beratend dabei und erklärte als nun schon graubärtiger Greis: „Er könne oder möge nicht sterben, der Bundschuh habe denn seinen Fortgang genommen“.

In der Geburtsheimat von Joß Fritz war der Bauernsache inzwischen ein neuer führender Kopf erwachsen, der Eppinger Pfarrer Anton Eisenhut, der als Sozialrevolutionär mit Thomas Münzer, dem bedeutendsten Ideologen des Bauernkrieges, verglichen wird. Er führte eine Bewegung an, die nun ungleich heftiger und allgemeiner in Gang gekommen war und auch bessere Aussicht auf Erfolg hatte als die kleinen, lokal begrenzten Aufstände der vorangegangenen Jahre. Vom Südschwarzwald, vom Elsaß, vom Bodensee und dem Allgäu über Württemberg bis weit ins Fränkische hinein hatte sich binnen weniger Wochen der kleine Mann gegen seine Unterdrücker erhoben und seinen Anspruch auf politische Mitsprache angemeldet. Im Kraichgau richtete sich diese Bewegung hauptsächlich gegen den Bischof von Speyer und gegen den Kurfürsten von der Pfalz. Von

Mitte bis Ende April 1525 war sie hier in Gang gekommen.

Anton Eisenhut hielt als Führer der Kraichgauer Aufständischen Fühlung mit dem Bauernheer, das sich in Württemberg zusammengerottet hatte, und stand als Unterhauptmann zunächst unter dem Kommando von Matern Feuerbach, dem württembergischen Bauernhauptmann. Eine andere Gruppe war der Bruhrainer Haufe, der am 23. April Bruchsal besetzte und – unterstützt von Bruchsalern – die bischöfliche Residenz Udenheim bedrohte. Er löste sich wieder auf, nachdem der Bischof in Verhandlungen eingetreten war und sich zu Einschränkungen kirchlicher Besitzrechte und Herrschaftsansprüche herbeigelassen hatte. Fast gleichzeitig aber organisierte Eisenhut – nachdem er sich von den Württembergern getrennt hatte – eine neue Kampfgruppe, die sich durch besonders hartes Vorgehen hervortat. Nachdem Eisenhut in Gochsheim die Bauern gesammelt hatte, wurde unter seiner Führung das Schloß in Menzingen und die Stadt Heildesheim geplündert. Von hier ging es nach Sinsheim, wo das Stift zerstört wurde, und weiter zum Steinsberg, wo das Schloß des Hans von Venningen niedergebrannt wurde. Eisenhut war konsequent gegen Ritter und Pfaffen eingenommen, ja stellte auch die Herrschaft des Kurfürsten in Frage und wollte eine reine Bauernregierung. Kein Haufe in der Nachbarschaft ging in seinen Forderungen so weit, und auch seine Mitkämpfer folgten Eisenhuts Gedankengängen nur zum Teil. Dies nützte der Kurfürst aus. Er machte den Bauern einige vertragliche Zugeständnisse, so daß sie sich fürs erste zufriedengaben und sich ebenfalls wieder auflösten.

An diesem Beispiel zeigt sich das Dilemma, das den Bauernkrieg insgesamt charakterisiert: trotz profilierter Führer kam es zu keinen einheitlichen Zielsetzungen und zu organisatorisch umfassendem Vorgehen. Die einzelnen Gruppen ließen sich mit Verträgen hinhalten und auseinanderdividieren, bis sie einzeln von der überlegenen Feudalmacht – militärisch erfahren und vor allem beritten – geschlagen wurden.

Den einzelnen Kampfgruppen stellten die Feudalherren ein weitläufig operierendes gemeinsames Heer entgegen: das Heer des „Schwäbischen Bundes“ unter dem Kommando von Georg Truchseß von Waldburg, der als „Bauernschlächter“ unrühmlich in die Geschichte eingegangen ist. Der „Schwäbische Bund“ war 1487 zur Wahrung des Landfriedens gegründet worden, aber längst über Schwaben hinausgewachsen. Auch Baiern, Kurmainz, Kurpfalz, Vorderösterreich und eine Reihe weiterer größerer und kleinerer Herrschaften gehörten ihm an. Mit vertraglich festgelegten Beiträgen und Mannschaftsaufgeboten rüstete er sein Heer aus. Der Handelskonzern Fugger schoß beträchtliche Summen zu, um seine Handelsmonopole zu sichern.

Zug um Zug entschied nun Georg von Waldburg den Bauernkrieg gegen den kleinen Mann. Nachdem er die Allgäuer und die Seebauern ebenfalls mit einem Vertrag – demjenigen von Weingarten – auf spätere schiedsgerichtliche Lösungen vertröstet hatte, ging er gegen die Schwaben und Franken vor. Eine der entscheidendsten Schlachten schlug er am 12. Mai bei Böblingen. Zwei- bis dreitausend Bauern sind dabei erstochen worden, und Württemberg – fast ganz in den Händen der Aufständischen – fiel zurück an seine alten Herren.

Auf die Nachricht von diesen Erfolgen hin setzte sich auch Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz in Bewegung. Von Heidelberg aus, wohin auch der Bischof von Speyer geflohen war, brach er am 23. Mai mit einem stattlichen Heer auf und unterwarf zunächst den Bruhrain. Die geschlossenen Verträge bewiesen nun ihre Wertlosigkeit: sie wurden aufgekündigt mit der Begründung, daß sie von den Bauern ihrerseits gebrochen worden seien. Nach heftigem Widerstand wurde Malsch eingenommen und als Hauptsitz der Aufständischen niedergebrannt. Rotenberg und Kislau wurden zurückerobert. Bruchsal mußte sich am Himmelfahrtstag auf Gnade und Ungnade ergeben. Vom Neckar her fiel gleichzeitig der Truchseß im Kraichgau ein. Er besetzte Eppingen und nahm dort Anton Ei-

senhut gefangen. An den Kurfürsten ausgeliefert, wurde er zusammen mit einem Dutzend weiterer Anführer auf dem Hof des bischöflichen Schlosses in Bruchsal enthauptet. Der Stadt und den anderen Orten wurde die ungeheure Buße von 40 000 Goldgulden auferlegt. Dazu mußte Bruchsal seine Befestigungswerke durch Niederreißen der Tore unwirksam machen, und hier und in den Orten der Ämter Udenheim-Philippensburg, Rotenberg, Kislau und Grombach wurden alle Waffen eingesammelt. Am 26. Mai unterzeichneten alle fünf Ämter einen Unterwerfungsvertrag.

Besonders hart war Eppingen hergenommen worden: Eisenhuts Stadt. Beschuldigt, das Schloß Steinsberg zerstört zu haben, mußten die Eppinger zu dessen Wiederaufbau 5 500 Gulden abliefern. Außerdem wurde die Stadt geplündert und allen sonstigen Gutes beraubt. U. a. wurden 1300 Schafe fortgetrieben. Unvorstellbares Elend kehrte in die Behausungen ein. Nachdem der Kurfürst und der Truchseß in Bruchsal zusammengetroffen waren, beschloßen sie, ihre Heere zu vereinigen und gemeinsam gegen das Frankenland zu führen, wo jetzt fast allein noch der Aufruhr lebendig war. Im Elsaß hatten sich 18 000 Bauern, die in Zabern lagen, schon am 17. Mai dem Herzog von Lothringen ergeben müssen: gegen freien Abzug ohne Waffen – und waren wehrlos allesamt niedergemetzelt worden, die schauerlichste Schlächterei des Bauernkrieges. Aber auch die Tragödie von Königshofen, wo am 2. Juni von der verstärkten Macht des Truchsessen das fränkische Bauernheer geschlagen wurde und 3000 Bauern ihr Leben verloren, und das noch ärgere Gemetzel von Sulzfeld zwei Tage später, wo der Rest dieses Heeres (5000 Mann) niedergemacht wurde, stehen an Grausamkeit den Ereignissen in anderen Gebieten nicht nach. Mit den beiden zuletzt genannten Schlachten war das Ende des Bauernkrieges im wesentlichen besiegelt. Vereinzelt gärte es zwar noch bis zum Frühjahr 1526 weiter, doch konnten auch diese kleineren Aufstände alle rasch erstickt werden. Damit war das Bauern- und Bürgertum für

Jahrhunderte in den Bereich politischer Unmündigkeit verwiesen: mit allen verhängnisvollen Folgen, die sich daraus für die deutsche Geschichte ergeben sollten. Den Nutzen aus der Erhebung zog das Feudalsystem, das mit seinen restriktiven Maßnahmen noch weit hinter das zurückging, was vor der Erhebung Recht gewesen war.

---

*Literatur:*

*Günther Franz*, Der Deutsche Bauernkrieg, 8. Aufl. Darmstadt 1969.

*Adolf Waas*, Die Bauern im Kampf um Gerechtigkeit 1300–1525, München 1964.

*Friedrich Engels*, Der Deutsche Bauernkrieg, 11. Aufl. Berlin 1946.

*G. Bossert*, Zur Geschichte des Bauernkrieges im heutigen Baden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 65, 1911, S. 250–266.

*Carlheinz Gräter*, Der Bauernkrieg in Franken, Würzburg 1975.

*Rainer Wohlfeil* (Hrsg.), Der Bauernkrieg 1524–1526. Bauernkrieg und Reformation (=Nymphenburger Texte zur Wissenschaft 21), 1975.

## *Spätherbsttag*

*Ein Herbsttag mit dem letzten Blühen  
Der satten wunderbaren Pracht,  
In der die Rosen still verglühn,  
Hat uns den Abschied froh gemacht.*

*Wie voller Sonne ist das Schweigen,  
Wie endlos blau das weite Zelt,  
Noch einmal leuchtet auf der Reigen  
Und zaubert Schönheit in die Welt.*

*Herb weht ein Odem aus dem Sterben  
Schon durch den gold'nen Sonnenschein,  
Bald wird das Laub sich fahler färben,  
Dann schlummert sanft das Leben ein.*

*Arthur Trautmann*

# Joß Fritz und Anton Eisenhut, die Anführer des Bauernkrieges im Kraichgau

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Bundschuh und Bauernkrieg, zwei für unsere Heimat bedeutende geschichtliche Ereignisse, die im Bewußtsein der Bevölkerung immer noch erstaunlich gegenwärtig sind. Mögen auch Ursachen und politisches Wollen der schweren Unruhen nicht mehr klar in der Erinnerung liegen, die zwei Männer, in deren Gestalten die Ereignisse geradezu Person angenommen haben, sind unvergessen: Joß Fritz und Anton Eisenhut. Sie sind es, die den Gang der Ereignisse bestimmten, ihnen Richtung und Zielsetzung gaben, und die deshalb in der Überlieferung lebendig geblieben sind. Es kann nicht der Zweck der folgenden Abhandlung sein, alle Komponenten, welche zusammen die Ursachen der Aufstände ergeben, aufzuzeigen. Die Untersuchung muß sich notwendigerweise auf den Kraichgau und den Bruhrain mit dem Zentrum Bruchsal beschränken.

Wenn Bauern auf Umsturz sinnen, muß schon eine lange Zeit steigender Bedrückung vorangegangen sein. Geht aber die ländliche Unbotmäßigkeit über das eigene Territorium hinaus und solidarisiert sich mit der Not der Standesgenossen „fremder Länder“, hat der Druck seinen Höhepunkt erreicht. In diesem Solidaritätsbewußtsein wurzelt der Bundschuh. Von hier aus erfolgte der Sprung ins Radikale, der sonst den Bauern fern liegt. Der allzu schroffe Unterschied zwischen Armen und Reichen und eine allgemeine Verwirrung des Rechtsgefühls sind dazu die Vorbedingungen der radikalen Umsturzversuche. „In der Tat zeigt das ausgehende Mittelalter eine schier unüberbrückbare Kluft zwischen dem ganzen übrigen Volk und jenen gekennzeichneten ‚armen Leuten‘. Der Gegensatz wurde sogar eher schroffer als milder. Die

Blüte des Handels, der Übergang von Natural- zur Geldwirtschaft, die Flüssigkeit und sinkende Kaufkraft des Geldes, der unvermindert günstige Besitzstand der Kirche, die straffere Verwaltung der Landesfürstentümer wirkten insgesamt darauf ein, das niedere Volk immer mehr in den Zustand der Benachteiligten zu bringen. Im öffentlichen Leben mochte geschehen, was da wollte: der einfache Mann, insbesondere der Bauer, hatte in der Regel den Schaden davon, stand abseits der breiten Glückstraße.“ (1/6)

In der Folge ist zu untersuchen, warum die Bundschuh-Empörung im Jahre 1502 gerade in der Gegend von Bruchsal zum Ausbruch kam. Die Gründe dafür lassen sich in folgende Hauptpunkte zusammenfassen:

1. Das Aufstandsgebiet gehörte zum Bistum Speyer. Die Geldansprüche des bischöflichen Hofes standen in keinem Verhältnis zu der Leistungsfähigkeit des verhältnismäßig kleinen Gebietes. Bischof Ludwig von Helmstadt übernahm von seinem Vorgänger eine schwere Schuldenlast, die hart verzinst werden mußte. Nach anfänglicher Verringerung der Schulden mußte er aber ab 1487 neue Summen aufnehmen zum

2. Ankauf neuer Güter und Schlösser, zur Errichtung kostspieliger Bauten ohne Rücksicht auf den Stand der Landeskasse. So wurde z. B. in Bruchsal der Sitz des Weihbischofs um ein Stockwerk erhöht, der Garten mit einer Mauer umgeben. In Obergrombach setzte man einen Helm auf das Burgtor und baute eine Badstube und einen Marstall. Es ist nicht verwunderlich, daß gerade die Orte, wo derartige Bauten viel

Geld verschlungen, zum Hauptsitz der Verschwörung wurden.

3. Viel Geld kostete die Fehde mit dem Schwäbischen Bund, nachdem dieser Genugtuung forderte, weil Hans Lindenschmid das Schloß Neibsheim des Eitelschelm von Bergen überfallen hatte. Das Geld wurde auf die Gemeinden umgelegt, und so hatte z. B. Jöhlingen 100 Gulden zu zahlen.

4. In 23 Jahren der Herrschaft des Bischofs summierte sich die Unzufriedenheit des Volkes. Durch die steigende Schuldenlast wurde die bischöfliche Verwaltung genauer, rücksichtsloser, hart und kleinlich. So wurde z. B. die Waldordnung verschärft. Harte Strafen hatte der zu gewärtigen, der sein Vieh in den Wald trieb oder der sich bei der Holzabfuhr so lange darin aufhielt, daß das Vieh zu fressen anfangt.

5. Weit überzogen war die Verordnung, daß zur Schonung des bischöflichen Weidelandes der bäuerliche Viehbestand verringert werden mußte. Dies mußte die Bauernhöfe tief treffen. Hier wurde der Wohlstand der Bauern mit Absicht klein gehalten, damit die bischöflichen Einkünfte nicht geschmälert wurden.

6. Daraus ist ersichtlich, daß der herrschaftliche Standpunkt in der Verwaltung überspannt wurde. Noch war im Volke die Erinnerung an den altgermanischen Zustand nicht erloschen, daß Holz und Wild des Waldes, die Fische im Wasser und das Gras auf der Weide Eigentum der Volksgemeinde waren. An der verletzenden, kleinlichen Art der Obrigkeit mußte sich der Unmut des Volkes entzünden.

7. Verhängnisvoll wurde der Finanzierungsversuch, welcher der verschuldeten Stadt Bruchsal helfen sollte. Es handelte sich dabei um die Einführung des Ungelts. Das Ungelt war eine Verbrauchssteuer, eine Verbraucherabgabe, die namentlich die niederen Volksschichten traf. Man erließ eine Unzahl Anweisungen, und jede Übertretung wurde scharf bestraft. Drückend wurde diese indirekte Steuer besonders bei den Lebensmitteln; sie wurde auf alles gelegt, von den Nüssen bis zum Stockfisch. Der Bischof erließ den Besitzenden von

Bruchsal die jährliche Grundsteuer von 1000 Gulden und legte die Last durch das Ungelt auf die schwächeren Schultern der Kleinbürger, Handwerker und Landleute. Die Effizienz der Maßnahme hing aber von dem guten Willen und der Ehrlichkeit der Amtleute und Bürger ab, und bald stellte es sich heraus, daß das Ungelt eine verfehlte Einrichtung war. Alles aber wirkte zusammen, um die Geduld der armen Leute zu erschöpfen, und der Kampf gegen die Schulden brachte den Bischof zudem in immer größere Geldnot.

8. Im Jahre 1501 herrschte in Südwestdeutschland eine große Teuerung, und in vielen Gemeinden zog schwere Not ein. Die Gesuche häuften sich, welche um Herabsetzung, Stundung oder Erlassung der Getreidelieferungen flehten. Andere baten um Korn oder Geld. Die Art, wie die geistliche Behörde diese Gesuche behandelte, mußte empören. Viele Bitten wurden abschlägig beschieden. Man verlangte volle kaufmännische Sicherheiten, wo die Leute Gnadengeschenke oder Leihgaben erwarteten. Die bittere Enttäuschung und der Unwille waren umso größer, weil man es bei der Behörde mit Geistlichen zu tun hatte, also „mit Angehörigen des Standes, der die meisten Vorrechte genoß und zu öffentlichen Leistungen am wenigsten beitrug. Die Verfügung über das Ungelt ließ sie von allen Abgaben frei, die der Bürger für Fleisch, Wein und Mehl auch beim Hausgebrauch zu entrichten hatte. Wollten sie Korn zur Mühle schicken, so bekamen sie zum Mahlen Freischeine und hatten hierin sogar vor den Adligen den Vorzug, die nur für Wein und Fleisch abgabenfrei waren.“ (1/170) Da auch eine zunehmende Verweltlichung der Geistlichen festzustellen war, wurden sie zu einer Klasse, unter deren Willkür und Untauglichkeit alles Volk zu leiden hatte. So war die Geistlichkeit selber schuld, daß der Pfaffenhaß, ein wesentliches Element des Bundschuhs von 1502, immer größer wurde.

9. Ein Blick auf die Rechtsprechung zeigt, daß die bäuerlichen Beschwerden oft an das Rottweiler Hofgericht verschleppt wurden. Welche



ses – geht sicher auch die Losung seines Bundschuhs zurück: „Was ist das für ein Wesen?“ „Wir mögen an den Pfaffen nicht genesen.“ Die Aufnahme in den Bund war merkwürdig wehevoll. Der Mann mußte knieend fünf Vater-Unser und das Ave Maria beten. Sicher hat in dieser Zeremonie der Pfeifer von Niklashausen nachgewirkt. „Ähnlich verhält es sich mit dem Schlagwort von der göttlichen Gerechtigkeit. Auch dies taucht erstmals bei Joß Fritz auf, die elsässischen Bauern kannten es noch nicht. Aber auch hier dürfte der Ursprung nicht bei dem Grombacher Bauernführer liegen, sondern in einer früheren Bewegung, deren Nachwehen dann auf Joß Fritz eingewirkt haben. Es ist nämlich merkwürdig, daß 1502 nur nebenher der Gedanke ausgesprochen wurde, die Verschworenen wollten der ‚gerechtigkeit bistan tun‘, daß dagegen 1513 die ganze Bewegung unter dem leitenden Gesichtspunkt stand: Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes! Erst allmählich hat sich also der Kampftruf, der nachher im Bauernkrieg eine so große Rolle spielen sollte, in den Gemütern der Bauern – und wohl auch bei Joß Fritz selber – eingebürgert.“ (1/183, 184) Es ist jedenfalls ersichtlich, daß Joß Fritz „die geplante Umgestaltung der ländlichen Verhältnisse unter den Gesichtspunkt rückte: der von Gott gewollte Zustand müsse wieder hergestellt und jeder Widerstrebende ‚als ein Gegner der Gerechtigkeit Gottes‘ unbarmherzig niedergemacht werden.“ (1/184.185)

Das Wesen von Joß Fritz muß der Garant seiner Erfolge als Aufwiegler gewesen sein. Die Obrigkeit, der er so viel zu schaffen machte, nannte ihn listig, verschlagen und durchtrieben, „einen Führer und Verführer durch und durch, mit süßer Rede angetan, wohl wissend, wo den armen Mann der Schuh drückt.“ (1/186) Auf jeden Fall konnte er mit Seinesgleichen gut umgehen. Seine Überredungskraft war nur „aus argen insprechen des tuffels“ zu erklären. (1/187) Das heißt mit anderen Worten, daß er einen beinahe dämonischen Einfluß auszuüben vermochte. Fritz war immer in der Lage, sich mit einer unermüdlichen Zähigkeit den jeweiligen Umstän-

den anzupassen. Von einmal gefaßten Entschlüssen war er nicht mehr abzubringen. Seine kühle Entschlossenheit und entschlossene Tatkraft ließen ihn dabei nie im Stich. Was ihn aber weit über seine Freunde erhob, war die Fähigkeit, die großen Zusammenhänge zu sehen und schwierige Aufgaben zu planen.

Über den Aufstandsplan und seine Ziele gibt die Niederschrift von Gefangenenaussagen Aufschluß, die durch die Aussage des Verräters Rapp ergänzt werden können. Es handelt sich dabei um 14 Artikel, in welche die Aussagen zusammengefaßt wurden. Aus dem bisher Erörterten ist ohne weiteres ersichtlich, daß sich der Bundschuh in erster Linie gegen die Pfarrer und erst dann gegen die Adelherrschaft richtete. Der Klerus sollte seiner Güter beraubt werden, man wollte also gegen den Bischof und die „Pfaffen“ vorgehen und sie aus ihrem Besitzstand vertreiben. Man wollte ebenso die Zahl der Priester einschränken wie man deren Selbstbewußtsein dämpfen wollte. Vor allem aber wollte man die drückenden Abgaben loswerden und forderte die Freiheit vom Zehnten, Steuern und Zöllen. Damit geht Hand in Hand das Verlangen nach Freigabe der Jagd, des Fischfanges, der Weiden und Wälder. Interessant aber ist die Feststellung, daß bei der Ausweitung des Bundes und seinem Übergreifen über das speyrische Gebiet hinaus, auch die Forderungen gesteigert wurden.

Sie gingen bis zur völligen Befreiung aller Untertanen. Es war besonders der Kampf des Joß Fritz für die göttliche Gerechtigkeit, welche die Bewegung entschlossener und zielbewußter machte. Sie wies schließlich auf einen umfassenden Bauernkrieg hin.

Es ist fraglich, ob Joß Fritz selber als Landsknecht gedient hatte und so Kriegserfahrung sammeln konnte. Kriegerische Pläne konnte er jedenfalls schmieden. Es ist bezeichnend, daß er viel Energie auf die Beschaffung eines Fähnleins aufwendete. Er wußte um die Kraft, die von dem Zeichen des Bundschuhs ausging. Der Bundschuh war der derbe, mit Riemen gebundene Schuh des gemeinen Mannes, der Gegen-

satz des Ritterstiefels. Schon im 13. Jahrhundert galt er als Sinnbild des Bauerntums und der Volkstümlichkeit. Es liegt nahe, daß der Bundschuh früheren bäuerlichen Verschwörungen als Losung gedient hat! So trat auch das elsässische Volk den Armagnaken im Zeichen des Bundschuhs entgegen. „Als dann an der Jahrhundertwende ein Auflehnungsversuch nach dem anderen die Lande um den Oberrhein erschütterte, wählten die Männer, die sich zusammentaten, wiederum den Bundschuh als Sinnbild ihrer Gemeinschaft, wie denn das Volk immer ausdrucksvoller Zeichen und Worte bedarf, um seinen Hoffnungen Gestalt zu leihen.“ (7/9) So wurde auch für Joß Fritz der Bundschuh zum Zeichen bäuerlicher Kraft, zum Feldzeichen der bedrückten Untertanen, von dem ein geheimnisvoller Zauber ausging. Zwei Anführer standen an der Spitze der Bewegung. Einer war Joß Fritz, der Name des anderen blieb unbekannt. Von großer Wichtigkeit war das Werben um die Standesgenossen, sollte das Vorhaben glücken. Zum Losschlagen brauchte man eine große Anzahl sofort bereiter Männer. Zu Werber mußten die zuverlässigsten, aber auch die überzeugungskräftigsten Eingeweihten bestimmt werden. Die geringste Unvorsichtigkeit konnte die Katastrophe auslösen. Lux Rapp will von 40 dieser Bundschuhwerber gewußt haben. Hauptort der Verschwörung war Untergrombach, wo beinahe das ganze Dorf der Verschwörung beitrug, ähnlich war es in Jöhlingen. Zuerst wollte man sich einen festen Stützpunkt schaffen und dazu das Schloß Obergrombach überrumpeln, die beiden Schloßknechte waren ja Freunde des Joß Fritz. Dann aber sollte der Hauptschlag gegen Bruchsal geführt werden. Man hoffte, 400 Bruchsaler auf seiner Seite zu haben, und diese mußten die Tore öffnen. Der Plan sah kein Verweilen an einem Ort vor, eine kluge Maßnahme des Anführers, und deshalb galt es nach dem Falle Bruchsals, den nächsten Sitz der bischöflichen Macht zu erobern: Udenheim, das heutige Philippsburg. Dann aber wollte man kräftig ausgreifen und ostwärts über Heildesheim nach Bretten

und Maulbronn ziehen, wo ebenfalls bischöfliche Amtsleute saßen. Man sieht klar die Konzeption des Planes. Zuerst sollte die Erhebung die eigene Landschaft treffen und die Befreiung vom eigenen Joch bringen. Zu Ostern 1502 fühlten sich die Bauern zum Losschlagen gerüstet. Eine monatelange, subtile Vorbereitung war abgeschlossen. Und doch scheiterte dieser Bundschuh wie jener im Elsaß 1493 durch Ver-

„Zu wissen: als man zalt von Cristi unseres lieben Hern Gepurt 1502 Jare, in der Wochen nach dem Suntag Quasimodogeniti (3. April) ist zu dem hocherwirdigen, in Gott Fursten und Hern, Hern Ludwigen Bischoven zu Spier, alher gen Udenheim komen ein Fußknecht us der Marggrafschaft Baden burtig, genannt Lux Rapp, selbander. Der sagt S. G. und dem Hofmeister Hartman Fuchsen von Dornheim in geheime, das ine het angelant, wie sich ein Gesellschaft, die Buntschwerer genannt, zusammen verpflichtet. Darin solten sein vil von Bruchsal, vil von Obern- und Undern-Grunbach, von Jöhlingen, von Wingarten, von Pfortzen vil und von andern Orten und Enden darumb. Die hetten inen furgesetzt, Bruchsal, Grunbach, Udenheim, Brettheim, Heydesheim und Mulbron inzunemen; und so das gescheen were, hofften sie, so solten alle Burger und Buher zu inen slahen. Dann wolten sie Pfaffen und Edelluten Gesetz geben, sich selbs frihen und, wer ine widerwertig were, dieselben zu Döt slagen. Das ward erstmals nit vast von Wert, sunder für Erdichts geacht. Über wenig Tag kam Lux herwider und bad, das man seine Warnung nit verachtet, und gab Anzeig uf einen jungen Buhern zu Undern Grunbach, Fritz genannt, der solt davon Wissens haben.“ (2/70) So schrieb der bischöfliche Landschreiber Georg Brenz, der den Bericht über die Vorgänge aufzeichnete. Interessant ist, daß man dem Verräter zunächst nicht einmal glauben wollte, und der Bischof handelte erst, nachdem ihm der Aufruhr durch einen Udenheimer Bürger bestätigt wurde. Der bischöfliche Vogt über den Bruhrain, Peter Nagel von Dirmstein, wandte sich zunächst gegen

das Schloß Obergrombach, wo einer der eingeweiheten Schloßknechte aber entweichen und Joß Fritz noch rechtzeitig warnen, so daß dieser unauffindbar verschwinden konnte. In Windeseile verbreitete sich die Kunde des Verrates, und so konnte sich wenigstens ein Teil der Bundschuhler in Sicherheit bringen. Trotzdem wurden über hundert Beteiligten gefangen gesetzt. Sie erlebten böse Zeiten: Folterungen und peinliche Verhöre erpreßten Geständnisse. „Zehn wurden enthauptet, ihre Leichname gevierteilt und an den Landstraßen aufgehängt. Eine größere Zahl wurde als Mitwisser bestraft; einigen davon hackte man die Schwurfinger ab und verwies sie des Landes.“ (7/33,34) Die harten Maßnahmen der Obrigkeit erstickten den Bundschuh, der Kampf für die göttliche Gerechtigkeit fand als Hochverrat schwere Strafe. Eine Lehre zogen die Herren aus den Ereignissen nicht, es blieb alles beim alten.

Für Joß Fritz aber begann ein Jahrzehnt entbehrungsreichen Wanderlebens. Schließlich wurde er in Lehen bei Freiburg sesshaft, nachdem er eine Bauerntochter aus Nenzingen bei Stockach geheiratet hatte. Im Innern war er noch radikaler geworden. Er nahm die alte Verschwörerätigkeit wieder auf und rief nach langer und sorgfältiger Vorbereitung 1513 den Bundschuh zu Lehen aus. Aber auch dieser wurde durch Verrat zu früh aufgedeckt. Und wieder wurde Joß Fritz gewarnt und entkam in die Schweiz. Von dort aus unterhielt er die Beziehungen zu den zurückgebliebenen Genossen. Die Vorspiele zum Bauernkrieg häuften sich: 1514, der Arme Konrad, Aufbruch in der Bühler Gegend, Erhebungen in Kärnten, Krain und Steiermark. In dieser Zeit, im Jahre 1517, begann die letzte Bundschuhverschwörung des Joß Fritz. Ruhelos war er durch das Land gewandert, tauchte bald im Schwarzwald, bald im Kraichgau, bald im Elsaß auf. Dieser letzte Empörungversuch war der größte. Er ergriff beide Seiten des Oberrheines. Von den Tälern des Schwarzwaldes liefen die Fäden bis Weißenburg, nördlich bis in die Nähe von Bretten, im Württembergischen bis Horb und Ehingen.

Mitte September sollte losgeschlagen werden, aber wieder riß der Schleier des Geheimnisses einen Monat zu früh, und wieder konnte die Obrigkeit den Aufstand verhindern. Joß Fritz aber glückte es, zum dritten Male zu entinnen. Seinen Weg weiter zu verfolgen, ist fast unmöglich. Er erlebte noch den Beginn des Bauernkrieges. Als die Bauern des südlichen Schwarzwaldes sich erhoben, tauchte der zum Graubart gewordene Joß Fritz im Hegau wieder auf. Dann geht seine Spur unter in den Flammen des Aufbruchs.

Der zeitliche Sprung zu den Bauernkriegen ist nicht groß. Die Beschwerdeschriften der Bauern geben den besten Einblick in die ursprünglichen politischen und sozialen Ziele, um deren Erfüllung sie jetzt willens waren zu kämpfen. Im Grunde sind es die alten Forderungen geblieben: das Verlangen nach persönlicher Freiheit (nicht Gleichheit, denn die ständische Gliederung sollte unangetastet bleiben) und die Bewahrung und Ausweitung der innerdörflichen Autonomie. „Beides steht in enger Verquickung, weil der Raum des Dorfes, um dessen Autonomie es geht, zugleich der Platz ist, an dem sich der Wert der einzelnen Person in den konkreten Lebensbezügen auswirkt.“ (3/16) „Die grundlichen und rechten Hauptartikel aller Baurschaft und Hindersessen der gaistlichen und weltlichen Oberkaiten, von wölchen sie sich beschwert vermeinen“, die bekannten 12 Artikel also, geben dem bäuerlichen Willen Ausdruck, wenn darin u. a. gefordert wird: das Recht der Gemeinde auf freie Wahl und Absetzung des Pfarrers, das Verlangen, daß der große Zehnt, der der Geistliche kraft seines Standes den Bauern abverlangt, von einer Abgabe zu einer bloßen Bezahlung wird, ferner die Forderung auf Aufhebung der Leibeigenschaft, denn Leibeigenschaft bedeutet eine Deklassierung der Menschen. Natürlich wird auch die Freigabe von Wild, Vögel, Fisch und Wald für die bäuerliche Nutzung gefordert. Diese Forderung hat einen wesentlichen sozialen Symbolwert, denn Wild und Fisch sind die Speise der Reichen, aber sie dient auch der dörflichen Au-

tonomie. Dem Streben nach persönlicher Aufwertung bis zur Partnerschaft zwischen Bauer und Herr gibt der Artikel sieben Ausdruck. „Benötigt der Herr Mehrleistungen, so sind diese dem Bauern nur eine moralische Verpflichtung; die Arbeitsleistung erfolgt nur zu einer für den Bauern nicht nachteiligen Zeit und gegen Bezahlung.“ (3/18) Auf diese Weise wird aus der Fronarbeit eine „Bittarbeit.“ Im 9. Artikel wird auch die Rechtsprechung angesprochen: „Zuom neunten seien wir beschwert der großen Frefel, so ma stetz neu Satzung macht; nit daz man uns straft nach Gestalt der Sach, sunder zuo Zeiten aus großem Neid, und zuo Zeiten aus großem Gunst. Ist unser Mainung, uns bei alter geschribner Straf strafen, darnach die Sach gehandelt ist, und nit nach Gunst.“ (2/178) Die Bewegung in der Markgrafschaft, d. h. im Landesteil des Markgrafen Philipp, im Bistum Speyer und in der Kurpfalz, die im Bauernkrieg losbricht, steht vom äußeren Verlauf her gesehen an der Schwelle zur überterritorialen Aufstandsbewegung. In großer Streulage schoben sich die drei Territorien ineinander, und trotzdem handelten die Bauern oft gemeinsam. Im Rahmen dieses Aufsatzes interessiert besonders der Kraichgauer Haufen mit seinem Führer Anton Eisenhut.

Anton Eisenhut ist uns zunächst als bischöflich speyerischer Priester in Weiler a. d. Zaber, Oberamt Brackenheim, bekannt. In seinem Dienstort war er starken Einflüssen der Reformation ausgesetzt: Im nahen Brackenheim wirkte um 1520 der lutherisch gesinnte Prediger Konrad Sam. Der Grundherr Wilhelm von Sternenfels führte schon 1522 die Reformation in seinen Dörfern ein. Burkard Göler von Ravensburg war in gleicher Richtung tätig. Kurz vor Ausbruch des Bauernkrieges kam Eisenhut als Geistlicher nach Eppingen. Er hatte vermutlich Verwandte und Bekannte in der Gegend und wurde rasch heimisch. So hat er wohl die Not des gemeinen Mannes gekannt und Luthers Eintreten für die Bauern auch. Er hatte Fühlung mit seiner Zeit und verstand deren Geist und Zug. Ihn jammerte die Not des Volkes, und

deshalb schloß er sich bei Beginn der Bauernkriege zunächst Matern Feuerbacher an, dem Führer des Hellen Haufens. Eisenhut gewann rasch Vertrauen, und wurde bereits im Lager zu Degerloch Feuerbachers Rat. Über den Versuch Herzogs Ulrich von Württemberg, mit Hilfe der aufständischen Bauern wieder zu seinem Land zu kommen, gab es Streit, und Eisenhut zog sich nach Eppingen zurück. „Hier hat er allem Anschein nach den Aufruf verfaßt, den er in den Dörfern und auf den Straßen durch vertraute Anhänger bekanntgab. Als Tag der Veröffentlichung wird der 7. Mai angenommen. Er wendet sich in den verlesenen Einladungen an die lieben Brüder in Christo, stellt in heftigen Worten alles zusammen, was die Bürger und Bauern von weltlichen und geistlichen Herren seit langer Zeit unrechtmäßig zu erdulden hatten, und fordert seine näheren Landsleute auf, jetzt aufzustehen und fest zusammenzuhalten. Dieses Ansinnen begründet er mit religiösen und sozialen Motiven, welche recht geschickt noch in die Worte zusammengefaßt wurden: ‚Damit das Evangelium und die Gerechtigkeit einen Fortgang nehmen.‘ Und damit sie ja nicht meinen, in einem kurzen Anlauf und einem lauten Geschrei werde das Ziel erreicht, wünscht er ihnen ‚Geduld und demütige Beständigkeit unseres Seligmachers in allen anliegenden Nöten.‘ (8/45-56) Eisenhut denkt an alles, so z. B. an die Mitnahme von Wagen zum Transport der Lebensmittel und Beförderung von Verwundeten und Kranken. Auch deutet er an, daß er die Bauern holen wolle, wenn sie nicht freiwillig kämen. Ihm ist es bitter ernst, nachdem er von der Notwendigkeit des Unternehmens fest überzeugt ist.

Mit diesem Aufruf machte sich Anton Eisenhut zum Anführer und Hauptmann des Kraichgauer Haufens. Zum Versammlungsort bestimmte er das Städtchen Gochsheim a. d. Kraich, in der Nähe Bruchsal gelegen. Hier ordnete er den Haufen und schulte die Bauern für den Einsatz. In kurzer Zeit fanden sich 1200 Männer zusammen, manche davon stammten aus dem Bruhrain und aus Württemberg. Der

Kraichgauer Haufen unterschied sich in mancher Weise von ähnlichen Zusammenschlüssen. Außer Eisenhut übten noch mit Veltlin von Massenbach und Leonhard Beys von Lauda zwei weitere Geistliche ihren Einfluß auf die Unternehmung aus, an deren Spitze also Männer mit Bildung standen. Auch die am Aufstand teilnehmenden Bauern waren sich im klaren, was sie unternahmen und was sie wollten. Wirkliche Radikale und zwielichtige Gestalten hatten sich schon längst Jäcklein Rohrbach angeschlossen, welcher die eigentlich revolutionäre Gruppe repräsentierte. Bald konnte aufgebrochen werden, der Kraichgauer Haufen setzte sich in Bewegung.

Am 9. Mai wandte man sich zunächst dem pfälzischen Heildesheim zu, dessen Bewohner man zum Anschluß zwang. Dann war Schloß Menzingen an der Reihe, das aber nicht zerstört wurde. Schon am 10. Mai stand man vor Eppingen, dessen Bewohner dem Zuge freundlich gegenüberstanden und die Tore öffneten. Hilsbach war das nächste Ziel. Hier führte der Bürgermeister Haffner seine Bürger selbst Eisenhut zu, nachdem er sie vorher schon für die Sache des gemeinen Mannes begeistert hatte. Der kurfürstliche Keller wurde geöffnet, und die feinen Weine rannen durch die durstigen Bauernkehlen, ließen die Männer sich als Sieger fühlen. So zog man denn mit frischem Mut weiter nach Sinsheim, nunmehr auf über 2000 Mann angewachsen. Selbstverständlich ließen die Bauern auch das „Stift“ und den Stiftsherren ihre Macht fühlen. Man war nun am entferntesten Ort des Gaues angelangt und ging auf dem Rückweg die Feste Steinsberg an, welche dem Freiherrn Hans Hippolyt v. Venningen gehörte. Da der Vogt gerade abwesend war, öffnete die Besatzung die Burg ohne Widerstand. Die Bauern zündeten die Gebäude an und entfachten – wie ein Chronist schreibt – ein „weithin sichtbares Lustfeuerlein.“ Der Kompaß des Kraichgaues stand in Flammen. Bretten war das nächste Ziel. In der Stadt lagerten 32 geladene Wagen mit Kaufmannsgütern im Werte von 200 000 Gulden, die von Frankfurt kamen, und

für die der Kurfürst den Geleitschutz übernommen hatte. Eine verlockende Beute für die Bauern! „... da bekam der amtmann botschaft, wie der hauf, der zu Gochtzen lag, deren hauptman ein pfaf, herr Johann Eisenhut... in willens weren, dieselbig nacht die statt Bretheim zu überfallen und zu stürmen, und hetten sich mit etlichen wagen, mit laidern und andern notdurft dazu gerüst, und wo die von Bretheim sich wereten, und ihnen einen Mann umbrachten, wolten sie erwürgen, was sie in der stadt funden.“ (5/251) Aber der Angriff erfolgte nicht, und der Kurfürst konnte 200 Mann Besatzung in die bedrohte Stadt legen. Aber er wollte die lagernden Waren auch weiterleiten und schickte deshalb ein Fähnlein Landsknechte von Heidelberg nach Bretten. „Als aber die Brureinischen bawren das gewar wurden, versambleten sich, was in eyll zusammen möcht, bis in 3000 bawren. die legerten sich oberhalb Undereyßheim (Unteröwisheim) in dem loch hinter der hofgarten an der straßen. Nun hett mein gnedigster herr selbigen knechten, waren mehrerteils Niederlender, uf vier und zwanzig pferdt zugehen, die sie führen sollten, unter denen war Wolf Ulrich von Flehingen hauptmann; und als sie von den lantzknecchten zu Undereußheim durchkamen, unwissent, das sich die bawren dahin gelegert hatten, trafen sie sie unversehens an, die hetten sich in die schlachtordnung zum besten gestelt.“ (5/256) Die Überlegenheit der Bauern war so groß, daß Ulrich von Flehingen zur Umkehr nach Heidelberg gezwungen wurde. Aber auch Bretten öffnete seine Tore nicht, und die Bauern mußten abziehen. Immerhin war der obere Kraichgau in ihrem Besitz, nun sollte der Bruhrain gewonnen werden, von dem schon viele Männer beim Haufen Eisenhuts standen. Jetzt war der kurfürstlich pfälzische Besitz ernsthaft bedroht.

Durch die raschen Erfolge der Bauern waren aber die Fürsten aufgeschreckt worden und begannen nun ihrerseits zu handeln. Kurfürst Ludwig v. d. Pfalz übernahm die Initiative, und mit ihm trafen sich sein Bruder Georg, Bischof

von Speyer, die Bischöfe von Worms und Würzburg, der Deutschordensmeister Dietrich von Cleen in Heidelberg. Man zog zur Beratung noch Bernhard Göler von Ravensburg hinzu, da dieser Eisenhut persönlich kannte. Obwohl die Bauern die blutige Auseinandersetzung von Böblingen am 21. Mai inzwischen verloren hatten – es war eine entscheidende Niederlage – nahmen die Herren die Zustände im Kraichgau doch ernst. Die Sicherheit auf den Straßen mußte unbedingt wieder hergestellt werden und der Friede wieder einziehen. Man einigte sich auf die altbewährte Taktik, mit der man auch anderswo den Bauern entgegentrat: „Die Tagung beschloß, mit Eisenhut in Unterhandlung zu treten, ihn unter günstigen Bedingungen zu friedlichem Einvernehmen zu bewegen, zugleich sich aber auf einen Zusammenstoß bereithalten.“ (8/45-56) Das heißt nichts anderes, als daß man Eisenhut veranlassen wollte, nach einer Übereinkunft, von der er den Eindruck hatte, daß man sie halten wolle, seine Bauern nach Hause zu schicken, um sie dann desto sicherer schlagen und bestrafen zu können. In diesem Sinne war auch das Schreiben abgefaßt, das Eisenhut erhielt. Als Bedingung des Verhandeln forderte dieser möglichste Schonung der aufständischen Bauern und Einberufung eines Landtages zur Abstellung der Mißstände, welche zu der Empörung geführt hatten. Schließlich fand eine Verhandlung statt, an der zehn Ritter unter der Führung Philipps von Nassau und Eisenhut mit ebenso vielen Getreuen teilnahmen. Durch die bedächtige Verhandlungsführung des Nassauers wurden die Bauern mißtrauisch, drängten herbei, und die Abgesandten standen die ganze Nacht hindurch in der Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Aber Eisenhut und weitere besonnene Führer wollten den Frieden und forderten die Einstellung der Feindseligkeiten gegen die Bauernschaften im Bruhrain. Die Unterhändler gaben scheinbar nach, um selbst außer Gefahr zu kommen. Jetzt konnte der Vertrag von beiden Seiten unterschrieben werden. Eisenhut hielt Wort, er entließ seine Leute und zog sich selbst nach Eppin-

gen zurück. Viele seiner Anhänger wandten sich enttäuscht dem Bruhrain zu, um dort weiter zu kämpfen. Der Kurfürst aber rüstete ein Heer gegen die Bauern, deren Zahl von Tag zu Tag kleiner wurde. Er verließ bald darauf Heidelberg mit ansehnlichem Geschütz. Bei Malsch zeigte sich der erste Widerstand. Dieses Dorf wurde als die Wiege des Aufstandes im Bruhrain angesehen. Es wurde gestürmt und verbrannt. Rotenberg, Rauenberg, Mühlhausen folgten. Auch Kislau, wo die Empörer noch hausten und sogar ihren Henker bei sich hatten, wurde genommen. Die Gefangenen fielen wie gemeine Verbrecher durch ihren eigenen Henker. Dann bewegte sich das Heer gegen Bruchsal, nahm die Stadt ein und machte viele Gefangene, die man in einen engen Turm legte, wo sie kaum atmen konnten. Inzwischen war auch Georg Truchseß von Waldburg, der Führer des Schwäbischen Bundes mit seiner Streitmacht in den Kraichgau gekommen. Ihm fiel in Eppingen Anton Eisenhut mit weiteren drei Anführern des Kraichgauer Haufens in die Hände. Der Truchseß schickte sie als „Beutepfennig zu einer Verehrung“ an Kurfürst Ludwig nach Bruchsal. Am Himmelfahrtstag endete Anton Eisenhut sein Leben unter dem Beile des Henkers auf dem Schloßhof. Seine Berufung auf den geschlossenen Vertrag war nutzlos und konnte sein Leben nicht retten. Auch die Eingekerkerten sollte das gleiche Schicksal treffen. Der Scharfrichter begann seine blutige Arbeit. Dann aber legten die anwesenden Herren Fürbitte beim Kurfürsten ein, und so kam doch eine Anzahl der Verschwörer mit dem Leben davon. Der Bauernkrieg im Kraichgau und Bruhrain aber war mit diesem Strafergericht beendet.

„Anton Eisenhut hat für seine Überzeugung das Leben gelassen. Sein Kampf und kriegerischer Erfolg war gleichwohl ein vergeblicher gewesen. Was er anstrebte, hat eine spätere Zeit erreicht, deren Vorläufer er war. Seine Gestalt war eine besondere Erscheinung jener schweren Tage; sein Bild ist freundlicher als man unter den Männern des Bauernkrieges zu sehen gewohnt war. Deshalb verdient er auch, daß wir

sein Gedächtnis wieder erneuern.“ (8/56) In unserer Heimat wurde Eisenhut nicht vergessen. Ein besuchter Aussichtspunkt ist jener Hügel, den man „Eisenhut“ nennt, gelegen an der Grenze der Gemarkungen Bruchsal und Unteröwisheims, an jenem Punkt, wo die Bauern mit Ulrich von Flehingen zusammengetroffen waren. Wie ein Teppich ausgebreitet liegt zu Füßen des Hügels die Rheinebene. Weiter im Westen grüßt der Speyrer Dom herüber, und die Hardtberge, deutlich hervortretend, begrenzen den Horizont. Im Osten liegt mit seinen sanften Hügeln und lieblichen Tälern der Kraichgau. Hier genießt der Wanderer die Schönheit der Heimat. Fällt jedoch der Blick auf den Gedenkstein Anton Eisenhuts, dann kommt ihm wohl das Schicksal des seltsamen Mannes in den Sinn, und er erblickt um sich das Land, für das jener kämpfte und für die berechtigten Forderungen des gemeinen Mannes in den Tod ging.

---

#### *Benützte Literatur*

- Rosenkranz, Albert*: Der Bundschuh, die Erhebungen des südwestdeutschen Bauernstandes in den Jahren 1493–1517, Bd I Darstellung, Bd II Quellen, Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich, Heidelberg 1927.
- Franz, Günther (Hg)*: Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges, Oldenbourg-Verl. München, 1963.
- Buszello, Horst*: Der deutsche Bauernkrieg von 1525 als politische Bewegung, Berlin 1969.
- Woblfeil, Rainer (Hg)*: Der Bauernkrieg 1524–1526, Bauernkrieg und Reformation, Nymphenburger Texte zur Wissenschaft 1975.
- Stadt Bretten (Hg)*: Urkunden und Chroniken zur Geschichte der Stadt Bretten, bearbeitet von Dr. Alfons Schäfer, Bretten 1967.
- Fecht, Karl Gustav*: Geschichte der Stadt Durlach, Sonderdruck, Karlsruhe, 1969.
- Andreas, Willy*: Der Bundschuh, Köln 1936.
- Wtbg. Lehrerunterstützungsverein (Hg)*: Geschichten aus schwerer Zeit, Teil 1, Anton Eisenhut, nach Löfflers ungedruckten Denkwürdigkeiten von Weiler, Stuttgart 1909.
- Theiss, Konrad, und Baumbauer, Hermann (Hg)*: Der Kreis Sinsheim, Stuttgart 1964.
- Vögely, Ludwig*: Der Eisenhut bei Bruchsal, in: So weit der Turmberg grüßt, 12. Jahrg. Nr. 4, April 1960.

# Die Rosenkranz-Bruderschaft in Philippsburg

In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges entstanden

Josef M. Fieser, Philippsburg

Aufgrund der geschichtlichen Vergangenheit Philippsburgs als bischöflich/speyerische Amtsstadt, als langjährige Residenz der Fürstbischöfe von Speyer und als bedeutende Reichs- und Grenzfestung des 17. und 18. Jahrhunderts werden im hiesigen Pfarrarchiv neben den bis in die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg zurückreichenden Standesbüchern auch eine Anzahl alter Schriften und interessanter Chroniken aufbewahrt. Darunter befindet sich ein altes, in schwarzes Leder gebundenes Buch mit Goldschnitt, auf der Vorderseite mit einem religiösen Emblem geschmückt. Auf der ersten Seite lesen wir in großer Buchstabenschrift: *Catalogus Nominum Fratorum et Sororum Archi-Confraternitatis Sakratissimi Rosarii in hoc Famoso Fortalitio Philippsburgensi – Erectae et Institutae Circa Annum Domini 1630.* Auf Deutsch: Verzeichnis der Namen von Brüdern und Schwestern der Erzbruderschaft des heiligen Rosenkranzes in der berühmten Festung Philippsburg – Errichtet und eingeführt um das Jahr 1630.

Den Schutz der Gottesmutter hatten die Philippsburger zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges doppelt nötig; denn ihre Stadt „Udenheim“ – wie sie ehemals benannt war – wurde 1615 in eine Festung umgewandelt und nach dem Vornamen des Landesherrn Philipp von Sötern in „Philippsburg“ umgetauft. Obwohl der Landesfürst seinen Gebieten mit dem Bau des Festungswerkes Schutz und Rückhalt in den beginnenden Wirren des Dreißigjährigen Krieges geben wollte, zog die Festung wie ein Magnet die Kriegsvölker aller Herren Länder an und für die Bevölkerung des Bruhrains begann eine Zeit unvorstellbaren Elendes. Dazu schreibt

H. Nopp in seiner „Geschichte Philippsburgs“ auf Seite 143: „In jener Zeit der Drangsal, d. h. in die 1630er Jahre, wo Gebet und Gottvertrauen der einzige Trost der Bewohner von Philippsburg gewesen sein mögen, fällt die Errichtung der Erzbruderschaft vom hl. Rosenkranz, welche sich mit verschiedenen Unterbrechungen bis heute fort erhalten hat.“

Wer die Gründer der Bruderschaft gewesen sind, ist aus der Chronik nicht ersichtlich. Die Vermutung liegt jedoch nahe, daß es Insassen des im Jahre 1625 vom linksrheinischen Hördt nach Philippsburg verlegten Klosters sein könnten, weil gerade in den Ordensgemeinschaften der damaligen Zeit die Verehrung Mariens durch den Rosenkranz besonders gepflegt wurden. Da Philipp von Sötern zur gleichen Zeit die hiesige Stadtkirche zur Stiftskirche des Klosters erhob und hier zusätzlich ein Seminar zur Bildung und Förderung des geistlichen Nachwuchses errichtete, mag auch dies zur Gründung der Bruderschaft in unserer Stadt beigetragen haben. Diese Vermutung wird unterstützt durch die Vielzahl von Namen von Geistlichen und Alumnen (Studierende des Priesterseminars), die wir auf den ersten Seiten des Mitgliederverzeichnisses finden. Sötern, der sich sehr um die religiöse Erneuerung in seinen Landen bemühte, war es auch, der 1614 zwei Kapuziner aus der rheinischen Provinz des Ordens nach Waghäusel berief und damit das Marienheiligtum des Bruhrains bis zum heutigen Tag in die Obhut dieses Ordens gab.

Den Reigen des Bruderschaftsregisters eröffnet der damalige Dekan und Stadtpfarrer von Philippsburg Hermann Burggraf. Ihm folgen eine große Zahl Namen von Pfarrern und Theolo-

gestudenten. Trotzdem sind diese Namen in der Minderheit; denn die Mitglieder der Bruderschaft setzen sich aus allen Ständen und Schichten der damaligen Bevölkerung zusammen. Sie waren alle von der gleichen Not bedrängt. So lesen wir im Verzeichnis die Namen der Garnisonsoffiziere und ihrer Frauen, allen voran der erste Kommandant der Festung, Obristleutnant Kaspar Bamberger (Anm. der Name wird öfters auch als Baumberger angeführt!). Bamberger zeichnete sich durch großen Mut, hervorragende Tapferkeit und unverbrüchliche Treue zum Kaiser aus. Auch des Kommandanten Frau „die sehr ehrenwerte Frau Anna Baumbergerin geb. von Hundt von Saulheim“ folgt im Verzeichnis. Ebenso Herr Johannes Philipp Zimmermann, Coronett, der Sekretär des Festungskommandanten, die Kapitäne Stephan Müller, Mathias Stern und Don Pietro Suarez de Aedo. Weiter finden sich die Namen der Hofbeamten und der Landfautei, einer Behörde, die in etwa dem heutigen Landratsamt vergleichbar wäre, als da sind: Hofrat Dr. Bender, Hofmeister Philibert von Hoheneck, Joh. Eberhard von Eltz und seine Gemahlin Agnes Katharina geb. von Hoheneck, die adeligen Fräuleins Maria Barbara Leisser von Lamsheim und Katharina M. von Sponheim, der fürstl. speyerische Zoltschreiber Johann Weingartner, der Landfaut Jakob Zandt von Mörl, seine Gattin Appolonia Kunigunde von Mörl gen. Faustin von Stromberg, der hochstiftliche Richter Hubert Roratt, der Münzschreiber Christoph Hornherr, der Stadtschreiber Johann Wendelin Hößler, der Kantor Johann Friedrich Hermann, der Hühnerfaut Ruprecht Steiger und selbst der Hofkoch Lorenz Seitz, der Hofgärtner Reinhard Dietrich, der Hofbäcker Hans Georg Zinbarth, der Botenmeister Johann Andreas Bürger und der „Kanzelist“ Michael Bäurer sind der Bruderschaft beigetreten. Auch eine Reihe bischöflich-speyerer Beamte aus dem Hochstift sind in den ersten Jahren verzeichnet u. a. Johann Philipp Panthaleon, Schultheiß von Knaudenheim (heute Huttenheim) und seine Frau Maria, Jo-

hann Georg Wurmer, „Amtskeller“ von Bruchsal, Johann Blesinger, Schaffner zu Hördt, Gerhard Frantz Bentz, Sekretär zu Bruchsal, mit seiner Frau und vier Töchtern, sowie Mathias Stern, Schultheiß zu Deidesheim.

Natürlich sind auch die Bürger der Stadt in den ersten Seiten der Einträge zu finden, und es zeigen sich Namen von Familien, die heute, nach 340 Jahren hier ansässig sind wie Braun, Belle, Fieser, Grimm, Heiser, Herr, Fank, Futterer, Jung, Milch, Ott, Schneider, Schön, Walter und Woll. Auch aus den umliegenden Amtsorten ließen sich Personen beiderlei Geschlechtes in die Mitgliederliste eintragen; hauptsächlich aus Rheinsheim, Huttenheim (Knaudenheim), Rheinhausen, Oberhausen, Wiesental, Kirrlach, aus Stettfeld, Langenbrücken, Neuthard, Odenheim und Bruchsal. Der erste Rheinhäuser wurde 1630 aufgenommen und hieß Mathäus Winholl. Von Oberhausen wurden im gleichen Jahr eingetragen Hans Jakob Seuth und Hans Jakob Erhardt. Auch aus weit entfernten Gegenden ließen sich Menschen in die Bruderschaft aufnehmen z. B. aus Mannheim, Freiburg, Rheinzabern, Lauterburg. Wir sehen daran, in welchem hohem Ansehen die „Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes in der berühmten Festung Philippsburg“ zu jener Zeit stand! Auf den letzten Seiten der altherwürdigen Chronik sind sogar die gesamten Modalitäten des kirchlichen Aufnahmeverfahrens mit den vorgeschriebenen Weihegebeten und Riten festgehalten. Es sind die gleichen markanten Schriftzüge, die schon das Titelblatt gestaltet haben. Selbstverständlich sind in der Mitgliederbewegung der Bruderschaft durch die Jahrhunderte hindurch auch Schwankungen feststellbar. Die erste Unterbrechung erlitt die Gemeinschaft – wie im Bruderschaftsbuch festgehalten – wegen Zerstörung der Pfarrkirche während der Belagerung durch die Schweden; dagegen fand in den Jahren 1642 bis 1644 ein neuer ansehnlicher Zugang von Mitgliedern statt. Auf Zeiten starken Andranges folgen solche mit rückläufiger Tendenz. So zählen wir 1648 nur

einen Zugang, 1652 drei, 1656 zehn, 1663 drei, 1672 zwei Zugänge. Überhaupt werden zum Ende des 17. Jahrhunderts die Einträge sehr lückenhaft. Das Jahr 1701 bringt mit einem Schlage 292 Neuaufnahmen. Eine fast unglaublich große Anzahl! Dieser Neubeginn ist auch im Bruderschaftsbuch deutlich erkennbar. Die Initiatoren hierzu waren Johann Georg Stauber, Dekan und Stadtpfarrer in Philippsburg, der Prediger und Kapuzinerpater Ezechiel von Bingen, sowie der berühmte Kanzelredner und Volksschriftsteller Pater Martin von Cochem, beide aus dem benachbarten Kloster Waghäusel. Weiter gehören dazu der Stadtschultheiß Anselm Casimir Wilhelm und Maria Walburga Schnebelin, die Frau des kaiserlichen Vizekommandanten der Reichsfestung. 1709 steht an der Spitze von weiteren 80 Neuaufnahmen der persönliche Namenseintrag von Pater Martin von Cochem, dem es sein missionarischer Eifer gebot, der Erzbruderschaft möglichst viele neue Mitglieder zuzuführen. (Am 10. September 1712 beschloß Pater Martin in Waghäusel sein mühevolltes Leben und wurde in der damaligen Kapuzinergruft unter der Wall-

fahrtskirche beigesetzt.) Um die Jahre 1762 und 1832 setzen die Eintragungen eine Zeitlang aus. Doch erloschen ist die Rosenkranzbruderschaft in den rund 345 Jahren ihres Bestehens bis heute nicht.

Nach einer größeren Lücke hat sich im Jahre 1870 Stadtpfarrer Joh. Adam Bender mit großem Erfolg um die Reorganisation der Bruderschaft angenommen. Jetzt wird aus der Bruderschaft der „Rosenkranzverein“. Mit dem Jahre 1890 schließen die Eintragungen in der alten Chronik. 1903 werden Mitgliederlisten angelegt, die gleichzeitig zum Einsammeln der Beiträge verwendet werden. 1928 unter Stadtpfarrer Josef Katz zählt die neue Vereinigung 390 Mitglieder. Am 8. November 1930 beging die Kirchengemeinde in feierlicher Weise und in Gegenwart des unvergessenen Abtes Adalbert von Neipperg vom Stift Neuburg b. Heidelberg das 300jährige Jubiläum der Rosenkranzbruderschaft. Auch heute noch ist der Rosenkranzverein ein fester Bestandteil der Gemeinde und damit ein Beispiel ungebrochener Gläubigkeit durch drei Jahrhunderte.

## Herbstobe

*I lueg so übers Dörfli hi,  
uf Hüser, Feld un Matte;  
no glänze Berg im Sunneschii,  
im Tal lit scho dr Schatte.*

*Wie schön het doch dr Schöpfer gmacht  
mi Dorf in Waldesgründe;  
das Bild, die satti Farbbepracht,  
kei Moler chas ergründe.*

*Ne blaue Dunst lit in dr Luft  
wie fini Schleier drüber;  
me spürt am Herbst si herbe Duft,  
dr Summer isch vorüber.*

*Was lebensfroh dr Frühlig gweckt,  
un was dr Summer süttig  
in sine Arme baiht un gestreckt,  
das macht dr Herbst gar zitig.*

*Die Felder werde langsam leer  
un Bäum verliere d'Laste,  
dr Laubwald gälet mehr un mehr,  
es rüst d' Natur zuem Raste.*

*No öb se si zuem Schlofe leit,  
schenkt si no üppig Gnieße  
un duet im farberüchste Chleid  
üs no zuem Abschied grüesse.*

*Ernst Niefenthaler*

# St. Odilia

## Die Heilige und ihr Kult in Freiburg, dem Elsaß und im Kraichgau

*Gernot Umminger, Freiburg*

Ein beliebtes Ausflugs- und Wanderziel von Freiburg aus ist St. Ottilien<sup>1)</sup>, das in einer knappen Wegstunde über die bequemen Waldwege des hinteren Schloßberges zu erreichen ist. In der dortigen Ottiliengrotte fällt dem Besucher eine Wandtafel auf, die berichtet, daß hier eine Ottilienkapelle bereits im Jahre 679 erbaut und am 1. Dezember 1505 durch den Weihbischof Balthasar von Konstanz eingeweiht wurde. Wäre die erstgenannte Jahreszahl zu belegen, dann nähme das Freiburger St. Ottilien als historische Fundgrube allerersten Ranges und als Wallfahrtsort eine noch viel bedeutendere Stellung als heute ohnehin schon ein! Nachweisbar ist jedenfalls, daß unsere Freiburger Schwarzwälder St. Ottilienkapelle mit der Ottilienquelle das älteste der heiligen Odilia geweihte Heiligtum in unserer südwestdeutschen baden-württembergischen Heimat darstellt und mit dem 826 m hohen elsässischen Odilienberg bei Barr – bis weit ins 17. Jahrhundert ganz allgemein und auch heute noch oft im Volksmund Hohenberg genannt – in engster Verbindung steht. Im Jahre 1699 verfaßte ein französischer Prämonstratenser, der Prior des Klosters Hohenburg oder Odilienberg, Hugo Peltre sein Werk: „La vie de sainte Odile“, das 1719 eine zweite Auflage erlebte. Es erschien 1701 auch in deutscher Übersetzung unter dem Titel: „Das Leben der hl. Jungfrau Odilia, erster Äbtissin des Closters Hohenburg“ . Hugo Peltre brachte damit die Flucht Odilias nach Freiburg erstmals literarisch in die Öffentlichkeit. Diese Legende wird heute noch erzählt: „Als die Odilia noch jung war und ein ganz be-

sonders schönes Mädchen dazu, hatte sie gerade deswegen sehr viele Fürsten als Freier. Besonders ein Alemannenherzog wollte sie unbedingt als seine Frau heimführen. So hielt er immer und immer wieder bei Odilias Vater Attich um ihre Hand an. Aber Odilia vertröstete den Alemannenherzog ein ums andere Mal; hatte sie sich doch von Kindheit an Gott als himmlischen Bräutigam auserwählt. Einmal blieb ihr aber gar kein anderer Ausweg mehr vor einer weltlichen Ehe als denn zu fliehen. Ganz heimlich machte sie sich frühmorgens auf den Weg, kam dort, wo heute Breisach liegt, an den Rhein und wurde von einem Fährmann übergesetzt. Odilia schlug den Weg in den Schwarzwald ein, aber ihr Vater Attich hatte ihre Flucht schnell entdeckt und ließ sie in allen Himmelsrichtungen verfolgen. Der Breisacher Fährmann hatte Attich gar bald den richtigen Weg gewiesen. Odilia ließ sich – vom langen Weg ermüdet – auf einem Felsen in der Nähe von Freiburg nieder. Da sah sie in der Rheinebene ihren Vater an der Spitze einer großen Reiterschar heranziehen. In ihrer so großen Not flehte sie zu ihrem einzigen himmlischen Bräutigam um Hilfe und wirklich öffnete sich auf einmal wunderbarerweise der Fels. Odilia konnte sich verbergen und war vor ihrem Vater gerettet. Als die Luft wieder sauber war, hat sich der Fels wieder aufgetan und eine Quelle – die heutige Freiburger Ottilienquelle – kam an eben dieser Stelle, wo Odilia im Fels verborgen gestanden hatte, aus dem Boden. Odilia ließ nach diesem wunderbaren Vorgang an eben diesem Platz eine Kapelle erbauen. Diese Kapelle wurde auf ihren Namen geweiht,

bis auf den heutigen Tag. Ihren Vater hat später alles schwer gereut, und Odilia durfte auf die Hohenburg zurückkehren. Dort gründete sie dann das nach ihr benannte Frauenkloster<sup>2)</sup>. Soweit die heute noch im Volk lebende Odilienlegende über den frühen Ursprung unseres Freiburger St. Ottilien. Wenn auch eine Ottilienkapelle aus dem Jahre 679 nicht angenommen werden darf, so ist das Freiburger St. Ottilien-Heiligtum doch einer der ältesten Wallfahrtsorte im Breisgau<sup>3)</sup>. Betont doch der Bericht über die Einweihung aus dem Jahre 1505 ausdrücklich, daß die Stifter und Erbauer, die Eheleute Peter und Elisabeth Sprung aus Freiburg, die „wieder-bringer“ der St. Ottilienkapelle gewesen sind, welches doch wohl so viel wie die „Wiederhersteller“ heißen soll. Also muß schon lange vorher in der zauberischen Waldeinsamkeit am Südbhang des Roßkopfes ein St. Ottilien-Wallfahrts-Heiligtum gestanden haben. Wieweit dürfen wir nun St. Ottilien bei Freiburg in der geschichtlichen Wirklichkeit zurückdatieren?

Nach der sogenannten „Freiburger Chronik“, die ja nur eine durch die Fluchtlegende erweiterte, wohl erst im 15. Jahrhundert verfaßte Odiliensage ist, war es die heilige Odilia, welche die Kapelle im Mußbach erbaute. Die heilkräftige Quelle<sup>4)</sup> begann zu fließen, als Odilia, die Flüchtige, das Innere des sie vor den Verfolgern schützenden Felsens verließ<sup>5)</sup>. Diese zwei – durch keinerlei Quellen erhärteten – Angaben sind historisch ebenso wertlos, wie die, welche die Freiburger Kapuziner in dem von ihnen im Jahre 1720 herausgegebenen „Lebenslauf der H. Ottilien“ machten. Sie berichten, daß die Ottilienkapelle bereits gegen Ende des Jahres 1100 vergrößert worden sei<sup>6)</sup>. Endlich schrieb dann im Jahre 1597 J. Schuttenheimer, der von Freiburg stammte, in seinem Werk „S. Odilien Fürstl. Herkommens, hl. Lebens und Historik“, Freiburg 1597 Böcklin, 32°, 141 S. m. 3 Holzschn., daß „diese Capell ungefähr vor 300 Jarn gestift und erbawen worden ist“<sup>7)</sup>. Mit Medard Barth, dem elsässischen Kirchenhistoriker, der fast alle Zeugnisse des Kultes der hei-

ligen Odilia zusammengetragen und wissenschaftlich bearbeitet hat, nehmen wir an, daß die Fluchtlegende der Heiligen nach Freiburg spätestens im 14. Jahrhundert zum Abschluß kam und sich an die St. Ottilienkapelle anschloß. „Kapellengründung und Bildung der Fluchtsage liegen, da erstere den Anstoß zur letzteren gab, zeitlich nicht neben-, sondern hintereinander... St. Ottilien, das einsam im städtischen Wald von Freiburg liegt, wird wohl kaum vor dem 13. Jahrhundert entstanden sein“<sup>8)</sup>. Genaueres über die Wallfahrt nach St. Ottilien erfahren wir erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts. J. Schuttenheimer erwähnt in seiner schon weiter oben genannten Schrift nicht weniger als dreizehn wunderbare Begebenheiten, die sich im Freiburger St. Ottilien zutragen. Dabei erstrecken sich die ersten elf auf die Zeit von 1495 bis 1503; über die Wallfahrt nach St. Ottilien seit dem Jahre 1503 sind wir durch die vorgenannte zuverlässige Arbeit von Karl Bannwarth gut unterrichtet. Die ältesten Bauteile der jetzigen St. Ottilien-Kapelle sind das im unregelmäßigen Achteck geschlossene Chorgebäude und der diesem zunächstgelegene Teil des Langhauses mit zwei Fenstern sowie der Sakristei. Die spätgotischen Formen der Fenster und die Maßwerke im Chorschluß bestätigen die über dem Türsturz der Sakristei gesetzte Jahreszahl 1503. Ferner tragen der Sakristeieingang und der Muttergottesaltar das Freiburger städtische und landesherrschafliche österreichische Wappen sowie das der Stifterfamilie Sprung: goldener Keil im roten Feld mit goldenem Stern. Die am 1. Dezember des Jahres 1505 durch Weihbischof Balthasar von Konstanz eingeweihte Sankt-Ottilien-Kapelle wurde also, was auch aus der Jahreszahl über dem Sakristeieingang hervorgeht, im Jahre 1503 gebaut. Nach dieser „Wiederherstellung“ wurde die Kapelle „in der Ehr der hl. Jungfrau Otilia, und mit ihr St. Lucia und St. Jos (Jodokus)“ geweiht. War der Hauptaltar auch diesen drei Patronen geweiht, so kamen als Nebenpatrone noch hinzu: Erzengel St. Michael, Materius (Bischof). Der rechte Seitenaltar erhielt als

*Die Freiburger St. Ottilien-  
kapelle.*

Foto: G. Umminger



Patrone: die Gottesmutter, St. Johannes (Evangelist), St. Anna (Unserer Lieben Frau Mutter), St. Valentin (Bischof), St. Vitus (Märtyrer); der Seitenaltar links war geweiht zu Ehren der hl. Wendelin, Mathäus (Apostel), Viacus (Bekennner), St. Barbara und St. Elisabeth (Landgräfin von Heßen-Witibe). Als Votivgabe ließ im Jahre 1500 eine vornehme Frau zwei silberne Augen und zwei in Silber gefaßte, aus Edelstein geformte Herzlein in St. Ottilien zurück. Sie war „selbdritt weit vber Wald her geritten“<sup>9</sup>). Von 1574 bis zum Jahre 1600 ließ die Pflugeschaft von St. Ottilien durchschnittlich jährlich neunhundert „St. Ottilia-Briefle“ oder „St. Ottilia-Heiliglin“ herstellen. Diese wurden ei-

nige Zeit wenigstens unentgeltlich unter die Wallfahrer verteilt. Die Verehrung der heiligen Ottilia und deren Wallfahrt sollte dadurch gefördert werden. Am Kirchweihfest und am Ottilientag (13. Dezember) waren Prozessionen um die St. Ottilien-Kapelle (bezeugt für das Jahr 1589). Das St. Ottilienbildnis in der Wallfahrtskapelle trug ein Kleid. Daran hingen die frommen Pilger zum Dank für die Befreiung von Augenleiden oder sonstigen Krankheiten silberne Augen, Ringe und Herzlein (bezeugt für die Jahre 1512 und 1612). Werg und Wachs, junge Hähne und Hühner, wächserne und silberne Augen wurden im 17. Jahrhundert oft im Freiburger St. Ottilien-Heiligum geopfert<sup>10</sup>).

Wie an den Wegen auf den Odilienberg im Elsaß, so standen auch am Pfad nach unserem Freiburger St. Ottilien bereits vor dem Jahre 1690 die sogenannten „Sieben Fußfälle Christi“, denn am 5. November 1690 haben „etwelche Tagelöhner und Bahnwart die heyiligen Stöcke der sieben Todfall, so die Soldaten umbgeworffen gehabt, widerum uffgericht“<sup>11</sup>). Bei der Belagerung von Freiburg durch den französischen Marschall Villars im Jahre 1713 litten auch die Gebäulichkeiten von St. Ottilien. Denn sie mußten im folgenden Jahre wieder in standgesetzt werden. An Stelle der sieben Stöcke der Fußfälle Christi wurden in diesem Zusammenhang dann auch sieben Stationskapellchen auf der linken Seite des neuhergerichteten Weges, der zur Sankt-Ottilien-Kapelle führt, errichtet. Immer mehr verbreitete sich der Ruf der Freiburger St. Ottilien-Wallfahrt und selbst aus Tirol schickte jemand im Jahre 1691 zwei silberne Augen nach Freiburg, aus München trafen 1725 60 fl. für die Wallfahrtskapelle Sankt Ottilien ein, aus Wien kam ein Opfer von 36 fl. im Jahre 1761<sup>12</sup>). Der Eremit Schützinger, der in der St. Ottilien-Kapelle den Sakristandienst versah, schrieb im Jahre 1700, daß „St. Othilien ein schöne, große vnd beriembte Wallfahrt ist, vnd Täglich frembde reiße Leüth, sowohl von der Nähe, alß Weithe alda ankommen“<sup>13</sup>). Im Jahre 1755 wurden in der Sankt-Ottilien-Kapelle an 184 Tagen 318 Messen gelesen. Bei der Feier der Wallfahrtsfeste halfen seit 1639 die Freiburger Franziskaner und Kapuziner in Sankt Ottilien aus. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es Brauch, an den Hauptwallfahrtstagen (13. Dezember: Patrozinium von Sankt Odilia, 20. Oktober: Patrozinium von Sankt Wendelin, des Mitpatrons am linken Seitenaltar der Wallfahrtskapelle, am Montag in der Bitt- und Kreuzwoche sowie am Pfingstmontag) jeweils an die armen Wallfahrer in Sankt Ottilien aus Fondsmitteln Almosen zu verteilen. Ein bemaltes Antependium zeigte den Pilgern die Fluchtlegende der heiligen Odilia nach Freiburg und ihre wunderbare Errettung im Felsen.

Die Verehrung von Sankt Odilia nahm immer mehr zu und fand schließlich solche Ausmaße im Volk, daß ein Kapuzinerpater wiederholt mehrere Tage und Nächte in Sankt Ottilien bleiben mußte, um in der Morgenfrühe den Scharen der frommen Wallfahrer sogleich die Messe lesen zu können. Ja, der Kult Sankt Odilias war so stark im Volksleben verwurzelt, daß auch die josephinische Aufklärung mit ihrer Wallfahrts-Feindlichkeit dem Freiburger Sankt-Ottilien keinen Abbruch tun konnte. Wenn schon das Freiburger Kloster der Kapuziner, das die Wallfahrt lange Zeit betreut hatte, mit anderen vorderösterreichischen Kapuzinerklöstern im Jahre 1785 aufgehoben und der Sankt Ottilien benachbarte Wallfahrtsort Lindenberg geschleift wurde, so entging die gleichfalls sehr bedrohte Sankt-Ottilien-Wallfahrtskapelle diesem Schicksal! Wohl wurde durch Regierungsreskript vom 31. März des Jahres 1788 Sankt Ottilien als entbehrliche Kapelle geschlossen und das Vermögen inventarisch aufgenommen, aber diese Sperrung war, wie es den Anschein hat, nicht streng durchgeführt worden. Konnte doch bereits im nächsten Sommer – 1789 – wiederum einiges Geld aus den Opferstöcken entnommen werden. Und beweiskräftig genug für das Weiterleben von Sankt Ottilien und Sankt Odilias im Volk ist die Bitte der Vertreter der Bürgerschaft Freiburgs schon im Jahre 1790 (also nur zwei Jahre nach jenem Schließungs-Regierungsreskript von 1788!) an Kaiser Joseph II., daß er „die St. Ottilienkapelle der Andacht der Katholiken offen und ihr durch willkürliche Opfer und Vermächnisse auf 13 100 fl. angewachsener Kapitalfond zur höchstnötigen Unterstützung ihrer (Stadt) zahlreichen Armen bey zu lassen gewähren“ möchte; denn „der Fond rührt theils von der Freygebigkeit der Bürgerschaft von Freyburg, meistens aber von den Opfern der Bewohner des benachbarten Elsaßes, woher die Heilige stammt...“<sup>14</sup>). Infolge Wiener Hofdekrets vom 5. Juni 1791 wurde mit Erlaß der vorderösterreichischen Regierung vom 21. Juni 1791 die Freiburger Sankt-Ottilien-Wallfahrts-Ka-

*St. Odilia mit ihren Attributen:  
Kelch, Buch und Augen in der  
Freiburger Wallfahrtskirche  
St. Ottilien.*

Foto: G. Umminger, Freiburg



pelle wieder für den Gottesdienst und die allgemeinen Volkswallfahrten freigegeben. Was dem aufklärerischen Josephinismus nicht gelungen war, das versuchte dann eine sehr scharfe und liberale badische Karlsruher Landesregierung im Jahre 1807. Doch die Stadträte von Freiburg lehnten die Ausführung des Regierungswunsches aus Karlsruhe nach der Aufhebung der Sankt-Ottilien-Wallfahrt ganz entschieden ab und schützten das Heiligtum von Sankt Ottilien, welches dann eine neue Blüte nach dem Kriege von 1870/71 erlebte. Die heutigen Gebäude von Sankt Ottilien stammen fast alle aus dem Jahre 1714. Nach der Belagerung der Stadt Freiburg durch den französi-

schen Marschall Villars wurde die Wallfahrtskapelle und das Wirtshaus mit Garten vergrößert und über der St. Ottilien-Quelle ein Brunnenhaus erstellt. „Sanct Othilien: eine Wallfahrtskirche mit einem Meßner- und Wirtshause im Stadtamte Freyburg. Sie liegt an der ersten Abstufung des Roßkopfbirges am Miesbache, ist mit Waldung umgeben, und wird als Erholungsplatz im Sommer von den Einwohnern Freyburgs häufig besucht. Das Wirtshaus ist im Eigenthum der Stadt Freyburg, und von dieser verpachtet. Man setzt die Stiftung auf das J. 680. Im J. 1100 soll sie, wie auch das Filial-Kirchlein St. Valentin, zu einer Kirche erweitert worden seyn. Alles nur eine alte Sage! Aber Al-

bertheit ist, wenn ein Romanschreiber diese Sage entweiht hat. Flüchtig vor ihrem Vater, faselt er unter andern, verkroch sich Othilie im Schwarzwalde, und vergoß ohne Unterlaß Zähren, und daher bekam der Ort selbst den Namen Zähringen!! Gewiß ist, daß 1770, wo man eine neue Urkunde, nebst Einrückung jener Sage, errichtete, der durch Opfer und Legaten allmählich erwachsene Fond in 8669 fl. 10 kr. bestanden hat“ weiß J. B. Kolb im Jahre 1816 zu berichten<sup>15)</sup>. Die Sage über den Ursprung von Zähringen bringt Josef Bader<sup>16)</sup> wahrscheinlicher und meint dann: „Sankt Ottilien. Dieser Wallfahrtsort liegt in einer Vertiefung der mittäglichen Abdachung des Roßkopfs, eine Stunde oberhalb Freiburg. Der Weg führt äußerst angenehm zwischen Gärten, Gewerbs- und Landhäusern, am Saume des Schloßberges hin, bis zur Karthause, von wo er sich durch Buchen- und Tannengehölz als ein herrlicher Schattengang einsam aufwärts zieht... Sankt Ottilien besteht aus einer Kapelle, einer Bruderhütte und einem Wirtshaus. Diese malerische Gruppe ruht im Schatten hoher Wallnußbäume, und der Ort athmet ganz die stillen Zauber heiliger Waldeinsamkeit. Weit verbre-

tet ist die Sage von der frommen Jungfrau, welche hier verehrt wird (Anmerkung 8: „Grausam hatte der betrogene Vater, der einen Sohn, einen Erben seines Glanzes gehofft, das blindgeborene Mädchen verstoßen. Denn es war Attich, der mächtige Herzog zu Elsaß, der Enkel hochedler Fürsten, und nun sollte sein Geschlecht erlöschen. Otilie aber war von der treuen Mutter in das Heiligtum eines Klosters gerettet worden, und erhielt durch die Taufe das Licht der Augen. Einer Blume des Himmels gleich wuchs das Mägdlein zur Jungfrau heran. Jetzt versöhnte sich der Vater mit ihr, und die rauhe Hand eines Schwiegersohnes sollte die Lilie brechen. Da floh Otilie über den Rhein dem Schwarzwalde zu, und verbarg sich im Zarter Thal, an dem stillen Orte, welcher von ihr den Namen trägt“). Man zeigt in der Kapelle die Felskluft, wohin Otilie vor ihren Verfolgern geflüchtet war, und der gläubige Pilger netzt andächtig seine Augen an der kleinen hervorsprudelnden Quelle“<sup>17)</sup>. Noch einmal wollen wir Josef Bader über unser Freiburger Sankt Ottilien hören: „...munter gieng es jezo den Weg zurück bis zu dem Steine, welcher nach St. Ottilien weist. Wir beschlossen ohne vil Zaudern,



*Die bei der Renovation in den Jahren 1965 bis 1967 freigelegten spätmittelalterlichen Fresken in St. Ottilien zeigen auf der linken Wandseite Darstellungen aus dem Leben der heiligen Odilia.*

Foto: G. Umminger

*Die St. Ottilienquelle in der  
Grotte zu St. Ottilien.*

Foto: G. Umminger



seiner Weisung zu folgen, und nach einer Viertelstunde nicht ganz ungefährlichen Abwärtssteigens – reihte sich die Gesellschaft um einen Tisch im Freien der traulichsten Einsidelei. St. Ottilien besteht aus einem alten Kirchlein, worin die Quelle der wunderthätigen Heiligen des Ortes entspringt, einer ehemaligen Bruderhütte und einem Wirtshause. Diese ländlichen Gebäulichkeiten sind in die hintersten Winkel eines kleinen, hochgelegenen Tälchens gedrängt, und füllen eine malerische Terasse zwischen der lieblichsten Bergwiese und dem üppigsten Buchenhaine. Dieser anmutige, einsam stille Talwinkel ist im Sommer ein wahrer Ort der Abkühlung und Erfrischung; denn über die

Mittagsstunden dringt die Sonne in dessen verborgenen Schoß. Wie unendlich wol fühlten wir uns auf unseren Bänken am breiten Tische, unter dem Laubdache eines stattlichen Baumes! Da floß es von Milch und Honig, von köstlichem Gerstensaft und muntern, herzlichen Worten“<sup>18)</sup>). Endlich stellt W. Stülpnagel fest: „Waldheiligtümer, bei denen ein Waldbruder seine Wohnung hatte, waren die Kapellen St. Ottilien und St. Valentin. Erstere ist eine Gründung der Freiburger Spitalspflege vermutlich im 14. Jahrh. Der heutige stattliche Bau stammt – nach der Jahreszahl an der Tür der Sakristei – von 1503. Seit dem frühen 18. Jahrh. befand sich hier wegen des vielbesuchten Wallfahrtsor-

tes in Verbindung mit dem Bruderhaus auch eine Gaststätte. Die 1788 verfügte Aufhebung der Kapelle kam nicht zur Durchführung...“<sup>19</sup>).

Die der Freiburger Sankt Ottilienstiftung gehörende Wallfahrtskirche ist in den Jahren 1728, 1892, 1907 und letztmals in allerjüngster Zeit renoviert worden. Von 1965 bis 1967 wurden umfangreiche Erneuerungsarbeiten in der Sankt-Ottilien-Kapelle durchgeführt. Im Zuge dieser gründlichen Erneuerung, die Dipl.-Ing. und Oberbaurat i.R. Anton Ohnmacht aus Freiburg leitete, ist die Wallfahrtsstätte im Äußeren und Inneren völlig wiederhergestellt worden. Vor allem wurden das Dach und der Dachreiter instandgesetzt, so daß Chor und Schiff auch von oben her weiterhin gesichert sind. Dabei wurde die alte Sakristei abgerissen und durch einen unterkellerten Sakristeianbau erneuert. Im Innern von Sankt Ottilien hat man die Empore aus der Kapelle entfernt und eine neue Decke eingezogen. Die Treppe zum Abgang in die Grotte mit der Ottilien-Quelle und auch die Decke dieses Brunnenhauses sind gleichfalls erneuert worden. Drei farbige Glasfenster mit Motiven aus der „Vita“, der Lebensbeschreibung der heiligen Odilia, schmücken jetzt die renovierte Grotte. Diese drei farbigen Fenster dort sind ein Werk des früher in Freiburg ansässigen und jetzt in München lebenden Malers Edzard Seeger. In der ganzen Ottilien-Kirche wurde elektrisches Licht installiert, was es bisher noch nicht gegeben hatte. Weiter wurde die Wallfahrtskapelle trockengelegt und dazu auch noch eine Fußbodenheizung unter dem neuen Boden eingebaut, wodurch es jetzt besser möglich ist, den Kirchenraum auch in der kalten Jahreszeit zu benutzen. Von besonderer kunsthistorischer Bedeutung aber ist – wie es des öfteren bei Renovierungsarbeiten alter Bauwerke geschieht –, daß wertvolle mittelalterliche Fresken, die in der Barockzeit übermalt worden waren, herauskamen. Über das Vorhandensein dieser Malereien war bislang nämlich nichts bekannt und auch Urkunden und die frühere Literatur konnten darüber kei-

nen Aufschluß geben. Soweit es irgend möglich war, sind diese neu entdeckten mittelalterlichen Wandmalereien jetzt in der renovierten Wallfahrtskirche von Sankt Ottilien freigelegt und darüber hinaus auch noch restauriert worden. Manfred Schmid, der feinfühlig Freiburger Kunstmaler – von ihm sind ja schon eine ganze Reihe alter Kirchenbauten renoviert worden –, legte die Fresken von Sankt Ottilien frei und besserte sie aus. Durch die Trockenlegung der Wallfahrtskapelle und den gleichzeitigen Einbau einer Heizung werden diese wertvollen Gemälde aus dem Mittelalter uns jetzt erhalten bleiben. Auf der linken Wand der Kapelle sind Einzelheiten aus dem Leben der heiligen Odilia szenisch dargestellt, während die Fresken auf der rechten Kirchenwand Darstellungen aus der Heiligen Schrift bringen. Auf der Stirnwand links vom Chorbogen sind Fragmente eines Sankt Georgsbildnisses – Sankt Georg der Drachentöter – zu erkennen, ferner Darstellungen der heiligen Jungfrauen Katharina, Margareta und Barbara. Wenn wir diese drei – zu den vierzehn Nothelfern gehörenden – Jungfrauen in Sankt Odilias Heiligtum finden, so fällt uns unwillkürlich der nicht nur in den vorderösterreichischen Landen, aber eben doch heute noch besonders in Südtirol weitverbreitete Volksspruch ein:

„Barbara mit dem Turm,  
Margareta mit dem Wurm,  
Katharina mit dem Radel  
Sind die drei rechten Tiroler Madel“

(sonst auch allgemein: „Sind die drei heiligen Madel“).

Dabei ist das jeder dieser Heiligen zustehende Attribut zur Reimbildung verwendet: die heilige Barbara (4. Dezember) wurde von ihrem grausamen Vater – hier haben wir eine direkte Parallele zu Attich, Odilias Vater – in einem Turm<sup>20</sup>) gefangen gehalten, Margareta (13. Juli) schlug bei der Erduldung der Martern den Drachenwurm in die Flucht, und weil sie diesen immer in bildlicher Darstellung bei sich hat, ist sie in der Legende denn auch zu Sankt Georg, dem Drachentöter gestellt worden (wie es jetzt

ebenfalls bei den neuentdeckten mittelalterlichen Fresken von Sankt Otilien der Fall ist), der sie aus den Klauen des Lindwurm befreit; Sankt Katharina endlich wurde unter dem römischen Kaiser Maxentius im Jahre 306 gerädert. Der Katharinentag ist der 25. November. Rechts vom Chorbogen zeigen die Fresken in Sankt Otilien die Heiligen Chrystophorus und Wendelin (ihm war im Jahre 1505 der linke Seitenaltar mitgeweiht worden) sowie eine Kreuzigungsgruppe mit Maria und Johannes. Sämtliche Fresken waren unter einer Putzfläche verborgen, die in der Barockzeit aufgetragen worden war. Kunstmaler Schmid hat diese kunsthistorisch wertvollen mittelalterlichen Gemälde freigelegt und gleichzeitig mit ihrer Restaurierung auch die Barockbemalung der Chordecke von Sankt Otilien ausgebessert. So stellt sich jetzt die Wallfahrtskapelle nach der Gesamtrenovation in einem hellen und freundlichen Ton dar. Die beiden Seitenaltäre sind von ihren bisherigen Standorten weg in den Chorraum versetzt worden und zeigen sich – wie auch der Hochaltar – neu gefaßt. Ein schmiedeeisernes Gitter, das bisher das Kircheninnere vom Chor abtrennte, ist jetzt nach weiter hinten versetzt worden, damit die gottesdienstliche Gemeinschaft nicht gestört wird. Gleichzeitig mit den Arbeiten an der Sankt-Otilien-Kapelle ist auch der Stationsweg, der von der Kartause steil das Mußbachtal hinauf nach Sankt Otilien führt, von Restaurator Michael Bauernfeind instandgesetzt worden. Die Baupflicht für die Wallfahrtskapelle von Sankt Otilien hat die Freiburger Münsterpfarre. So wurde denn auch die Fertigstellung der Kirchenrenovation am Donnerstag, 6. Juli 1967 mit einem Gottesdienst in Sankt Otilien gefeiert, den Dompfarrer und Stadtdekan Otto Michael Schmitt zelebrierte<sup>21</sup>). Altem Brauch zufolge pilgerte, wie ein Bericht aus dem Jahre 1770 meldet, die Pfarrei (Adelhausen)-Wiehre jährlich am Pfingstmontag zur Otilienkapelle und auch von der Freiburger Pfarrkirche St. Johann zog immer durch Flur und Wald eine Prozession zum Sankt-Otilien-Heiligtum, das heute der Dompfarrei von

Freiburg inkorporiert ist. Bei K. Hartfelder hören wir über die alten Prozessionen nach Sankt Otilien: „Zwei Mal im Jahre aber steigen zahlreiche fromme Schaaren den herrlichen Stationsweg mit seinen schlanken Tannen vom Dreisamthal herauf: es ist am Montag in der Bitt- und Kreuzwoche, wo die Gemeinde Ebnet, und am Pfingstmontag, wo die Pfarrgemeinde Wiehre ihren Bittgang dahin richten. Auch noch an 2 anderen Tagen im Jahre, am 13. Dezbr., dem Festtag der hl. Otilia, und am 20. Okt., dem Feste des hl. Wendelin, des Schutzpatrons des Viehes, füllt die Landbevölkerung in etwas größerer Anzahl die Bänke der sonst fast immer leeren Kapelle, da an diesen Tagen Hochämter in derselben stattfinden“<sup>22</sup>). Bis in die jüngste Zeit hinein pilgert die Maria-Hilf-Pfarrei in der Wiehre den Stationenweg von der Kartause aus zur Sankt-Otilien-Kapelle hoch und in gleichfalls althergebrachter Weise zieht immer am Mittwoch vor dem Himmelfahrtstag von der Pfarrkirche Ebnet aus die Bittprozession zur Freiburger Sankt-Otilien-Wallfahrts-Kapelle.

„Eine kleine Monstranz von Messing und Kupfer, vergoldet und versilbert, mit einer Reliquie der hl. Otilia besitzt die Kapelle noch aus früheren Zeiten“ gibt Medard Barth unter seinen gesammelten Reliquien der heiligen Odilia an für die Wallfahrtskirche Sankt Otilien bei Freiburg<sup>23</sup>). Gibt schon der äußere Umfang der von Medard Barth gebotenen Reliquien von Sankt Odilia<sup>24</sup>) einen Einblick hinsichtlich der Bedeutung des Otilienkultes, so erweist erst recht die Menge seiner Regesten zur Kultgeschichte der heiligen Odilia<sup>25</sup>) die Beliebtheit dieser wahren Volksheiligen. Wie konnte die Verehrung der heiligen Odilia in Volk und Kirche solche Ausmaße annehmen, vor allem in Südwestdeutschland, wo Baden-Württemberg zum Kernland des Odilienkultes wurde? Südwestlich von Straßburg schiebt sich aus der Vogesenkette ein Berg vor, der nach drei Seiten jäh abfallend, nur im Süden mit dem Gebirgszug in Verbindung steht. Es ist der 826 m hohe Odilienberg bei Barr, der früher allgemein und

*Weit hinaus über das fruchtbare Elsässer Land hält die Patronin des Elsaß, St. Odilia, segnend ihre Hand.*

Foto: G. Umminger



oft auch heute noch „Hohenberg“ benannt, in ganz Europa im Zusammenklang von Geschichte und Mythos, Sage und Legende, wohl einmalig ist. Zur Namengebung bemerkt Th. Maurer: „... auf dem Gipfel des Berges, der um seiner Höhe willen Hohenburg heißt“<sup>27</sup>) (Anmerkung: Der Name ‚Odi-  
lienberg‘ ist jüngeren Datums und hat im Volk die ältere Bezeichnung ‚Hohenburg‘ völlig verdrängt. Die Form ‚Altitona‘, die in der Chronik von Ebersheim, XII. Jahrhundert, sich findet, wird von Pfister<sup>26</sup>) als ein pseudepi-

graphisches Gelehrtenprodukt angesehen... Doch, wenn man auch eine solche Möglichkeit für ausgeschlossen hält, und die beiden Wortbestandteile, so wie sie dastehen, übersetzt, kommt nicht ‚Hohenburg‘, sondern ‚Hohenberg‘ heraus, eine Benennung, die dem XVIII. Jahrhundert geläufig war<sup>27</sup>). „Während die südlichen Vogesen in ihren oberen Regionen meist aus krystallinischen Gesteinen bestehen, liegt in den Mittel- und Nordvogesen über diesen krystallinischen Schichten noch die alte Sandsteindecke. Die Grenze ist in nächster

Nähe des Odilienbergs: Mit dem Granitmassiv des Hochfelds und den zugehörigen Lagerungen des Barrer Thales hört der Granit auf. Von da ab beginnt das Gebiet des Buntsandsteins, den wir an den Gipfeln des Männelsteins, des Odilienbergs, des Heidenkopfes und aller nördlicheren Berge, z. B. auch des Hohbarrs zu Tage treten sehen. Daraus geht schon hervor, daß der Odilienberg als solcher keine eigene Geologie hat, sondern im Zusammenhang mit den übrigen Sandsteinvogesen zu betrachten ist...“ meint 1899 R. Forrer<sup>28)</sup>, und Karl Schnarrenberger führt aus: „Der rote Vogesensandstein nimmt von Nord nach Süd in seiner Mächtigkeit ab... Viele Burgen liegen auf den schwer ersteigbaren Felsen, Hochbarr, Geroldseck, Odilienberg, Bitscher Schloßfels. Geröllreiche Lagen wechseln mit geröllarmen ab“...<sup>29)</sup>. Nicht so leicht anderswo berühren sich Heidentum und Christentum so unmittelbar wie dort oben auf dem elsässischen Mont-Sainte-Odile. Vom geheiligten Klosterbezirk bis hin zur Höhle der keltischen Priesterkaste der Druiden und dem Hexentanzplatz auf „Männelstein“ und „Elsberg“ sind nur wenige hundert Schritte<sup>30)</sup>. Die zyklopenhafte, hochaufgetürmte „Heidenmauer“ war Fliehburg und Schutzwall der Bevölkerung in der Frühzeit unserer Oberrheinlande und umfaßt in weitem Rund den Höhenrücken, den ganzen Bereich dieses Bergsporns abschließend<sup>31)</sup>. Bis auf den heutigen Tag hat diese „Heidenmauer“ ihre letzten Geheimnisse noch nicht preisgegeben, obwohl gerade in den letzten Jahren der Straßburger Konservator am Archäologischen Museum, Hans Zumstein, immer in der Sommerszeit neue Ausgrabungen bei dieser „Heidenmauer“ auf dem Odilienberg vornimmt<sup>32)</sup>. Schon vor einigen Jahren hat Zumstein dabei festgestellt, daß die Ringmauer und das bekannte Tor aus der frühkeltischen Zeit stammen, und daß sie wiederhergestellt wurden, als der Odilienberg und seine keltische Kultstätte durch die Alemanneneinfälle bedroht waren. Dieses Tor hat nun Zumstein so restauriert, daß die alten Steine ihre ehemaligen Plätze wieder-

fanden, was die zahlreichen Besucher dort oben besonders erfreut. Zunehmend trifft man auf dem Odilienberg mit seiner einzigartigen Höhenlage, dem gastlichen Kloster mit dem Sarkophag der heiligen Odilia und bei dem auf halber Höhe des Berges unterhalb des Klosters gelegenen Ottilienbrunnen – den die Heilige der Legende nach selbst aus dem Felsen geschlagen haben soll – auf deutsche Besucher. Dicht beim Kloster werden am Rande des ausgedehnten Parkplatzes ebenfalls Ausgrabungen durchgeführt. Dabei fand man jüngst mannigfache prähistorische Keramik, und Hans Zumstein schloß daraus, daß dieser Platz bereits im 3. Jahrtausend v. Chr., also seit dem späten Neolithikum, besiedelt war. An der gleichen Stelle gibt es aber auch eine viel jüngere Wehrmauer, die wohl um das 10. Jahrhundert das Kloster „Hohenburg“ zu schützen hatte.

Nach der „Vita“, der Lebensbeschreibung „sanctae Odiliae“, die schon vor dem Jahre 900 verfaßt ist<sup>33)</sup>, wird Odilia als Tochter des elsässischen Herzogs Attich oder Adalrich und dessen Ehefrau Bereswinda nach langer kinderloser Ehe blind geboren. Schon bei ihrer Geburt war der Vater in Wut geraten, weil sie „nur“ ein Mädchen war, dazu schwächlich und blind. Voll Entrüstung über diesen schmählichen Erstling gab er den Befehl, die Unwillkommene ertrinken zu lassen (vgl. hierzu dann das später von uns wiedergegebene „Odilienlied“). Der Mutter jedoch gelang es, das Kind mit ihrer Liebe und Findigkeit zu retten und nach dem fernen Kloster Palma, dem heutigen Baumesles-Dames im Bistum Besançon zu bringen. Durch ein Traumgesicht erhält Erhard, der Bischof von Regensburg, den Auftrag, dorthin zu gehen und ein blindes Kind zu taufen. Beim Vollziehen des Taufaktes wird das Mädchen sehend, und Erhard gibt ihm den Namen Odilia: Tochter des Lichtes! Odilia wächst im Kloster zu Palma auf und gelobt, zum Dank jungfräulich zu bleiben. Im Alter von zwölf Jahren schickt sie dann Botschaft nach Hause, man möge doch etwas für ihre Notdurft tun, sie leide Mangel. Da der wohlhabende Vater – trotz der

inzwischen erfolgten Geburt eines Sohnes – immer noch zürnte, verweigerte er jede Hilfe. Vom Heimweh geplagt, bittet Odilia später ihren Bruder Hugo beim grausamen Vater die Bewilligung ihrer Heimkehr zu erreichen. Eigenmächtig gewährt der Bruder ihr die Bitte, und jetzt zeigt es sich, daß bereits dem kleinen Mädchen etwas von der Ausstrahlung der späteren Heiligen anzumerken gewesen sein muß. Als nämlich ihr Bruder Hugo die Ankunft der Schwester Odilia meldete, erschlug der Herzog im Zorn seinen Sohn, nicht aber das Mädchen, dessen Leben ihm ohnedies schon einmal nichts gegolten hatte! Odilia blieb zunächst als niedere Magd am herzoglichen Hof. Bald aber wuchs sie heran und blühte in ihrer Schönheit, und sofort begann der Vater Heiratspläne zu schmieden und an sie heranzutragen. In diese Zeit fällt ihre Flucht in den Schwarzwald, wo ihr mit unserem Freiburger Sankt Otilien und dem Otilienbrunnen, das älteste Otilien-Heiligtum rechts des Rheins, geweiht ist. Daß sich in der historischen Wirklichkeit die Fluchtlegende in den Schwarzwald erst im 14. Jahrhundert an das kaum vor dem 13. Jahrhundert entstandene Freiburger Sankt Otilien anschloß, haben wir bereits weiter oben klar herausgestellt. Odilias Tugendwandel stimmt den Herzog jedoch bald milder. Als er sie eines Tages dabei ertappt, wie sie Speisen für die Armen zubereiten will, macht er ihr sein Schloß Hohenburg mit allen Einkünften und Gütern zum Geschenk. Sie wandelt es in ein Jungfrauenkloster um. Urkundlich bezeugen die Gründung des Klosters auf dem Vogesenplateau um den Männelstein und den Elsberg bereits Nachrichten aus dem Jahre 722. Dort oben thront als Schutz und Schirm des Elsaß seit 722 der Klosterbau von „Sankt Odilien auf dem Berg“. Weil aber für viele Pilger der Weg auf die Hohenburg hinauf zu mühsam war, gründete Odilia am Fuße des Berges schon bald nach dem Jahre 722 das Kloster Niedermünster. Karl der Große und Ludwig der Fromme siegelten den Schutzbrief der Bestätigung einer Klostergründung auf der Hohenburg unter dem 9. März des Jahres 837. Wie

die schon genannte „Odilienvita“ berichtet, stand die Klosterkirche von Hohenburg unter dem Patronat der Gottesmutter Maria; die bei der südöstlichen Felsenwand liegende Kapelle, die heutige Odilienkapelle, hatte Johannes den Täufer und die Kirche von Niedermünster Sankt Martin als Patron. Daß das Patronat des heiligen Martin, des Nationalheiligen der Franken, in die merowingische Zeit weist, wurde bereits sehr früh erkannt<sup>34</sup>. Odilia selbst wurde gar bald als Heilige vom Volke verehrt, nachdem sich an der Quelle unterhalb der Hohenburg erste Wunder bei Augenkranken vollzogen. Ihre Nichten Eugenia, Attala und Gundelinde, die späteren Äbtissinnen von Sankt Stephan, Hohenburg und Niedermünster, traten in Odilias Kloster ein. Leider erlitten das Kloster und der Klosterbesitz unter den Wirren des beginnenden zwölften Jahrhunderts große Einbußen und Verluste. Herzog Friedrich von Schwaben – von dem ja ein geflügeltes Wort seiner Zeit sagte, „daß er am Zügel seines Pferdes stets eine Burg nach sich schleife“<sup>35</sup>) – hatte dem Kloster Hohenburg viele seiner Güter und Einkünfte entrissen. Das Kloster zerfiel immer mehr. Erst als Kaiser Friedrich Barbarossa seine Base Richtlint aus dem Donaukloster Berg bei Neuburg zur Äbtissin von Kloster Hohenburg auf dem Odilienberg bestellte, wurde die Klosterkirche renoviert und sogar bedeutend erweitert<sup>36</sup>).

Wenn die Verehrung einer großen Heiligen länger als ein Jahrtausend im Volk lebendig bleibt, darf man annehmen und sicher sein, daß sich hinter ihrer Gestalt neben den geschichtlichen Überlieferungen Wunder ihrer Heiligengeschichte überlieferungsträchtig zeigen. So sind denn auch auffallend viele Wunderberichte in die von uns weiter oben schon genannte „Vita sanctae Odiliae“ eingeflochten, so etwa die Befreiung ihres Vaters aus dem Fegefeuer (vgl. hierzu dann besonders die Strophen zehn und elf des später von uns wiedergegebenen „Odilienliedes“), die Weinvermehrung und der Ochsensturz beim Bau der Johannes-Baptist-Kapelle: „Ihre (Odilias) Wunder waren nah

und fern bekannt. Als sie einst im Gebete lag, kam die Kellnerin und klagte, daß sie nicht Weins genug habe, den Frauen zu geben. Da sprach Odilia: 'Der Gott, der mit fünf Broden und fünf Fischen fünftausend Menschen speiste, der mag auch uns von dem wenig Weines tränken. Gehe hin und vollbringe deine Andacht in der Kirche, und nachdem Christus geboten hat, suchet zum ersten das Reich Gottes, so sollen euch zufallen alle zeitlichen Dinge nach eurer Nothdurft'. Da nun die Zeit kam, da die Kellnerin das Essen aufstellen sollte, da fand sie das Faß voll Weines, so sie doch vorher leer gelassen hatte. Einmal während des Baus der Kirche, fielen vier Ochsen mit einem mit Steinen beladenen Wagen über einen siebzig Fuß hohen Felsen hinab; die wurden aber durch St. Odilias Gebet unversehrt erhalten, so daß sie zu derselben Stunde noch die Steine zum Bau der Kirche brachten<sup>(37)</sup>. Schließlich wird Odilia, da sie vor ihrem Tod nicht die heilige Wegzehrung zu sich genommen hatte, noch einmal zum Leben erweckt und reicht sich selbst Brot und Wein. Dargestellt wird die Heilige stets mit Kelch, Buch und Augen als Attributen, dazu oft mit Palme und Krone, oder wie sie getauft wird oder ihren Vater Attich aus dem Fegefeuer erlöst. Gerade letzteres Wunder hat Verherrlichung beim Volk im „Odilienlied“ gefunden und wird besonders anschaulich und eindringlich in einem Fresken-Gemälde in der Klosterkirche auf dem elsässischen Odilienberg dargestellt. Ihres Vaters Aufnahme in den Himmel wurde Odilia offenbart und noch heute zeigt man den „Marmelstein“ (vgl. hierzu dann die Strophe neun des nachfolgenden „Odilienliedes“), den die Tränen der Heiligen Odilia ausgewaschen haben sollen! Ein seit dem 15. Jahrhundert weitverbreiteter Volksbrauch ist der Odiliensegen, der gegen Augen-, Ohren- und Kopfkrankheiten gesendet wird. Überhaupt sind die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts und das 15. insgesamt, besonders reich an Legendenbildungen um Sankt Odilia. Die Volkssage drang, wie uns bekannt ist, sogar in die Liturgie ein! Und in die Odilienlegenden, die gerade

auch im 15. Jahrhundert unzähligemale abgeschrieben wurden, baute man neue Züge, kleineren und größeren Umfanges, ein. Das von uns weiter oben schon mehrmals angesprochene „Odilienlied“, das von der Rettung Odilias in einem Faß aus dem Wasser erzählt, ist ein gern und immer wieder gesungenes weithin verbreitetes Volkslied geworden. Jos. Müller-Blattau<sup>38)</sup> hat festgestellt, daß die Tonangabe der Dresdener Handschrift für das Odilienlied stimmt. In einem Sammelband der Staatsbibliothek zu Dresden wird für das von Georg Grunewald, gest. 1530, verfaßte geistliche Lied „Kumbt hir zw mir, spricht gotes sun“ als Singweise die Melodie des „Odilienliedes“ angegeben<sup>39)</sup>. Jos. Müller-Blattau gelang es auch, die älteste melodische Fassung des Odilienliedes, das in die Gruppe der Fahrtenlieder gehört, wieder herzustellen. Sie deckt sich mit der Melodie des uralten deutschen geistlichen Rufliedes: „Christ ist erstanden von der Marter alle“. Nach Walther Lipphardt, Die lothringische Volksliedlandschaft, in Zeitschrift für Hausmusik, Kassel V – 1936, 178, werden die lothringischen sogenannte Heische- und Ansingelieder „in ihrer herben, urwüchsigen Melodik nur noch von einigen sehr alten Legendenliedern übertroffen, etwa der als *Küferlied* bekannten *Sankt Odilienlegende*, in der rein dorischen Zeilenmelodik und dem Quartsprung zu Ende der ersten Zeile, sicher ebenfalls ein Lied ältester Tradition“. Das Odilienlied ist auch abgedruckt in „Lothringer Volkslieder“, hrsg. von Louis Pinck (Landschaftliche Volkslieder mit Bildern und Weisen, Heft 31, Kassel 1937, 15 n. 7); vgl. aber auch in dem wohl bekanntesten Sammelband von Louis Pinck, *Verklingende Weisen. Lothringer Volkslieder*. 1. Bd., Metz 1926, 162. 301. Bei Medard Barth, *Die Heilige Odilia. Schutzherrin des Elsaß. Ihr Kult in Volk und Kirche*, I und II, Straßburg 1938, finden wir in Bd. I, 456/457 folgenden Text des Odilienliedes:

1. „Odilia war blind geboren,  
Ihr Vater war ein gar grimmiger Mann,  
Er ließ ein Fäßchen binden, ja binden.

2. Er schlug dem Fäßchen den Boden ein,  
 Und warf die arme Odilia hinein,  
 Er warf sie in das Wasser, ja Wasser.

3. Sie schwamm drei Nächst' und auch drei Tag',  
 Sie schwamm der Mühle wohl unter das Rad,  
 Das Rad, das steht ja stille, ja stille.

4. Die Mühle will nicht ums Mühlenrad geh'n.  
 'Ach Gott! was ist an meiner Mühle gescheh'n,  
 Die Mühle steht ja stille, ja stille'.

5. Der Müller, der lief wohl zum Mühlenrad,  
 Und als er die arme Odilia sah,  
 Da zog er sie aus dem Wasser, ja Wasser.

6. Der Müller erzog sie bis zwanzig Jahr,  
 Bis daß Odilia ein wackeres Mädchen war,  
 Da ging sie über die Straße, ja Straße.

7. Da sagten alle die Bürgersleut',  
 Odilia wär' ein gefundenes Kind,  
 Gefunden in dem Wasser, ja Wasser.

8. 'Jetzt will ich nicht mehr heißen gefundenes  
 Kind,  
 Viel lieber will ich suchen meinen Vater geschwind,  
 Meine Mutter will ich beweinen, ja beweinen'.

9. Sie kniete sich auf einen Marmelstein,  
 Sie kniete sich Löcher in ihre Bein,  
 Und betete für ihren Vater, ja Vater.

10. Und als sie nun recht im Beten war,  
 Da stand der höllische Satan da,  
 Der hatt' ihren Vater auf dem Rücken, ja Rücken.

11. Das wird nicht gescheh'n mehr mein Lebenstag',  
 Daß ein Kind seines Vater erlöset hat  
 Aus den höllischen Flammen, ja Flammen'.

(Vgl. hierzu auch Stöber A., Oberrheinisches Sagenbuch, Straßburg u. Heidelberg 1842: „Die blinde Odilia“, S. 188/189).

Die Kapelle im Hohenburger Klostersgarten, in welcher Odilia Tag und Nacht um die Seele ihres Vaters geweint und gebetet hat, heißt noch heute die „Zährenkapelle“; vor dem Altar ist auf dem Marmelstein noch die Vertiefung zu sehen, welche nach dem Volksglauben die Spur ihrer Tränen und Kniee zurückgelassen hat! Neben dem „Odilienlied“, das ein gern gesungenes Volkslied war, trugen die sogenannten

„Odilienbildle“ den Kult in fast jedes Haus. Süddeutschland, besonders Baden-Württemberg, war der Mittelpunkt der vom Elsaß ausgehenden Odilienverehrung. Für die Beliebtheit der heiligen Odilia zeugt besonders der Umstand, daß man ihr Bild in Kirchen oft an Stellen wiedergab, wo sie nur dekorativ wirken sollte. Kleine Schnitzbilder unserer Heiligen findet man am Chorgestühl der Pfarrkirche von Überlingen, des Münsters von Breisach und der Domkirche von Konstanz. Daß Baden-Württemberg zum Kernland des Odilienkultes wurde, geht zu einem gut Teil auf die Wallfahrt nach St. Odilien im Elsaß zurück. Im Jahre 1572 wurde Clade Muschle von Weitingen nahe bei Horb, ein blinder Mann, bei der Wallfahrt auf den elsässischen Odilienberg sehend. Dazu lag bei Freiburg Sankt Ottilien mit der Ottilienquelle, wo die himmlische Augenärztin Odilia auf ihrer Flucht gerastet hatte. Daß die heilige Odilia aber nicht ausschließlich für Augenübel angerufen wurde, erhellt aus Berichten für den Odilienberg und für St. Ottilien bei Freiburg. Je einmal wird darin eine Heilung von Ohrenleiden erwähnt. In der Theoderichskapelle bei Rottenburg wurden bei dem Bild der heiligen Odilia von den Augenkranken Tüchlein aufgehängt. Mit diesem Brauch, der hier und an den anderen Ottilienkultstätten unserer Heimat bestand – unserer Heiligen wurden in Baden-Württemberg das Patronat von sieben und das Mitpatronat von vier Kirchen, außerdem sechzehnmal das Patronat und fünfzehnmal das Mitpatronat von Kapellen zugewiesen, dazu übte sie an elf Altären das Patronat allein aus und an vierundzwanzig teilte sie es mit anderen Heiligen –, verband sich sicher auch die Augenwaschung der frommen Pilger an den zahlreichen Ottilienquellen. Ein Seitenstück zu diesem Phänomen liefert in der Neuzeit die Wallfahrt nach Lourdes. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg, der bekannte Schriftsteller (gest. 1926), war in seiner Jugend durch das Auftreten eines Augenleidens im Priesterberuf gefährdet; nun machte er als Student eine Wallfahrt nach Unterbettringen, dem

Zufluchtsort vieler Augenkranken, und Sankt Odilia war ihm gnädig. Unerwartet rasch ward ihm Heilung. Eine liebliche Sage verknüpft sich mit dem Odilienkirchlein zu Bettringen. Die Kapelle, die den Namen Holzkirche führte, sollte ursprünglich „mitten im Ort auf einem freistehenden Bühel“ erbaut werden. Jede Nacht hätten aber die Engel das Bauholz wieder an den Platz, wo jetzt die Holzkirche steht, getragen. Sogar die Zimmerleute, die sich nachts auf die Balken setzten, seien mit fortgetragen worden! Diesen – auch an anderen Orten ganz allgemein verbreiteten Sagentyp – kennen wir beispielsweise vom Miltenberger Marienwallfahrtsheiligtum auf dem Engelsberg hoch über dem Maintal und aus dem Schwarzwälder Ibbental hören wir: Eines der unberührtesten Seitentäler, die in das Kirchtal Becken einmünden, ist das Ibbental. Das langgestreckte, etwa zehn Kilometer lange Tal beginnt an der Höhenstraße St. Peter – St. Märgen und endet östlich der Gemeinde Burg, wo sich Ibbental und Wagensteigtal vereinigen. Ibbental hat kein geschlossenes Ortsbild, es besteht aus vielen weitverstreuten Bauernhöfen. Das Tal wird nur von 300 bis 400 Menschen bewohnt. In früheren Zeiten schien es den Bewohnern nicht zu behagen, daß sie kein eigenes Gotteshaus hatten. Sie entschlossen sich deshalb, eine eigene Kirche zu bauen. Aber über den Bauplatz wurde man nicht einig. Die Bewohner des oberen Tales wollten die Kirche ebenso wie die des unteren Tales! So kam es wie es kommen mußte: jeder Teil fällt das Bauholz und brachte es an die gewünschte Stelle. Am nächsten Morgen aber lag das Bauholz nicht mehr an den jeweils vorgesehenen Stellen. Jede der streitenden Parteien hielt die Verlagerung des Bauholzes auf einen Bergvorsprung inmitten des Tales für einen Streich der anderen! Erbittert schafften beide Parteien das Bauholz wieder an die jeweils gewünschte Talseite; dazu brauchte man mehrere Tage. Doch in der folgenden Nacht kamen beide Holzstapel wieder auf den Berg. Nun holte man sich bei Klostergeistlichen von St. Peter Rat. Diese rieten, das Holz nochmals ins Tal

zu bringen und dann eine Nachtwache aufzustellen. So geschah es. Ein Zimmergeselle übernahm die Nachtwache. Obwohl er sich eine Pfeife angesteckt hatte, um nicht einzuschlafen, fielen ihm doch die Augen zu. Als er aufwachte, lag er mitsamt dem Bauholz auf dem nämlichen Berg. Außerdem stand auf dem Platz eine mächtige Linde, die tags zuvor nicht dagewesen war. Nun erkannte man den Willen Gottes und erbaute dort oben die Kirche „Maria Linden“<sup>40</sup>).

Wurde zu einer Odilienkapelle, die auf einem Berg stand, häufig gewallfahrtet, so gab dies manchmal den Anlaß zur Benennung des Berges nach der Kapellenheiligen. So erhielt der im Volksmund immer noch als „Jägersberg“ bekannte Berg bei Eppingen im Kraichgau den Namen „Otilienberg“ von der Sankt-Otilien-Kapelle. Da die Wilhelmiten des 1290 in Mühlbach am Fuß des Eppinger Otilienberges gegründeten Klosters aus Marienthal bei Hagenau im Elsaß kamen, darf angenommen werden, daß sie die Veranlassung zum Bau einer Otilienkapelle auf der Höhe des Eppinger Berges gaben, zumal der Odilienkult schon damals in großer Blüte stand.

Kaum über die Wipfel der hohen Buchen und Eichen sich reckend, nur von dem Ortskundigen selbst sofort und deutlich wahrnehmbar, erhebt sich eine dunkle Turmspitze fast scheu und verschämt. Es ist das Turmdach der Kapelle von St. Otilien. Die abgeflachte 310m hohe Kuppe des Otilienberges ist waldfrei, im Wäldermeer ringsum eine offene Insel, deren Begrenzungslinie dem strengen Oval der Plateaukante folgend, durch eine auffallende Randbefestigung markiert ist, als solle hier ein Stück menschlicher Kulturlandschaft gegen die Wiedereroberung durch den Wald behauptet werden. Gleichsam als ein Symbol der Zugehörigkeit dieser Insel zur menschlichen Kultur erhebt sich im Schatten mächtiger Baumkronen die der heiligen Otilie geweihte spätgotische Wallfahrtskapelle, selbst wieder zusammen mit einer Gebäudegruppe mauerumschlossen. Der Chor mit drei gotischen Fenstern und einem Stern-



Die St. Ottilienkapelle  
auf dem Eppinger Ottilienberg

Foto: G. Umminger

gewölbe und der Turm zeugen allein noch von der großen Vergangenheit. Zwei Schlußsteine sitzen im hohen Chorgewölbe, der eine trägt das von Gemmingensche, der andere das Wappen des Lehensherren, des Kurfürsten von der Pfalz. Die drei gotischen Fenster zeigen erstaunlich gut erhaltenes Fischblasenmaßwerk. Über dem sogenannten Vorchor erhebt sich der quadratische Turm, dessen oberstes Geschöß mit Zeldach wahrscheinlich im 19. Jahrhundert – zusammen mit der reizvollen Giebelhaube auf dem Chordach – errichtet wurde. Unsere Wallfahrtskapelle St. Ottilien selbst ist dagegen als

eine Stiftung des Hans von Gemmingen auf Guttenberg und dessen Schwester Metza, Witwe des Eberhard Weiss von Feuerbach anzusehen. Eine Inschrift besagt: „Uf sant gilge tag ward der erst stain gelegt – meister jakob“. Es folgt ein Steinmetzzeichen und die verwiterte Jahreszahl 1473. Dieser Hans von Gemmingen auf Schloß Guttenberg und seine Schwester Metza wurden im Jahre 1470 vom Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz „mit Eppingen und allem Zubehör uff ihr Lebenszeit umb 4000 Gulden“ belehnt<sup>43</sup>).

Der Kraichgauer Ottilienberg und seine Wall-

fahrtskapelle stehen mit dem elsässischen Otilienberg in enger Verbindung. Urkundlich ist belegt, daß die Otilienkapelle immer stark besucht wurde, so daß die Mönche des Mühlbacher Wilhelmitenklosters für die immer zahlreicher werdenden Wallfahrtsgottesdienste bald nicht mehr ausreichten. Daher wird der Bau des Hans von Gemmingen und seiner Schwester Metza aus dem Jahre 1473 für ein zu klein gewordenes Kirchlein erstellt worden sein.

Aber nicht nur wegen der Kapelle ist der Otilienberg weithin bekannt. Südlich von St. Otilien wurden bereits 1861 und 1886 im Gewann „Kopfrain“ eine hallstattzeitliche Grabhügelgruppe aus der Zeit zwischen 850–450 vor Christus und fünfzehn Grabhügel der La-Tène-Zeit zwischen 450 und 50 vor Christus entdeckt. Die Abgeschlossenheit des Platzes, seine von der Natur vorgegebene und vom Menschen ausgestaltete Schutzlage sind der prähistorischen Forschung schon frühzeitig aufgefallen. Die schon von dem Sinsheimer Dekan und Mitbegründer der Vorgeschichtsforschung Karl Wilhelm ausgesprochene Meinung, daß der Otilienberg in früher Zeit bereits als Fliehburg ausgebaut und benützt gewesen sei, gewinnt durch die geographische Situation an Wahrscheinlichkeit. Der schmal abgeschnürte Bergsporn, der noch durch Wall und Graben an der engsten Stelle gesperrt wird, gleicht dem weitverbreiteten Typus der hallstattzeitlichen Befestigungen. Daß die Hochfläche des Otilienberges in prähistorischer Zeit besiedelt war, steht fest. Gegen eine Dauerbesiedlung spricht aber außer der geringen Zahl von Siedlungsspuren vor allem auch das Fehlen von Wasser auf dem Berg. Deshalb ist es sehr wahrscheinlich, daß es sich um eine befestigte Schutzanlage über dem kontinuierlich besiedelten fruchtbaren Hügelland der Ebene gehandelt hat. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der „Türkenlouis“, errichtete dann 1695/97 die sogenannten „Eppinger Linien“. Hinter dieser Verteidigungslinie zwischen Odenwald und Schwarzwald, konnte – nach den Plünderungen in der Pfalz während den ersten Kriegsjahren – die Bevölkerung abwarten,

bis der Pfälzische Erbfolgekrieg in den Niederlanden entschieden wurde. Einer der festesten Punkte dieser Verteidigungslinie war, seit 1696 mit Artillerie bestückt, der Otilienberg. Im Kraichgau ranken sich wie anderswo auch Sagen und Legenden an die Gestalt der heiligen Otilie und ihre Kapelle auf dem Eppinger Otilienberg. So bringt Bernhard Baader: „Der Otilienberg bei Eppingen. Das Frauenkloster auf dem Otilien- oder Jägersberg ist von der heiligen Otilie gestiftet und eine Zeitlang regiert worden. Im Schwedenkriege ward es verheert, nachdem die Nonnen sich geflüchtet und Geld und Glocke auf dem Berg verborgen hatten. Bei dem Geld gingen nachmals eine weiße Klosterfrau mit einem Gebund Schlüssel und eine weiße Ziege um, die im Maul auch ein solches Gebund trug. Wegen dieses Spuks blieb der Pachthof, worein das Kloster umgewandelt worden, längere Zeit unbewohnt. Endlich träumte dem Kuhhirten des benachbarten Dorfes Mühlbach drei Nächte nacheinander, er solle auf die Heidelberger Brücke gehen, dort werde er sein Glück machen. Unverweilt begab er sich dahin, und nachdem er einen halben Tag auf das verheißene Glück geharrt, wurde er von einem Heidelberger Bürger gefragt, auf was er hier so lange warte. Da erzählte er ihm seinen Traum, worauf der Bürger erwiderte: ‚Auf Träume ist nicht zu gehen, mir hat auch geträumt, auf dem Otilienberg sei unter dem Waschkessel viel Geld verborgen, und ich weiß doch nicht einmal wo dieser Berg gelegen ist!‘. Mit dieser Nachricht wohl zufrieden, reiste der Kuhhirt nach Hause, suchte auf dem Otilienberg an der bezeichneten Stelle nach und fand den Schatz, mit welchem er sich aus dem Lande machte. Seitdem sind die Geister auf dem Berge verschwunden, und der dortige Pachthof ist wieder bezogen“<sup>44</sup>).

Jene Wallfahrtstage zum Eppinger Otilienheiligtum sind vorüber. Aber unvergeßlich für jeden Besucher des Bergheiligtums ist bis auf den heutigen Tag die Weihe des Ortes und die umfassende Aussicht nach allen Seiten.

1) Zur Schreibung „Odilia“, „Ottilia“, vgl. bei Herber, Jos., Der Name der heiligen Odilia, Straßburger Diözesanblatt und Kirchliche Rundschau in Verbindung mit der katholisch-theologischen Fakultät und dem Priesterseminar zu Strassburg, hrsg. von Albert Lang, XXV. Jg., 1906, 11. Heft, III. S. 487–499, bes. S. 487–490

2) Eigenaufnahme des Autors zu seiner Sendung „Der Otilienberg bei Eppingen. Die Heilige und ihr Kult in Volk und Kirche“. (4492. Sendung der Abteilung Volks- und Landeskunde des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart am 13. Dezember 1963, 11.30–11.55 Mittelwelle). Vgl. hierzu weiter bei Hartfelder, K., St. Otilien und seine Legende, Adreßbuch der Stadt Freiburg für das Jahr 1878 mit der 52. Fortsetzung der Beiträge zur Geschichte der Stadt Freiburg und des Breisgaues, Freiburg i.B. 1878, III.–XII., bes. S. VIII.; Schmitt, Joh., Sagen und Geschichten aus dem lieben Badnerlande, 2. vermehrte und verbesserte Auflage, Weinheim und Leipzig 1910, Nr. 23, Die Legende der heiligen Otilie, S. 48–52, bes. S. 50/51; Künzig, Joh., Schwarzwald Sagen, Stammeskunde deutscher Landschaften, hrsg. von Zaunert, Paul, Sagenschatz 15, Alemannische Stammeskunde I (Deutscher Sagenschatz), Jena 1930, S. 200, St. Otilia; Mecking, H., Weber, Jos., mit vielen Zeichnungen von Pesot, A., Heimat am Oberrhein. Eine Sammlung heimat- und zeitgeschichtlicher Lesestücke, 2. durchgesehene und erweiterte Auflage, Freiburg i. Br., 1963, S. 21–23, Der stille Waldwinkel von St. Otilien; Rieple, M., Sagen und Schwänke vom Schwarzwald gesammelt und neugestaltet, Konstanz 1966, S. 120/121

3) Heizmann, L., Die Wallfahrtsorte der Erzdiözese Freiburg in der Legende und Sage, München-Kolbermoor 1932, S. 47/48, Wallfahrt zur hl. Otilia in der Kapelle St. Otilia V. in einer Waldschlucht (St. Otilien), Freiburg=Dom.

4) Vgl. hierzu Huhn, E., Das Großherzogthum Baden in alphabetischer Folge..., Erste Lieferung, Karlsruhe 1841, Sp. 962/963: „St. Otilien, Kapelle nebst Wirths- und Bruderhaus, vom Amtsorte Freiburg  $\frac{3}{4}$  St. östlich entfernt, liegt am südlichen Abhange des Roßkopfs, und hat wenige kathol. Einwohner; es entspringt hier eine Quelle, die nichts als reines Trinkwasser enthält, von den Bewohnern der Umgegend aber für eisenhaltig und augenstärkend erklärt wird...“

5) P. Hug. Peltre, La vie de sainte Odile vierge, prem. abasse etc. Strasb. 1699 Storck, 12° (236 S. m. Kpferst.), II. Asg. 1719, deutsch 1700, ib. 16° (192 Bl. u. 23 unpag. Bl.), II. Asg. 1701

6) Bannwarth, K., St. Otilien, St. Wendelin, St. Valentin. Drei bei der Stadt Freiburg im Breisgau gele-

gene Waldheiligtümer. Mit 12 Abbildungen und 1 Grundplan der St. Otilien-Kapelle, Freiburg i. Br., 1905, S. 10

7) Schutzenheimer, J., Otilienleben, 1598, S. 128

8) Barth, M., Die Heilige Odilia. Schutzherrin des Elsaß. Ihr Kult in Volk und Kirche, I. und II. Bd., Straßburg 1938, Bd. II, S. 59

9) Schutzenheimer, J., a. a. O. S. 131

10) Bannwarth, K., a. a. O. 33ff., 39, 70, 129

11) Bannwarth, K., a. a. O. 150, Anm. 46

12) Bannwarth, K., a. a. O. 48, 61, 76

13) Bannwarth, K., a. a. O. 49

14) Barth, M., a. a. O. Bd. II. 61

15) Kolb, J. B., Historisch-Statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden... Dritter Band O–Z, Karlsruhe 1816, S. 148

16) Bader, Jos., Das Breisgauische Freiburg und seine Umgebungen. Ein Handbuch für Reisende. Mit einer Karte von Woerl, J. E., Freiburg i. Brsg., 1838, 49/50, Anmerkung 5; vgl. hierzu auch bei Rieple, M., a. a. O. S. 121/122: „Aus Köhlern werden die Herzöge von Zähringen“.

17) Bader, Jos., a. a. O., 51/52/53

18) Bader, Jos., Meine Fahrten und Wanderungen im Heimatlande. Das Badische Land und Volk. Erster Band, Freiburg i. Brsg., 1853, 91/92

19) Stülpnagel, W., in, Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung. Band I. Zweiter Halbband, Freiburg i. Br., 1965, S. 916–933 Die Kirche, bes. S. 919/920 Kapellen, S. 920 Waldheiligtümer.

20) Der Anschnitt. Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau. Jg. 5, Nr. 4/6, Bochum, Dezember 1953, S. 9 Sankt Barbara und der Turm.

21) Badische Volkszeitung. Freiburger Tagespost, Nr. 151, Mittwoch, 5. Juli 1967, S. 9 Wallfahrtskirche St. Otilien renoviert; St. Konradsblatt. Bistumsblatt für die Erzdiözese Freiburg, 51. Jg., Karlsruhe 30. 7. 1967, S. 16/17 St. Otilien bei Freiburg verbarg wertvolle Fresken.

22) Hartfelder, K., a. a. O. III

23) Barth, M., a. a. O. Bd. II, S. 16, Nr. 69

24) Barth, M., a. a. O. Bd. II, S. 2–32

25) Barth, M., a. a. O. Bd. II, S. 33–289

26) Pfister, Chrét., Le duché mérovingien d'Alsace et la légende de sainte Odile suivis d'une étude sur les anciens monuments du Sainte-Odile, Paris–Nancy 1892.

27) Maurer, Th., Die Heilige Odilie. Ein Führer durch Legende und Geschichte, Strassburg 1930, S. 16/17, bes. Anmerkung S. 17

28) Forrer, R., Der Odilienberg, seine vorgeschichtlichen Denkmäler und mittelalterlichen Baureste, seine Geschichte und seine Legenden, Strassburg 1899, S. 4–7 I. Geologie, Flora und Fauna am Odilienberge, bes. S. 4

<sup>29)</sup> Schnarrenberger, K., in, Das Elsaß, Jahresband Oberrheinische Heimat, Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., 1940, S. 51–80 Die Geologie des Elsaß, bes. S. 62; Théobald, N., Le Massif du Mont Sainte Odile et ses environs. Etude Géologique, Saarbrücken 1953; Dubois, G. + et Dubois M. Camille, La Géologie De L'Alsace Aperçu Général et Excursions Géologiques, Université de Strasbourg 1955

<sup>30)</sup> Barth, Joseph, Quer durch das Elsass. Wirklichkeit, Sage und Legende. Gedichte, S. 18/19 Sankt Odilien (1954), Niederbronn-les-Bains, o. J.

<sup>31)</sup> Forrer R., Archäologisches vom Odilienberg. Was wir von der Heidenmauer wissen und was wir nicht wissen, in, Die Vogesen, VIII. Jg., Nr. 10, 1914, S. 130–134, bes. S. 131. Strassburg und Colmar im Elsass.

<sup>32)</sup> Welt am Oberrhein, Heft 5, Oktober 1969, S. 273 „Man gräbt auf dem Odilienberg“, Verlag G. Braun, Karlsruhe

<sup>33)</sup> Barth, M., a. a. O. I, 238/239

<sup>34)</sup> vgl. hierzu, Umminger, G., „Das Frankenland und St. Martin“, Badische Heimat. Mein Heimatland. 51. Jg. Heft 3, Sept. 1971, S. 286–304, bes. 2. 286–288 und 296–301

<sup>35)</sup> Otto von Freising, „Gesta Friderici“ 1. Buch. Kapitel 12

<sup>36)</sup> Vgl. zu diesem Abschnitt: Clauss, Jos. M. B., Sancta Odilia. Der Odilienberg und die hl. Odilia in Wort und Bild. Zum 1200jährigen Jubiläum der Heiligen, Karlsruhe 1922; Clauss, Jos. M. B., Die Heiligen des Elsass in ihrem Leben, ihrer Verehrung und ihrer Darstellung in der Kunst, Forschungen zur Volkskunde Heft 18/19, Düsseldorf 1935; 52. S. 219/220 Odilia; die vollständige Literatur verzeichnet bei Clauss, Jos. M. B., Historisch-topographisches Wörterbuch des Elsaß, Zabern 1896 ff. Bis jetzt 16 Lfg. (A–Schlierbach), 818/819; Moser, B., „Was die heilige Otilie als erste sah. Seit 1200 Jahren pilgern die Menschen zu ihrem Grab auf dem Odilienberg im Elsaß.“ St. Konradslatt. Bistumsblatt für die Erzdiözese Freiburg, 47. Jg., Karlsruhe 12. 5. 1963, Nr. 19, S. 16/17; Lefftz, Jos., Sankt Odilien. Der Heilige Berg des Elsass. Edition du Mont Sainte-Odile 1973

<sup>37)</sup> Stöber, A., Die Sagen des Elsass, I. II., Straßburg 1892, II. 45. S. 35–43, bes. S. 42–45. S. 35–43, bes. S. 42

<sup>38)</sup> Müller-Blattau, Jos., Das deutsche Volkslied in Lothringen, in, Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 2, 1938, 135 ff.

<sup>39)</sup> Wackernagel, Ph., Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, III. Bd., Leipzig 1870, 1252 n 1464; weiter dazu Erk, L. und Böhme, Franz, M., Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichsten deutschen Volkslieder, neubearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme,

3. Bd., Leipzig 1894, III. 805, Anmerkung zu n 2113  
<sup>40)</sup> Vgl. hierzu Künzig, Joh., Badische Sagen. Eichblatts Deutscher Sagenschatz Band 10, Leipzig 1923, S. 112/113. III. Kirchen und Kapellen. 299. Gründung der Kirche auf dem Hörnliberg; ders., in, Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. I. Erster Halbband, Freiburg i. Br., 1965, S. 476–505 Volkskunde des Landkreises, bes. S. 486 Wallfahrten

<sup>41)</sup> Lacroix, E., Eppingen, in, Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 1960, Jg. 3, Heft 1, S. 16–19; ebd. Kiehle, E., Die „Alte Universität“ in Eppingen, S. 19–21

<sup>42)</sup> Freundlicher Beitrag von Klaus Münzing, Geologisches Landesamt Freiburg; siehe dazu auch Linck, O., Die marine Fauna des süddeutschen Oberen Gipskeupers, insbesondere der sogenannten Anatinenbank (Trias, Karn, Mittl. Keuper, km 1) und deren Bedeutung – Evertebraten I, in, Jahreshefte des Geologischen Landesamtes Baden-Württemberg, Bd. 14, Freiburg i. Br. 1972, S. 145–253, bes. S. 202: Bakevellia (Neobakevellia), sanctae odiliae n. sp., S. 203/204: Bakevellia (Neobakevellia) eppingensis n. sp., S. 218/219: Myalina montis-odiliae n. sp.

<sup>43)</sup> Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Achter Band, Kreis Heidelberg. Erste Abteilung, Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Sinsheim, Eppingen und Wiesloch, bearbeitet von Adolf von Oechelhaeuser, Tübingen 1909, S. 150–168, bes. S. 161–168 Die ehemalige Otilienkapelle; Dauber, A. und Lacroix, E., Der Otilienberg bei Eppingen, in, Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 1960, Jg. 3, Heft 2, S. 30–34.

<sup>44)</sup> Baader, Bernhard, Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden, Karlsruhe 1851, S. 278/279. Nr. 296 Der Otilienberg bei Eppingen; das gleiche Sagenmotiv vom Traum vom Schatz auf der Brücke bringt Lohmeyer, K., Die Sagen der Saar von ihren Quellen bis zur Mündung, Saarbrücken 1964, S. 249/250. Nr. 261 Der Traum vom Schatz auf der Koblenzer Brücke.

## *Dr Wind*

*Dr Wind,  
mol vu do, mol vu dert,  
kann dissele un stirme,  
trait dr Some iber s Feld,  
spilt mit Bletter un Ähre  
un mit dr Leckli vum Schatz.*

*Er waiht Rege an s Fenster,  
rittlet d Läden un d Nerve,  
rißt Nest vu dr Baim  
un hiilt nüssi in d Nacht.*

*Dr Wind wirblet Staüb uf,  
tricknet Stroße un Decher,  
tribt Welle uf em Wasser,  
jagt Vogel un Wolke.*

*Er blost Fiiirli zua Flamme,  
ob s nutzt oder schadet.  
Dr singt un dr pfist,  
will tanze un zoisse,  
tuat hudle un breche,  
spilt mit Lebe un Tod. –*

*Dr Wind! –  
Wuher kunnt er?*

*Karl Kurrus*

Aus dem neuesten, soeben bei Moritz Schauenburg, Lahr, erschienenen Gedichtband „Allewil“ von Karl Kurrus

# „Holzlump“ und „Wetzstoispucker“

Ortsneckereien aus dem Kraichgau

Gernot Umminger, Freiburg

Neulich führte den Verfasser dieser Abhandlung auf einer volkskundlichen Feldforschungsaufnahmefahrt sein Weg durch Bruchsal, seiner alten Schul-Kraichgaustadt (Freiherr von Stein-Schule auf dem Belvedere) und ehemaligen Residenz der vier letzten Fürstbischöfe von Speyer. Da fiel ihm ein Erlebnis während eines seiner alljährlichen September-Aufenthalte in Meran in Südtirol wieder ein. Sprach ihn doch da mitten in Meran, als er vor seinem mit den Buchstaben BR gekennzeichneten Wagen stand, einer an: „Awwer ihr Holzlump seid doch a iwveral“. Schnell konnte sich der so Angesprochene revanchieren, denn er sah an dessen Wagen das SNH – das Wagenkennzeichen des Kreises Sinsheim – daß er seinen „Nachbarn“ vor sich hatte: „Un ihr Wetzstoispucker seid net weit devu dehoim!“ Heute, nach der Verwaltungsreform könnte man – leider –, einen unmittelbaren „Nachbarn“ nicht mehr erkennen, da die altvertrauten „BR“ und „SNH“ im allgemeineren „KA“ (Karlsruhe) und „HD“ (Heidelberg) aufgegangen sind!

Doch soll diese Begebenheit der Ausgangspunkt einer kleinen Necknamen-Reise durch den Kraichgau sein. Die Straße, die wir dabei einschlagen wollen, ist der Volkshumor. Gewiß, zimperlich darf man hier nicht sein, einen kleinen Puff muß man schon ertragen und einstecken können, denn schließlich ist auch die „Straße der Ortsneckereien“ nicht ohne „Schlaglöcher“. Das Volk nimmt eben kein Blatt vor den Mund, aber Übelnehmen gilt dabei nicht. Hat doch Wilhelm Heinrich Riehl, der Altmeister der deutschen Volks- und Landeskunde, in seinem klassischen Werk „Die Pfälzer“ herausgestellt, daß „der Humor, einer

der liebenswertesten Züge des pfälzischen Volksstammes“ sei.

Das fränkische Element ist der Stammesgrund im Kraichgau. Nur im Südosten hat das Schwäbische einen starken Einfluß gewonnen. So hielt der Ravensburger Chronist um 1500 sich darüber auf, daß die Heilbronner und Wimpfener nicht „Schwaben“ heißen wollten, sondern eben „Kraichgauer“, denn der Kraichgau liege doch in Schwaben! 400 Jahre später berichtete ihn dann der Heilbronner Historiker Moritz von Rauch, die Heilbronner und die „Kraichgauer“ seien natürlich „Franken!“ David Friedrich Sauter, das „arme Dorfschulmeisterlein“ von Flehingen, hat danach denn gar trefflich den Kraichgau als ein Land des sprachlichen und volksmäßigen Überganges geschildert, wo die Mundart stark pfälzischen Einschlag hat. So ist denn der rechtsrheinische „Pfälzer“ des Kraichgaves, dessen Art den Übergang vom oberdeutschen zum mitteldeutschen Volkstum darstellt, ein Franke im besten Sinn des Wortes!

Wir sind hier im rheinfränkischen Sprachbereich. Die „appel“-„apfel“-Linie als Trennungslinie des Mitteldeutschen vom Oberdeutschen geht durch den Kraichgau und trennt das nordwestliche Rheinfränkische, das Rheinpfälzische und das südöstliche Rheinfränkische, das Südfränkische. Das Rheinpfälzische – etwa von Gernersheim über Wiesloch bis Neckarsteinach ist die Scheidelinie anzusetzen – ist gekennzeichnet durch das Scherzwort: „In de Palz geht de Parrer mit de Paif in die Kärch“. Hier wird auch „ä Pund Pfeffer kaaft“. Nur der nördlichste Teil des Kraichgaves liegt in diesem rheinpfälzischen Sprachbereich. Die südfränkische Sprachlandschaft – die Trennungslinie geht

etwa von Weißenburg im Elsaß über Karlsruhe – Bruchsal – Sinsheim nach Mosbach – in der unser Kraichgau größtenteils gelegen ist, hat das hochdeutsche pf in Pfalz, Pfarrer, Pfeife, Pfund, Pfeffer usw. Dieses Südfränkische liebt man gerne mit dem Vers zu kennzeichnen und zu necken: „Des sen Lait wie Pfarrerslait, na net so hailich!“

Überhaupt macht man sich von Dorf zu Dorf besonders über die abweichende Aussprache lustig. Die Haltung, die dieser Tatsache zugrunde liegt, ist ganz anderer Natur als jenes gläubige Aufblicken zu dem als vorbildlich Geltenden; dem Nachbardorf fühlt man sich ebenbürtig und gleichberechtigt. Wenn es in Sitte und Brauch oder der Sprache abweicht, so hat es nicht etwa das Bessere, sondern das Lächerliche<sup>1</sup>).

So sind die Tiefenbacher die „Moubutze“. Hier in Tiefenbach – im alten Landkreis Sinsheim im äußersten Zipfel hin zum alten Landkreis Bruchsal gelegen – nahe der Sprachgrenze, setzt bereits die schwäbische Diphtongierung ein. Man ist hier stark nach dem Neckarland und dem Heilbronner Gebiet orientiert. Die Neckarbischofsheimer sind aus dem gleichen Grund „die große Schritt“. „Moo’dlöcher“ sind die Lauffener bei Heilbronn. Natürlich hängt der Volksmund den Tiefenbachern an, daß sie den aufgehenden Mond als er bei Neumond einmal nicht so recht schien, vom Wormsberg aus zu putzen versuchten, wie die Lauffener den Mond einst löschten, als er bei Vollmond zu verbrennen schien. Die Neckarbischofsheimer dagegen, sollen besonders große Schritte machen.

Geachtet wird gegenseitig scharf auf die Aussprache des „r“ als Zäpfchen-r, das sogenannte „Lorpsen“ oder als Zungen-r, mit rollendem r. Die Gundelsheimer sind so die „Lorpsen“ und die „Kirchberger esset gern Butterb(r)ot und (R)ettich“! Die Gochsheimer werden ihres lorpsenden Zäpfchen-r wegen mit dem Zweizeler geneckt: „Mei(n) Vadder lorpst, mei(n) Mudder lorpst, grad i kann f(r)ei (r)aussage: G(r)iesb(r)ei“. Dabei ist der Spaß gerade der,

daß der Sprecher in den ausgewählten Worten die verspottete Aussprache hat! Demgegenüber sprechen die Zaisenhäuser ein deutlich wahrnehmbares rollendes Zungen-r und sind deshalb bekannt als die „Rriwerrirer“. Hierbei wird das sogenannte „Rübenrühren“, das Ausropfen der klein gebliebenen Rübenpflanzen als Neckwort genommen. Die Leimener sind dieses R-Lautes wegen die „Roller un no dezu de Lerborrendreck“. Den „Lehmbodendreck“ verdanken die Leimener den mächtigen Lößlehmvorkommen auf ihrer Gemarkung. Die Dilsberger sagen über das Zungen-r der Mückenlocher: „Sie schnorre alli Leit ooa“. Sie selbst aber werden von den Mückenlochern als „Dilsbercher R(h)aadl“ oder auch als „Dilsbercher R(h)aadse“ aufgezo-gen, weil sie eben gar kein rechtes R aussprechen können und nur lorpsen!

Eine feste Begriffsverbindung eingegangen sind im Volksmund und in der Volksmeinung des Kraichgauer der weithin bekannte und darob nur allzu berühmte „Brusler Dorsch“ und die „Brusler Holzlumpe“. Die Nachbargemeinden der ehemals Großen Kreisstadt machen sich eben lustig darüber, daß die Stadt Bruchsal über fast keinen eigenen Wald mehr verfügt. In diesem Sinne legten sie ihrer einstigen Kreisstadt den „Holzlumpen“-Namen zu, denn es ist bekannt, daß die Stadt Bruchsal früher einmal reiche Waldungen ihr eigen nennen konnte, die sie aber versetzt haben soll und so im wahrsten Sinne des Wortes im edlen Rebensaft verflüssigt wurden, oder wie es das Volk derb und stark bildhaft prägend in seiner Sprache ausdrückt: „Die hens verliiddert, versoffe un verlumpt“. Nun, die „Brusler Holzlumpen“ haben sich so allgemein eingebürgert in unserem Kraichgauer Heimatgebiet, daß es einfach gar nicht anders sein kann, als wie es sich das Volk zurechtlegt! Dazu trägt ja noch verstärkend der „Schandfleck“ im Bruchsaler Stadtwappen bei: Im blauen Grund ein weißes Kreuz und links oben der vorerwähnte „Schandfleck“ des verlumpten Waldes wegen: ein weißer Kreis. Aber so wie der berühmte „Graf Kuno“ in Otto Op-

penheimers Lied nur eine auf den „Brusler Dorschd“ zurechtgemachte Figur darstellt, verhält es sich auch mit dem „Schandfleck“ im Bruchsaler Stadtwappen und den „Bruchsaler Holzlumpen“ überhaupt<sup>2</sup>). Das Wappen der fürstbischöflichen Stadt Speyer glich nämlich dem von Bruchsal wie das Tüpfelchen auf dem i. So wurde der „Schandfleck“ einfach zur Unterscheidung eingesetzt und der Volksschwank vom „verlidderte, versoffene und verlumpte Brusler Stadtwald“ ist historisch auch nicht haltbar. Vielmehr wurde den Bruchsalern ihr Wald von dem Fürstbischof Philipp Christoph Sötern zusammen mit zahlreichen anderen Nutzungsrechten und Freiheiten weggenommen, weil sie sich gegen ihn gestellt hatten und angeblich den Mannsfeldischen, die im Bistum Speyer brandschatzten, freiwillig die Stadttore öffneten. Rat und Bürgerschaft von Bruchsal mußten zum bösen Spiel wohl oder übel gute Miene machen, da sie ganz in der Gewalt des Fürstbischofs als Landesherr waren. So wurden die Bruchsaler ihren „stolzen jungen Wald von 280 Morgen an den gütigen Fürstbischof Philipp Christoph von Sötern ganz demütigt los“, wie es in einer zeitgenössischen Chronik vermerkt ist. Der Volksmund fand dann sehr bald schon für den fehlenden Stadtwald die beschafte Erklärung, daß die „Brusler Holzlumpen“ ihren Wald „verliddert, versoffe un verlumpt“ hätten, ja „die Loddl hens verliddert, versoffe un verlumpt“! Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich ja für den Spott nicht zu sorgen.

Selbstverständlich nehmen in einer Landschaft, die wie unsere Kraichgauheimat bis weit in die Tage nach dem Zweiten Weltkrieg eine rein landwirtschaftliche Struktur aufwies und auch heute noch in großen Teilen ein Bauernland ist, die auf den Hauptanbau und die Hauptnahrung zielende Ortsneckereien einen großen Raum ein<sup>3</sup>). Besonderer Beliebtheit erfreut sich vielerorts so die Blutwurst, der „Blunzen“. Ein hübsches Beispiel für eine gegenseitige Stichelei sind die Heilbronner „Blunzen“ und das tiefer gelegene Frankenbach, von dem man sagt, es

liege im „Blunze'loch“. Die Heilbronner „Zuckerlesschlotzer“ erklären sich daher, daß Heilbronner Feuerwehrleute im Eifer ihres Rettungswerkes aus einer brennenden Zuckerfabrik vor allem die geschmolzenen Zuckerbrocken bargen. Neben „Zuckerlesschlotzer“ gelten die Heilbronner dieser „Rettungstat“ wegen auch noch als „Brockefresser“.

„Aichelberger“ (Eichelberger) Goggler uf de Hee,

Diefebacher (Tiefenbacher) Ochse im Daal,  
Odemer (Odenheimer) Linsebaich,  
Zaiderner (Zeuterner) Wai'schlauch,  
Schdeffelder (Stettfelder) Krautsegg,  
un die Brusler Holzlumpen wäre gärn Herre,  
wenn die Ubstader Esel net wäre!“

In dieser Ortslitanei kommen die Eichelberger „Goggler“ und die Tiefenbacher „Ochse“ als lebendige Erinnerung an die Zehntablieferungen dieser beiden Stiftsorte an das am Wigoldesberg bei Odenheim gelegene Benediktinerkloster Odenheim zum heute noch bewußten Ausdruck. Man kann aber auch ganz einfach an den Gegensatz des hoch gelegenen Eichelberg – wo nur Rebbau betrieben wird neben sonst geringer Landwirtschaft – zum tiefer gelegenen Tiefenbach – wo neben dem Rebbau noch vielfältiger weiterer landwirtschaftlicher Anbau gepflegt wird, denken. Die Odenheimer „Linsenbäuche“ erklären sich aus dem in früherer Zeit mit Vorliebe und intensiv betriebenen Anbau von „Linzer-Gerste“. Der einstige große Linsensegen wurde als besondere Leibspeise in Odenheim selbst mit Vorliebe verspeist – neben dem Verkauf dieser Hülsenfrucht. Den Bauch haben die Odenheimer in dieser Ortslitanei mit den Stettfeldern gemeinsam, nur ist es dort der Sack! Die „Schdeffelder Krautsegg“ erinnern an den Anbau von Kraut; hiervon sprechen heute noch das Gewann „Krautgärde“ und das „Krautfest“, alljährlich im Sommer. Zu den Zeuterner „Wai'schlauch“ (Weinschläuche) ist sicher nicht viel zu sagen, denn der Zeuterner Wein spricht hinreichend für sich und ist auch mit dem „Himmelreich“ und dem seit dem Mittelalter bekannten „Huddler“ populär! Den

Landshäusern – als „Moschdkopf“ (Mostköpfe) verspottet, wegen der vielen Mostobstbäume auf ihrer Gemarkung – antworten die Zeuterner darüber hinaus stolz mit einem viel-sagenden Vers: „Aus de Rewwe kummt's Lewwe un net aus em birrebaamene Aschd!“ Wo aber mag „die kleine Schweiz“ liegen? In Helmsheim finden wir sie und die Nachbarn zollen damit den wohlhabenden „Manschettenbauern“ dort ihre Hochachtung. Sicher aber lebt im Unterbewußtsein des Volkes hier auch noch die Erinnerung an die starke Zuwanderung nach dem Dreißigjährigen Krieg aus den Alpenländern, vor allem eben aus der Schweiz in den stark entvölkerten Kraichgau. Bei den Eppinger „Halbherre“ mag die sogenannte „reiche Gasse“ an diese Zusammenhänge erinnern; „Halbherre“ sind die Eppinger deswegen, weil im städtischen Gemeinwesen noch viele landwirtschaftlich tätig sind. Dagegen gemahnen die Philippsburger „Gaissestricher“ daran, daß hier einst Kühe des kleinen Mannes, nämlich die „Gaissen“ auf den Festungswällen grasten. In Menzingen leben die „Schollenklopfer“ und die Bürger von Oberacker sind ebenfalls dem rein bäuerlichen Charakter gemäß die „Schollentreppler“. Nach dem sichelförmigen Rebmesser zum Beschneiden der Reben sind die Tiefenbacher und die Elsenzer auch noch die „Hoobe“. Wenn die Sinsheimer einstigen Amtsstädter vormals im Stadtgraben oder auf ihren Feldern mähten, spuckten sie auf den „Wetzstoß“, den Wetzstein zum Schärfen der Sense, anstatt ihn, wie es ein rechter Bauer tat, im Wasser des umgehängten „Kumpfes“ anzufeuchten. Für ihren geringen Schwung beim Mähen genügt das ja auch den Städtern, spotteten die rechten Bauern der Umgegend! Wen nimmt es da wunder, daß die Sinsheimer bis auf den heutigen Tag als „Wetzstoispucker“ bekannt sind und wir dieselben in den Titel unserer Abhandlung aufnahmen hinsichtlich der Begegnung eines „Holzlumpen“ und eines „Wetzstoispuckers“ in Südtirol? Neben all diesen, die große Fruchtbarkeit des Kraichgauer Hügellandes herausstellenden

Ortsneckereien sind natürlich auch die in den verschiedenen Orten einst stark vertretenen Gewerbe noch in den Ortsneckereien lebendig. Von dem aus dem Schilfsandstein gewonnenen weißen Stubensand, mit dem sie einst ringsum handelten, führen die Sternenfesler den wenig wohl lautenden Namen „Sandgloben“; die Reichartshäuser brachten den aus dem Buntsandstein gemahlene roten Stubensand und sind darob bis heute die „Routmännle“ geblieben! Dagegen gerät der Oberöwisheimer „Schwefel“ immer mehr in Vergessenheit. Doch wir wissen, daß das Gewerbe der Schwefelherstellung hier einst blühte im Weinland, und daß die Oberöwisheimer in früheren Jahren bis nach dem Ersten Weltkrieg im ganzen baden-württembergischen Unterland Schwefel verkauften als Wanderhändler. Ähnlich ergeht es den Menzinger „Strängern“, den Flehinger „Kerzler“ und den Neuenbürger „Rechenmachern“! Die Epfenbacher „Holzschuh“ werden durch die unmittelbare Nähe zum modernen Schreinerdorf Eschelbronn lebendig bewahrt, dagegen weiß man von den Daisbacher „Hutsche“ als einem Beweis ihrer früheren berühmten Pferde zucht fast nichts mehr. Das äußere Aussehen, das Verhalten der Bewohner und sonderbare auffallende Ortsgewohnheiten reizten natürlich in starkem Maße ebenfalls zu Spott und Neckereien. Die Michelfelder „Herschbuwe“ werden darum so genannt, weil sie sich früh von der reinen Landwirtschaft weg auf die Feierabendbewirtschaftung umgestellt haben und sich so als zweifache Arbeiter einen schnelleren Gang angewöhnt haben. Sie laufen gewissermaßen so schnell wie ein Hirsch! Von den Epfenbachern dagegen heißt es nach wie vor: „I bin vun Epfebach, drum geht mei Sach so gemacht!“ Die Östringer „Wicke-Wacker“ erklären sich aus dem angeblich entenartigen, watschelnd anmutenden Gang, die Kircharter sind die „Hewwel“ (wie übrigens auch die Ligamansschaft des VfR Mannheim vom blau-schwarzen SV Waldhof-Lokalrivalen-Anhang in Mannheim genannt wird: „Die VfR-Hewwel“) und der „Oudemmer

Wind“ (Odenheimer Wind) wird von den Tiefenbacher „Knorren“ – sie gelten als sehr konservativ – so herausgestellt, wie auch die „Heedelbercher Neckarschleimer“ (Heidelberger Neckarschleimer) über den „Mannemer Wind“ und die „Mannemer Bloomailer“ mit ihren Übertreibungen spotten: „Heedelberch vorne, Mannem hinne“, natürlich drehen die Mannheimer letzteren Spottvers gerade herum zu: „Mannem vorne, Heedelberch hinne!“ Gilt Odenheim, die Heimat der „Linsenbäuche“ als bedeutender Marktflecken zwischen Bruchsal, Sinsheim und Eppingen heute doch auch als „Klein-Paris“ – und in dieser seiner Lebensart wie auch in der Ausdehnung seiner umfangreichen Urmark übertraf Odenheim immer das benachbarte Östringen –, so hieß es doch in einer Ortslitanei um 1900:

„Menzinge isch en Edelfleck (Menzingen ist ein Edelfleck; zu denken ist hier an die Freiherren von Menzingen und ihr am Ende des Zweiten Weltkrieges zerstörtes Wasserschloß)

Minzese lait middel im Dreck (Münzesheim liegt mitten im Dreck),

Uneroise desgleiche (Uteröwisheim desgleichen),

Owweeroise die Reiche (Oberöwisheim die Reichen),

Odne die Arme (Odenheim die Armen),

Gott soll sich iwwer Naiberch erbarne!“ (Gott soll sich über Neuenbürg erbarmen).

Zu dieser Zeit galt auch:

„In Barga (Bargen) wohne die Arga,  
die Wollaberger (Wollenberger) sen no ärger,  
un wer durch Hüffenhardt kummt

ugschlaga, kann in Hochhaus  
vun Kunschd un Wuna saga!“

Der Kraichgau stellt als geographisch raumbedingte Wirklichkeit zwischen Neckar und Rhein in unserer hin zur Auflösung gewachsener Einheiten tendierenden schnellebigen Zeit noch eine wesentlich geschlossene Gemeinschaft im Volkstum dar. Gewiß hat auch hier die Industrialisierung sich festgesetzt und strukturverändernd gewirkt. Aber die Pendler kehren nach Arbeitsschluß in ihren „auf dem

Land“ gelegenen Wohnsitz zurück und empfinden nicht selten nun bewußter als zuvor die Zugehörigkeit zur dörflichen Gemeinschaft, weit entfernt von dem was das moderne „Wortungetüm“ „Einheitsgemeinde“ mit sich bringt! Wir jedenfalls sind froh, daß es nach wie vor Individualität zwischen den einzelnen Gemeinden gibt. Den Ortsneckereien, die nur ein Teil des Volkshumors und des reichen mundartlichen Wortschatzes im Kraichgau sind, verdanken wir manch wertvollen volkskundlichen Hinweis und Rückblick in die volksmäßige Vergangenheit unserer Kraichgauheimat<sup>4</sup>). Bodenständigen Humor bewies ja bereits auch Daniel Hartmann aus Mauer bei Heidelberg, der am Abend des 21. Oktober 1907 nach dem Fund des Unterkiefers des „Homo Heidelbergensis“, den denkwürdigen Ausspruch tat: „Heit hawwich de Adam gfunne!“ (Heute habe ich den Adam gefunden).

---

#### Literaturnachweis

1) Maurer, Fr., Volkssprache. Abhandlungen über Mundarten und Volkskunde. Zugleich eine Einführung in die neueren Forschungsweisen. Fränkische Forschungen. Arbeiten zur Dialektgeographie und zur Volkskunde, besonders der Rhein- und Ostfränkischen Gebiete. I. Erlangen 1933, Kapitel 2, S. 21–35 Volkssprache als Teil der Volkskunde, bes. S. 29/30

2) vgl. hierzu Münch, J., Vom Brusler Dorscht, Mein Heimatland, Freiburg i. Br., 15. Jg., Heft 1/2, Januar/Februar 1928, S. 50/51 mit dem Text der „Bruchsaler Nationalhymne“: „De Brusler Dorscht“ nach der Melodie: „Der kreuzfidele Kupferschmied“. Siehe auch bei Girolla, R., Der Brusler Dorscht und Brusler Gast- und Schankstätten, Mein Heimatland, Freiburg i. Br., 16. Jg., Heft 5, Juni/Juli 1929, S. 141–144, bes. S. 141/142

3) Deutsch, K., Kulturlandschaftswandel im Kraichgau und Oberen Nahebergland seit 1945. Arbeiten aus dem Geographischen Institut der Universität des Saarlandes, Band 17, Saarbrücken 1973, bes. S. 56: „Von den 1939 62 ländlichen Gemeinden erfuhren 14 Orte bis 1961 nur eine geringe Veränderung ihres ökonomischen und sozialen Aufbaus. Sie blieben weiterhin im Bauerntum verhaftet...“

4) vgl. zum Ganzen: *Heilig, O.*, Ortsneckereien und Schildbürgergeschichten aus dem Elsenz-, Neckar-, Pfingzgau und Enztal, *Alemannia* 22, 1894; *kable, B.*, Ortsneckereien und allerlei Volkshumor aus dem badischen Unterland, Freiburg im Breisgau 1908. Aus den Blättern des Badischen Vereins für Volkskunde; *Müller, K.J.*, Nordbadische Ortsneckereien, Badi-

sche Heimat. Mein Heimatland. Frankenland. 49. Jg., 1969, Heft 3, S. 383–386; *Künzig, J.*, Ortsneckereien, in, Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung. Bd. I. Erster Halbband, Freiburg i.Br., 1965, S. 476–505 Volkskunde des Landkreises, bes. S. 504/505 „Ortsneckereien“.

# Denkmalpflege am Wegesrand

Ludwig Merz, Heidelberg

In den Heften der Badischen Heimat erschienen schon oft zum Schutz der Zeugnisse vergangener Zeit Hinweise und Empfehlungen, die man beherzigen sollte. Die amtlichen Stellen bedürfen dafür Verständnis und Mitarbeit aller. Nicht nur historisch und kunstgeschichtlich bekannte Bauwerke sollen geschützt werden, sondern auch die bescheidenen Objekte, wie formschöne Türen und Treppen, Weg- und Grenzsteine, Brunnen und Bauskulpturen. Die erste Voraussetzung dafür ist, daß wir sie erkennen. Tragen sie gar Zeichen und Sinnbilder, dann gilt es, über das rein Ornamentale hinaus deren ursprüngliche Bedeutung zu ergründen. Die Tiefenpsychologie hat erkannt, daß magische Zeichen und Bilder das Unterbewußtsein auch des modernen Menschen anrühren. In ihrer Einfachheit sind diese Symbole oftmals vergleichbar mit Motiven der modernen Kunst. Unsere Zeit findet aber auch zurück zu den handfesten Arbeiten alter Handwerkskunst. Man sammelt Grenzsteine, Steintröge usw. und stellt sie in Hof und Garten auf. Das ist im Grunde eine erfreuliche Erscheinung, denn manches bleibt auf diese Weise erhalten. Allerdings verschwindet einiges auch von seinem Platz und hinterläßt eine Lücke, um dafür andernorts sinn- und zweckentfremdet rein dekorativ zur Schau gestellt zu werden. Leider werden immer noch Bauskulpturen bei Umbau- und Abbrucharbeiten zerschlagen und enden im Bauschutt. Und das geschieht nicht nur in unserem Lande. Den Eingang zum französischen Bahnhof in Basel schmückte 163 Jahre lang eine Figurengruppe, Hermes mit zwei Begleitern. Sie fiel einem „Betriebsunfall“ aufgrund eines Mißverständnisses zum Opfer und gelangte anstatt zum Restaurator in den Bauschutt. Die Schweizer Behörde

versprach den empörten Bürgern darauf einen passenden Ersatz.

Mein erster Appell an die „Denkmalpflege am Wegesrand“ (Badische Heimat, Heft 2/73) hatte Brunnen mit Pinienzapfen als Schmuck der Brunnensäule zum Inhalt. Er fand einen erfreulichen Widerhall in Form von schriftlichen Hinweisen und Bildern, wofür ich an dieser Stelle herzlich danke. In der folgenden Abhandlung soll berichtet werden über das Ende und das Wiedererstehen einer alten Bauplastik. Dieser Einzelfall ist gewissermaßen ein Lehrbeispiel für andere Vorgänge anderswo.

Über dem Westtor des Marstalles in Heidelberg befand sich von alters her das Steinrelief eines Salamanders mit menschlichen Zügen. Bei Umbauarbeiten an dem Gebäude wurde auf ungeklärte Weise die Tierplastik so stark beschädigt, daß man an eine Neubeschaffung denken mußte. Ein Foto und eine Zeichnung hatte der Verfasser schon vor einigen Jahren angefertigt. Nun galt es, die magische Bedeutung der Skulptur als unheilabwehrendes Zeichen nachzuweisen, um damit eine Erneuerungsmaßnahme zu rechtfertigen. Darüber mehr im nächsten Abschnitt. Aufgrund der Fürsprache der Staatlichen Denkmalpflege und dank der Einsicht der auftraggebenden Behörde entschloß man sich zu einer Wiederherstellung des Tierreliefs. In dem jetzt verstorbenen Bildhauer Edzard Hobbings fand man den geeigneten Künstler, der die nicht leichte Aufgabe übernahm, den Salamander anhand der Unterlagen neu zu gestalten (Abb. 1). Über die Notwendigkeit einer Wiederherstellung äußerte sich damals Prof. Dr. Riedl vom Kunsthistorischen Institut der Universität Heidelberg in der Presse: „Bauskulptur, auch bescheidener Art, ist ein wesentlicher



*Der Salamander am Heidelberger Marstall. Bildhauer Hobbing.*

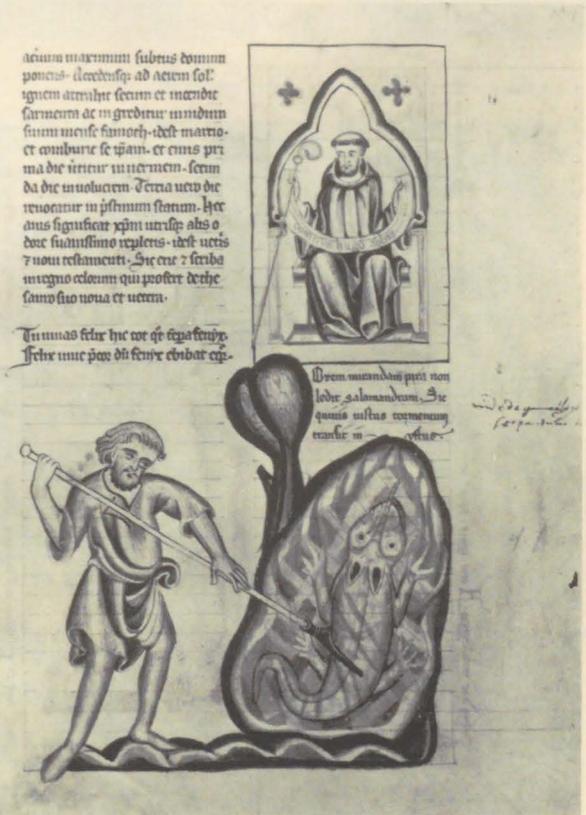
Bildarchiv des Heidelberger Tageblatts

Bestandteil historischer Architektur; ob sie mehr dekorativen Charakters ist oder, wie im Falle des Marstall-Salamanders, eher inhaltlich motiviert, spielt keine Rolle. Jede Einbuße an plastischer Bauzier bedeutet eine Wert- und Sinnminderung der Architekturgesamtheit. Das gilt übrigens auch für Werke neuerer Zeit.“ Wie schon gesagt, ist das Tier, das man als Abwehr von Feuer an der Westseite, der „Unwetterseite“, des Marstalls eingemeißelt hat, ein Feuersalamander. Gerade an einem Marstall mußte man wegen der Feuerscheu der Pferde einen Brand zu verhindern suchen. Man bediente sich dazu altüberlieferter magischer Mittel – die jedoch drei Brände nicht verhindern konnten. Daß der Salamander menschliche Züge trägt, erhöht seine magische Kraft. Nach der Auffassung von Paracelsus gehört er in dieser Gestalt zu den Elementargeistern. Damit dürfte der Feuersalamander über dem Marstalltor in dieselbe Kategorie von Abwehrzeichen einzureihen sein wie die Fantasiertiere der Wasserspeier an der Heiliggeistkirche oder die Fa-

belwesen an anderen Bauwerken aus vergangenen Bauperioden unserer Stadt und selbstverständlich auch andernorts. Nach der Dämonenlehre schrecken „böse Wesen“ vor ihrem eigenen Abbild zurück. Die im Volksglauben vorhandene Auffassung, der Salamander könne Brände löschen, geht auf magische Vorstellungen des alten Orient zurück. Von hier übernahm sie u. a. der Römer Plinius d. Ä., wenn er behauptet: „Der Salamander, ein Tier von Eidechsen-gestalt . . . läßt sich nur bei starkem Regen sehen. Er ist so kalt, daß er wie Eis durch bloße Berührung Feuer auslöscht . . . Wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte, und wer davon genießt, stirbt vor Frost.“ Der manchmal noch vorhandene Widerwillen gegen das Tier dürfte auf diese „Verdammung“ von seiten des Plinius zurückzuführen sein. Die schöne schwarz-gelbe Fleckung könnte möglicherweise die Goldmacher veranlaßt haben, das Tier in den Schmelztiegel zu werfen. Zusammen mit Quecksilber glaubte man, durch diese Prozedur Gold gewinnen zu können. Bei einem

Brand warfen die „Feuerbeschwörer“ einen Salamander in das Feuer, weil sie wie schon Plinius glaubten, er könne aufgrund seiner „eiskalten Natur“ – hervorgerufen durch die schleimige Ausscheidung der Haut – das Feuer löschen. Agrippa von Nettesheim (1486–1535) behauptet unter Bezug auf Plinius und andere, daß das Feuer der Grille und dem Salamander nichts anhaben könne. Auf einem allegorischen Kupferstich aus Michael Majers alchimistischem Werk *Scrutinium Chymicum*, Frankfurt 1687, ist ein Salamander inmitten eines Flammenkreises abgebildet. Er hat einen ähnlichen „Gesichtsausdruck“ wie das Salamanderbild am Marstall. Goethe berichtet aus dem Leben des Bildhauers und Goldschmiedes Cellini in Florenz von einer Begegnung des Knaben Benvenuto mit einem Feuersalamander. Da zeigte

der Vater seinem damals fünfjährigen Sohn ein solches Tier, das sich scheinbar unbeschadet im offenen Kaminfeuer bewegte. Zur Einprägung dieses Vorganges erhielt der kleine Cellini zunächst von seinem Vater einen sanften Backenstreich und anschließend eine tröstende Belehrung und eine kleine Münze als Geschenk. Aus der Vorstellung, daß der Salamander durch das Feuer keinen Schaden erleidet, entwickelte er sich zum Sinnbild der Unversehrbarkeit. So erscheint er (mit Ohren) auf einer farbig lasierten Zeichnung im *Physiologus bestiarius* des Klosters Aldersbach um 1300 (Abb. 2). Der Text besagt sinngemäß, daß der gläubige Christ ebenso unbeschadet durch die Qualen der Welt gehe wie der Salamander durch das Feuer. Der *Physiologus* ist eine seit altchristlicher Zeit verbreitete Gruppe von Zusammenstellungen



Eine Seite aus dem *Physiologus* des Klosters Aldersbach

Bayerische Staatsbibliothek München, Cl m 2655 fol. 104

christlicher Natursymbolik. Seine Vorstellungen durchdrangen die mittelalterliche Dichtung und bildende Kunst besonders in der Romantik. In Altdorf befindet sich im Wichernheim eine Glocke aus der Zeit der ehemaligen Universität. Sie wurde um 1400 in Nürnberg gegossen und trägt auf dem oberen Glockenkranz bildliche Darstellungen. Darunter befindet sich auch ein drachenähnliches Tier. Es dürfte sich nach allem um einen Feuersalamander handeln, der sich, wie deutlich sichtbar, dem Feuer entgegenstellt. Gerade auf einer Glocke, die „Feuer!“ läutet und nach alter Vorstellung auch Blitze ableiten kann, erscheint der Feuersalamander als Abwehrzeichen verständlich. Im Museum von Vicenza befindet sich das

Steinrelief eines Salamanders inmitten eines Feuerkranzes. Es stammt aus dem Palazzo Chiericati, ein Werk des Baumeisters Andrea Palladio (1508–1580). Die Platte diente vermutlich einmal als Dekor eines offenen Kamins. König Franz I. von Frankreich (1494–1547) erwählte einen im Feuer sitzenden gekrönten Salamander als Wappentier. Man muß wissen, daß der König sich sehr für Magie interessierte und u. a. alchimistische Handschriften aus Italien mitgebracht hatte. Die Vermutung liegt nahe, daß „La salamandre“ die Unversehrbarkeit des Königs oder des Königtums überhaupt versinnbildlichen sollte (Abb. 3). Im Garten des Bruchsaler Schlosses befindet sich eine Figurengruppe, die die vier Elemente Feuer, Was-

„La salamandre“, Wappen Franz I. von Frankreich.



*Standbild im Bruchsaler  
Schloßgarten,  
„Das Element Feuer“*

Foto: Ludwig Merz, Heidelberg



ser, Luft und Erde darstellt. Eine Frauenfigur mit flammenden Haaren verkörpert das Element Feuer. Sie hat ein Feuerbecken auf die Reste einer niedergebrannten Mauer gestellt, aus der noch die Flammen züngeln (Abb. 4). Zu Füßen des Standbildes kriechen zwei Salamander aus der Glut. In Goethes Faust I. Teil lautet die Beschwörungsformel für die vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde

*„Salamander soll glühen,  
Undene sich winden,  
Sylphe verschwinden,  
Kobold sich mühen!“*

Der Verfasser hofft, mit seinem Bericht das Interesse der Leser für solche Skulpturen geweckt zu haben. Aber nicht nur das Abbild, sondern

auch das Tier selbst bedarf des Schutzes. Die Einsicht in die magische Bedeutung des Salamanders, aus der ihm wahrlich manches Leid erwuchs, sollte auch unsere Bemühungen um dieses immer seltener werdende Tier verstärken. Dazu gehört vor allem, daß man ihm seinen Lebensraum erhält und nicht das letzte offene Wasser im Walde in Rohre leitet. Auch hier wäre die Einrichtung von Reservaten am Platze, einschließlich eines Schutzes des Tieres vor den Rädern der Wagen. Zum Schluß wendet sich der Verfasser wiederum mit einer Bitte an alle Interessierte. Zur Ergänzung seiner Nachforschungen mit dem Ziel der Erhaltung solcher „Denkmale am Wegesrand“ ist er für schriftliche und bildliche Hinweise auf das Vorhandensein von Feuersalamanderabbildungen sehr dankbar.

## *Das Korn zu finden*

*Die Sterne fliegen ihre ferne Bahn.  
Gefaßt in das Gesetz, das sie bewegt,  
geht unser Leben hin im sinnigen Wahn,  
verdunkelt oft, seltner vom Glück erregt.*

*Beginnen wir zu fragen, was es sei,  
was uns das ernstere Geschick verschweigt,  
seh'n wir es schwinden, und schon ist's vorbei,  
tief in das Unerforschliche geneigt.*

*Was aber bleibt zurück, was war es wert?:  
Ein stummes Leuchten aus der Liebe Grund,  
des Freundes Händedruck und unversehrt  
das Wort aus einem gnadenreichen Mund.*

*Wohlauf, wohlan, so sei's gebenedeit  
in seinem Wechsel, alt und ewig neu!  
Im Mantel wandern wir der flüchtigen Zeit,  
das Korn zu finden in der Tage Spreu.*

*Friedrich Roth*

# Orgelmacher und Orgeln der Bruchsaler Region im 19. Jahrhundert

Bernd Sulzmann, Ettenheim

Die vorliegende Studie möchte keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, zumal die Forschungen in diesem Gebiet noch nicht abgeschlossen sind. Wenn aber dieser Aufsatz dazu beitragen kann, Orgelbessene zu weiteren Studien und Veröffentlichungen anzuregen, so haben unsere Bemühungen ihren Zweck erfüllt.

## I. Orgelbau im 18. Jahrhundert

Als 1720 das Vizedominat Bruchsal als rechtsrheinischer Besitz des Hochstiftes Speyer Residenzstadt der Fürstbischöfe zu Speyer wurde, hatte die Stadt keinen ansässigen Orgelmacher beherbergt.

In Speyer war ab 1715 der Würzburger Orgelmacher Joh. Anton Ignaz Will mit dem Bau der

neuen Orgeln für die Dreifaltigkeitskirche und für St. Moritz befaßt<sup>1)</sup>. In den folgenden Jahrzehnten waren es denn auch Würzburger Orgelbauer, die in Bruchsal und Umgegend Orgelneubauten erstellten.

So lieferte 1738 Bartholomäus Brunner die Orgel für die Bruchsaler Schloßkirche; Johann Ignaz Seuffert, gebürtiger Würzburger und Orgelmacher in Offenburg<sup>2)</sup>, setzte um 1764 in Huttenheim ein neues Instrument auf; die ehemalige Bruchsaler St. Petersorgel erstellte der „Fürstl. Speyerl. Privilegierte Orgelmacher“ Franz Ignaz Seuffert in Zusammenarbeit mit seinem Vater Johann Philipp Seuffert<sup>3)</sup>, Hoforgelmacher in Würzburg, im Jahre 1769.

Die Erbauer weiterer Orgeln z. B. Bruchsal – Stiftskirche 1709, Ubstadt ca. 1735 und Bad

Bad Langenbrücken; J. I. Seuffert, 1755

Foto: B. Sulzmann, Ettenheim



Huttenheim; J. I. Seuffert, ca. 1764.

Foto: B. Sulzmann, Ettenheim



Mingolsheim ca. 1746 sind in den von uns benutzten Archivalien nicht genannt.

## II. Die Orgelbausituation im 19. Jahrhundert

Während der letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts läßt sich in Bruchsal erstmals eine Orgelbauerfamilie, die *Alffermann*<sup>4)</sup>, nachweisen. War durch die in Frankreich wütende Revolution der Orgelbau in den Jahren 1790–1800 auch in rechtsrheinischen Landen gleichsam zum Erliegen gekommen, so setzte nach der Gründung des Großherzogtums Baden 1806 ein reger Aufschwung ein.

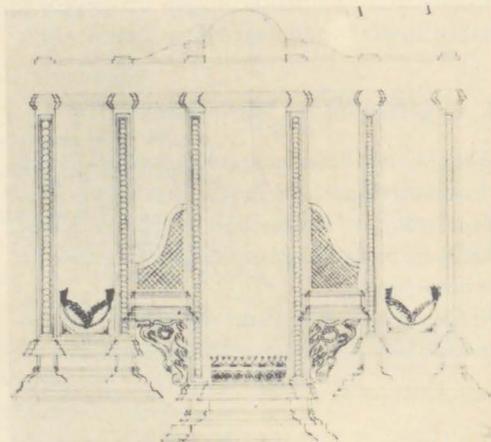
Die ehemals „ausländischen“ Orgelmacher Alffermann – Bruchsal, Overmann – Mannheim<sup>5)</sup> und Ubhauer – Heidelberg<sup>6)</sup> verfügten über reichlich Arbeit im nordbadischen Raum und konkurrierten miteinander.

Um 1850, als die Werkstätten Overmann und Ubhauer erloschen waren, auch die Firma Alffermann die Produktion einstellte, wirkten die Firmen B. Merklin – Oberhausen/Brsg., J. N. Kloebling – Bad Mergentheim, M. Burkard – Heidelberg, J. H. Schaefer – Heilbronn und L. Voit & Söhne – Durlach im Bruchsaler Raum.



Ulm; J. B. Alffermann, 1809

Foto: B. Sulzmann, Ettenheim



Zaisenhausen; J. B. Alffermann, 1835

Foto: B. Sulzmann, Ettenheim

## III. Die Orgelbauer

### 1. Familie Alffermann

Diese weitverzweigte Orgelbauersippe stammte aus Landau und ist mit frühen Arbeiten im Nordelsaß nachweisbar.

Von Johann *Friedrich* Alffermann sind folgende Arbeiten gesichert:

- 1723 Lauterburg i. E. (Stimmvertrag)<sup>7)</sup>
- 1744/5 Lauterburg i. E. (Reparatur)
- 1757f. Weißenburg i. E. (Neubau)<sup>8)</sup>
- um 1760 Schleithal i. E. (Neubau)<sup>9)</sup>

Spätestens 1792, während des 1. Koalitionskrieges, haben die Alffermann Landau, das damals französisch war, verlassen und sich in

Bruchsal angesiedelt. Daß unsere Datierung zutrifft, ergibt sich aus zwei Quellen:

(...)

„Noch weit mehr mus ich mich über die unverschämtheit der Herrn Alffermänner Vaters und Sohns aus Bruchsaal wundern, das sie sich unterstehen, Ihren bis her un läüg bahren betrug in orgelgeschäften auch in Badischen aus Zu streuen. Ich kenne Vater und Sohn, die ausgewanderte schreiner und Claviermacher aus Landau sind. – Sie kennen durch Ihren schand – Ehren und gewissen losen betrug in überforderungen und schlechten arbeit Von der orgel Reparatur in dem Kloster Zu Frauenalb Vorzüglich, und dann durch die gondelsheimer orgel reparatur auch mich. an beyden orten wurde ich Zur untersuchung

aufgefordert. Aus bescheidenheit will ich in beyden orten die ohn Ver Zeyhlich geschehne Historien der länge nach nicht schriftlich Er Zehlen.“ (29. 11. 1801)<sup>10)</sup>

16. 11. 1842<sup>11)</sup>:

„Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben gnädigst geruht, dem Hauptlehrer Mathias Alffermann an der St. Pauls-Schule in Bruchsal, in Anerkennung seiner während seiner fünfzigjährigen Anstellung an dieser Schule bewiesenen Berufstreue, seines unermüdeten Dienstefers und seines musterhaften sittlich-religiösen Wandels die kleine Civilverdienst-Medaille zu verleihen.“

Franz *Christian*, dessen Lebensdaten nicht auffindbar sind<sup>4)</sup>, ist der von Schmittbaur als „Vater“ bezeichnete Alffermann. Mit seinen Söhnen Mathäus, dem späteren 1. Hauptlehrer, und Johann Benedict, Orgelmacher, sucht er als Schreiner in Bruchsal einen neuen Wirkungskreis. Die Gattin, Apollonia Durer aus Bellheim, stirbt am 4. 2. 1801 in Bruchsal<sup>4)</sup>.

Arbeiten, die Franz Christian in Zusammenarbeit mit Benedict ausführte:

1792/3 Neibsheim (Neubau)<sup>4)</sup>; 1500 fl.

1795 Bad Mingolsheim (Reparatur) als „Orgelmacher von Bruchsal“

vor 1800 Frauenalb (Reparatur)

vor 1800 Gondelsheim (Reparatur)

Einer der bedeutenden Orgelmacher der vergangenen badischen Orgelbaugeschichte ist Johann *Benedict* Alffermann<sup>12)</sup>,

(1771 Landau – 27. 5. 1854 Bruchsal). Er ehelichte am 14. 10. 1804 Katharina Schaaf (1782 Speyer – 24. 4. 1850 Bruchsal); Trauzeugen waren Domkeller F. W. Hartmann in Speyer und Joh. Paul Tröger, Bürger in Bruchsal.

Die Ehe war mit 10 Kindern gesegnet; ein vor 1805 geborenes Kind ist in den Matrikeln der St. Peterskirche nicht eingetragen.

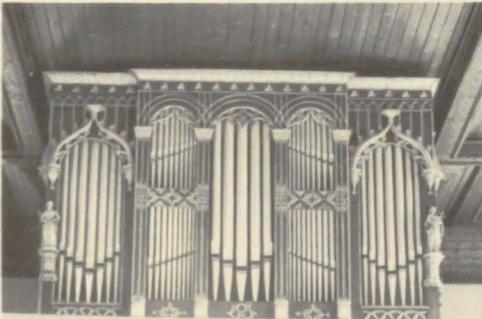
Maria Barbara 19. 10. 1805–?

Catharina Barbara 1807–1818

Matthäus 1809–1818

Matthäus 1810–1810

Johann Baptist 9. 01. 1812–1851

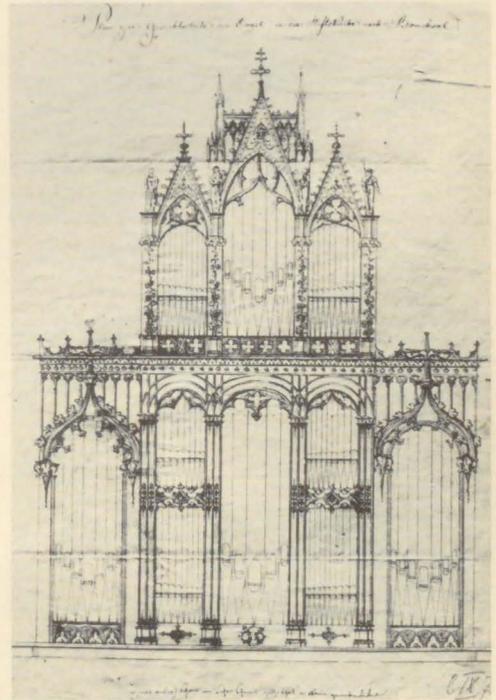


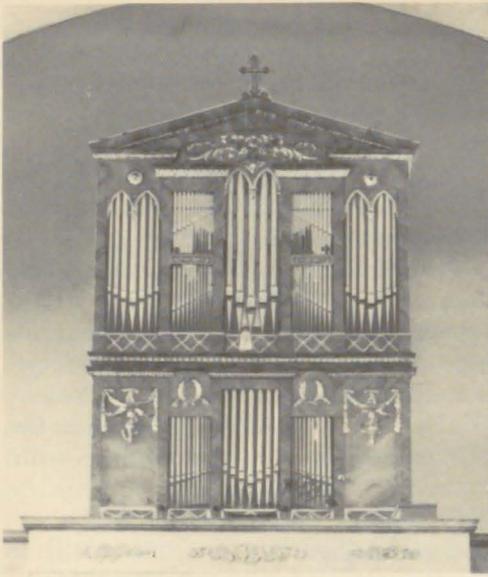
Flebingen; Geb. aus Bruchsal-Stiftskirche.

Foto: B. Sulzmann, Ettenheim

Bruchsal-Stiftskirche; J. B. Alffermann, 1820.

Foto: B. Sulzmann, Ettenheim



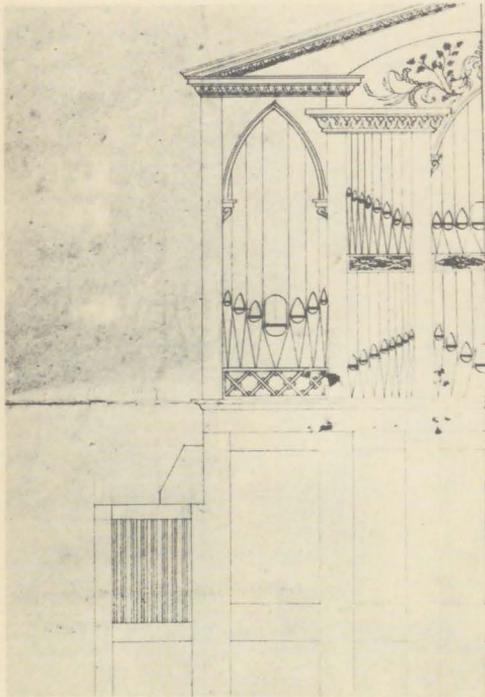


Ubstadt; J. B. Alffermann, 1820/3

Foto: B. Sulzmann, Ettenheim

Unteröwisheim; J. B. Alffermann, 1825

Foto: B. Sulzmann, Ettenheim



Amalia	1813–1828
Amalia Anna Eva	3. 04. 1814–?
Katharina Franziska	1816–1848
Matthäus	16. 09. 1829–?

Benedict spricht 1817 in einem Brief von „6 un-  
erzogenen Kindern“, die er zu ernähren habe.  
1806 wird der Meister zum „Hoforgelmacher“  
ernannt – er hat diesen Titel stets als Auszeich-  
nung betrachtet<sup>13</sup>):

„Serenissimus Elector haben gnädigst geruht unterm  
12. d. M.

dem Orgelmacher Alffermann in Bruchsal den Cha-  
rakter als Hoforgelmacher beizulegen.“

Ab 1804 ist eine Zusammenarbeit Alffermanns  
mit dem Instrumentenmacher Paul Tröger er-  
wiesen<sup>14</sup>):

(...)

„Stauend (...) lese ich zum erstenmal in meinem  
Leben, daß auch Troeger, so wie derselbe zwar ein  
guter Klaviermacher, auch ein Orgelbauer seye. (...)  
Von anno 1744. als mein seeliger Vater als Kapellmei-  
ster ins Land kam (...) und von 1801. als ich hierher  
berufen wurde (...), so hörte weder mein Vater noch  
ich (...) auch nur ein einziges mal von einem Orgel-  
bauer Troeger, wohl vor 8.–9. Jahren, daß dieser  
Mann seinem Schwager dem Orgelbauer Alffermann  
bei Erbauung einer neuen Orgel nach Zaisenhäusen  
geholfen habe.“ (...)

Tröger hatte am 14. 9. 1812 die Unvorsichtig-  
keit begangen – angeregt durch den Lehrer Kohl  
in Scherzheim – sich als Konkurrent Alfferm-  
manns um den Orgelneubau in Lichtenau zu  
bewerben.

Familiäre und berufliche Bindungen dürften  
damit eine alsbaldige Erledigung gefunden ha-  
ben. Alffermann war über jede neue Konkur-  
renz erbost, vor allem dann, wenn es sich um  
„Orgelmacher sein wollende Menschen“ han-  
delte. So schätzte er auch in seiner Eingabe vom  
11. 8. 1824 an höhere Stellen den am 5. 8. 1824  
durch Schmittbaur „recipirten“ Orgelbauer  
Franz Lehmayr von Strümpfelbrunn ein. Man  
muß sich wundern, wie schnell in damaliger  
Zeit der Nachrichtendienst zu arbeiten ver-  
stand...

Wegen Tröger berichtet Alffermann am 14. 10. 1812 an das Pfarramt Lichtenau<sup>15)</sup>:

(...)

„Ich bedaure sehr (...), daß sich die Gemeinde durch einen vermeinden Orgelmacher könne irr machen lassen (...), der für sich noch keine Reparatur viel weniger eine solche Haupt Orgel hat vornehmen können, und doch schon ein 60 jähriger Mann ist, und bos einen gesellen der als schreiner bey mir arbeitete und nichts als Pfeifen polieren, Zinn hoblen, claves beym stimmen halten etc. (kann), Zur vermeinten Stütz zu sich genommen.

Sie seynd doch (...) überzeugt, daß nicht jeder, der sich Orgelmacher nennen will, ein gutes dauerhaftes Werck (...) dahin bringen kann, wie ich schon erprobt und als 23 jähriger practicus manche große neue orgel und Haupt Reparatur zum Vergnügen der Herrschaft und gemeinden geliefert.“

(...)

Nach diesem zitierten Brief hatte Alffermann damals „alle Herrschaftliche und städtische orgeln hier und in der gegend“ in Pflege<sup>16)</sup>.

In Alffermanns Werkstätte wurde nach dem „französischen Schuh“ gemessen<sup>17)</sup>; 1818 waren zwei Gesellen tätig.

Joh. Benedict Alffermann ist nicht reich geworden. Die häufigen Nachforderungen, die er beharrlich zu begründen verstand, waren oft genug von familiärer Not diktiert; 1826 wird berichtet, daß er „in ärmlichen Umständen“ lebe. Dies zu einer Zeit, zu der übrige badische Meister recht begütert waren.

Alffermann muß ein passabler Organist gewesen sein; nach seinen eigenen Worten hat er auf der Rückreise von Beuggen am 17. 1. 1819 den Sonntagsgottesdienst auf seiner Orgel in Lichtenau gespielt. Man bewundert noch heute seine schöne, klare Handschrift, die er sich bis ins hohe Alter bewahrt hat. Seine Briefe schrieb er stets selbst – sehr lang und ausführlich, Nebensächlichkeiten im Blick auf die Konkurrenz überbewertend. Oft bezeichnet er sich als Künstler, der mit seiner Arbeit Ehre einlegen wolle.

Am 25. 7. 1847 urteilt die Domänenverwaltung Bühl sehr hart<sup>18)</sup>:

„Schließlich müssen wir noch bemerken, daß es uns sehr erwünscht wäre, wenn wir mit Alffermann nichts

mehr zu schaffen hätten, und (...) mit einem andern Orgelbauer, welcher weniger schwatzt, aber dagegen mehr tut, einen Ackord abschliessen könnten.“

Außer den Relikten in Ulm b. Lichtenau, Eichtersheim – kath. und Ubstadt ist von der Produktion Benedicts nicht viel erhalten geblieben.

Ubstadt: J. Ben. Alffermann, 1816

	Transport	ffend.	ffst.
Copula 8 Stup	— — — —	5 octaven	44 38
Solicional 8 Stup	— — — —	3 octaven	38 38
Riffers 8 Stup	— — — —	2 1/2 octaven	24 24
Flachinet 2 Stup	— — — —	— — — —	20 51
Cinbal 2 fuf	— — — —	— — — —	18 102
Kapf floss 4 Stup	— — — —	— — — —	46 51
Clavon 4 Stup	— — — —	— — — —	44 15
Metallem Pfeifen selbst gem. selbst Stup		700	
Zinnem und metallem Pfeifen zusammen		1122	1190
Subbasi 6 Stup. Violon Kapf 8 Stup. Tagoth			
16 Stup. Stup 15 Register von Holz			45
Plant travers.			27
5 Octaven von dem Manual Register für die Orgel von Holz			56
			128
			alt. 1218

Da nun vor 100 Jahren da Register 100 f. ge-  
 registert, wo alle Pfeifen aus Holz waren, und die Orgel  
 selbst mittel groß alt und schon alt, und nun vor 100 Jahren  
 jetzt läuft zu waschen, da Register 24 laufende Register  
 2800 f. nicht mehr sind, und auf 1000 f. alle Orgel zu sein und  
 für Pfeifen jetzt vorgelagt wurden, was die Orgel  
 jetzt ganz neu geworden. Ich kann also auf diese Orgel  
 die Orgel aufstellen auf die Orgel zu waschen, und  
 in seinen Orgel und seine Orgel sein, und dann Orgel  
 zu waschen und waschen Orgel zu waschen, und die Orgel  
 nicht auf waschen Orgel zu waschen

Ubstadt - J. Benedict A. autogr. - 28. 8. 1846



„Der junge Orgelbauer Alvermann in Bruchsal hat sich anheischig gemacht, die Orgel wieder so herzustellen, wie sie beym Erbauen beschaffen war<sup>20)</sup>.

(...)

Er soll ein geschickter Orgelbauer seyn, und da er auch ein geschickter Spieler ist, so hege ich die Hoffnung, daß er unsere Orgel rein stimmen wird.“

(...)

1841 hatte Baptist eine Prüfung im Orgelbau-fach bei dem Orgelbaucommissär F. W. Schulz in Mannheim abgelegt. Darüber berichtet Ding-es am 22. 6. 1841:

(...)

„Da ich nun vernommen habe, daß der junge Alver-mann in Bruchsal seine Prüfung in der Orgelbaukunst erstanden habe und ihm von der hohen Regierung des Unterthreinkreises die Erlaubnis zur Erbauung neuer

Orgeln, sowie zur Stimmung alter Orgeln ertheilt worden sei; so muß ich meine gehorsamste Bitte wiederholen, daß ihm die Stimmung, so wie die andere nöthige Reparationen an unserer Orgel möchten übertragen werden.“

(...)

Ab 1847 war Baptist in Baden-Baden ansässig; was ihn zu dieser Veränderung bewogen hat, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. Berücksichtigt man Naheliegenderes, so könnte man diesen Ortswechsel mit einer Eheschließung in Verbindung bringen. Benedict Alffermann bit-tet am 7. 6. 1852 darum, ihm die Pflege der Or-gel in Waldangeloch übertragen zu wollen, „da mein Sohn Baptist gestorben ist.“<sup>21)</sup> Baptist ist (nach April) 1851 (in Baden-Baden?) verstor-ben.

Das *Werkverzeichnis* der Bruchsaler Orgel-bauer Alffermann ist mit Sicherheit noch lük-kenhaft; es zeigt jedoch, daß sich der Wir-kungsbereich bis zum Hochrhein erstreckte.

Nb = Neubau

NbP = projektiertes Neubau

Rp = Reparatur

RpP = projektierte Reparatur

St = Stimmvertrag

A = Aufstellung einer gebrauchten Orgel

AP = projektierte Orgelaufstellung

UbP = projektiertes Umbau

Geh = Gehäuse erhalten

Nr.	Ort	Jahr	Bemerkung
1	Allfeld	1820	RpP
2	Altenheim	1847	Rp (Baptist)
3	Bad Mingolsheim	1795	Rp
		1820	Rp
4	Bahnbrücken	1835	NbP
5	Bauschlott	1847	St (Baptist)
6	Beuggen	1818	Nb
7	Bonndorf/Schw.	1849	NbP
8	Bruchsal/Schloß	1852	UbP
9	Bruchsal/ev. Hofkap. <sup>4)</sup>	1805	Leihorgel
10	Bruchsal/Stiftskirche	1820/1	Nb
11	Bruchsal/Zuchthaus-Betsaal	1832/3	Nb (350 fl.)
12	Daisbach	1844	Rp + St (Baptist)
13	Eichtersheim – evgl.	1840	Rp (Baptist) Geh
		1842	St (Baptist)
14	Eichtersheim – kath.	ca. 1810	Nb Geh
		1833/4	Rp
		1842	Rp (Baptist)
		1845	Rp (Baptist)
15	Ersingen	1827	Nb
16	Ettlingenweiher	1804	A aus Frauenalb erh.
		1806	Rp

Nr.	Ort	Jahr	Bemerkung
17	FleHINGEN – evgl.	1827	A aus Ersingen <sup>22)</sup>
18	Forbach/Murg – kath.	1850	Rp (Baptist)
19	Forbach – Kapelle	1850	Rp (Baptist)
20	Forst <sup>4)</sup>	1807/8	Nb
		1813	Rp
		1822	Rp + St
21	Frauenalb	vor 1800	Rp
22	Gondelsheim	vor 1800	Rp
23	Graben	1801	NbP
		1848	Rp
24	Heidelsheim – kath. <sup>4)</sup>	1818	Rp
		1828	Rp + St
25	Hilsbach	1844	Rp
26	Hoffenheim	1841	NbP (Baptist)
27	Ichenheim	1851	RpP
28	Ittlingen	1839	Rp (Baptist)
29	Jöhlingen – kath. <sup>4)</sup>	1825	RpP
30	Käfertal – evgl.	1843	Rp + St (Baptist)
31	Karlsruhe – ev. Stadtk.	1842	RpP
32	Kieselbronn	1846	St (Baptist)
33	Kirchar dt – kath.	1833	RpP
		1839	RpP (Baptist)
		1841	Rp
34	Landshausen	1846	Rp (Baptist)
35	Bad Langenbrücken <sup>4)</sup>	1806 + 1811	Rp + NbP
		1820	Rp
		1824	A aus Ettlingen Geh <sup>23)</sup>
36	Leutesheim	1819	NbP
37	Lichtenau	1812/4	Nb + St
		1823/7	Abbau + Wiederaufbau + St
38	Linx	1819	Rp
39	Mauer – evgl.	1843	Rp
40	Michelfeld	1814/5	Rp Geh
		1832	Rp
		1841	Rp (Baptist)
41	Mosbach – evgl.	1853	RpP
42	Mühlhausen/Wiesloch	1808	NbP
43	Neibsheim <sup>4)</sup>	1792/3	Nb
44	Neuthard <sup>4)</sup>	1818	Untersuchung
45	Niefern	1844	St
46	Nußbaum	1843	Rp
47	Oberöwisheim <sup>4)</sup>	1804	Nb
48	Östringen	1809	A aus Ettlingen-Jesuiten
49	Pforzheim – Waisenhaus	1814/5	Nb + St
		1824/5	Rp
50	Pforzheim – Schloßkirche	1815	RpP
51	Reihen – evgl.	1843	Rp Geh
		1846	St (Baptist)
52	Reilingen – kath. <sup>4)</sup>	1845/7	St
53	Rheinbischofsheim	1847	RpP
54	Richen	1839	RpP
55	Rohrbach a. G.	1846	Rp (Baptist) Geh
56	St. Blasien	1821	AP aus Bruchsal/Stiftsk.
57	Scherzheim	1811	Nb
		1841	St

Nr.	Ort	Jahr	Bemerkung
58	Schwarzach	1841/3 1847	Rp + St Geh Rp
59	Sinsheim a. d. E. – evgl.	1841	Rp (Baptist)
60	Sinsheim a. d. E. – kath.	1842	Rp
61	Staffort	1809	Rp
62	Steinsfurt – evgl.	1829/30 1846	Rp Rp + St (Baptist)
63	Stollhofer	1841	St Geh
64	Ubstadt	1809 1813/6 1820/3	Abschätzg. alte Orgel NbP Nb Geh
65	Ulm b. Lichtenau	1809	Nb Geh
66	Unteröwisheim	1825 1840 1849	NbP Rp (Baptist) Rp (Baptist) Werk erh. <sup>24)</sup>
67	Weingarten – kath. <sup>4)</sup>	1807/8	Nb
68	Waibstadt – kath.	1842	Rp (Baptist)
69	Waldangelloch – evgl.	1815 1825 1844 1851	RpP Rp Rp + St (Baptist) Rp (Baptist)
70	Weiler b. Sinsheim – kath.	1844 1847	Rp AP Hausorgel Ritter – Mannheim
71	Zaisenhausen	1803/4 1834/6	Nb Abbruch und Neuaufstellung mit neuem Gehäuse
72	Zell a. H.	1848	RpP (Baptist) Geh
73	„Nb in die Pfalz“	1824	
74	„Arbeit über dem Rhein“	1841	(Baptist)
75	Oberhausen	1813 1814	Begutachtung NbP
76	Rauenberg	1844	Rp (Baptist)
77	Rot	1814/15	Nb
78	Stettfeld	1813 1825	Begutachtung Rp
79	Walldorf-W.	1842	Rp + St
80	Zeutern	1828/9 1832	Rp Rp + St

Alffermanns *Dispositionswiese* ist stark in der französischen Tradition verwurzelt<sup>25)</sup>. Dies wird evident durch Lieferung des fünffachen aufgebänten Cornet ab c' und durch den Bau der Zungenstimmen Trompete, Cromorne, Vox humana, Clairon. Quintaden, Gamben, Salicionale, auch das „Flachionet 2' von Birnbaume Holz, die Labia mit Bein eingelegt“, erscheinen als mainfränkische Einflüsse, die dem Organisten Klangfarben an die Hand geben, die er zu „Veränderungen“ nutzen mag.

Stimmen wie Flaut-travers 8' oder Bifferra 8' ab f als Salicionalschwebung zeugen von Alffermanns Wachsamkeit und Anpassungsfähigkeit der Konkurrenz gegenüber. So ist Flauttravers geradezu typisch für die Dispositionswiese Ubhausers; Piffara dagegen ist im nordbadischen Raum eine Spezialität der Gebr. Overmann, die sie sogar als Prospektregister der Oberwerke einplanen<sup>48)</sup>.

Die Mehrzahl der Alffermann-Organen besaß seitliche Spieleinrichtung, ähnlich verhält es

sich bei den Overmann und bei Ubhauser. In der Balgkonstruktion wich Benedict jedoch insofern von der französischen Bauweise ab, als er „Froschmaulbälge“ mit nur einer Falte den mehrfältigen französischen Bälgen vorzog<sup>26</sup>).

Den Einbau von Tremulanten hat Benedict abgelehnt, da der Schaden größer als der Nutzen sei.

Die Dispositionsprinzipien lassen sich der nachfolgenden Tabelle entnehmen.

	Zaisenhausen 1803/4 + 1836	Eichersheim – kath. ca. 1810	Bad Mingolsheim – Projekt 7. 10. 1807	Lichtenau – Angebot 29. 8. 1812	Lichtenau – Ausführung 1814	Übstadt – Projekt 18. 8. 1813 + 18. 2. 1816	Übstadt – Projekt 28. 8. 1816	Übstadt – Ausführung <sup>27)</sup> 1820/3	Bruchsal – Stiftskirche <sup>28)</sup> Disp.-Abschr. v. 28. 6. 1820	Unteröwisheim – Projekt 27. 11. 1825	
Manual: C –	d'''	'''	d''	d''	d''	d''	d''	f''	d''	f''	d''
Bourdon 16'						+		+		+	
Quintathön 16'			+	+	+						+
Principal 8'	+		+	+	+	+	+	+	+	+	+
Viol di gamb 8'	+		+	+	+	+		+			+
4' – 8 8'							+		+	+	
Solicional 8'	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	
Bourdon 8'	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Quintathön 8'						+					
Flauttravers 8'						c,					
Praestant 4'	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Flöth 4'	+		+	+	+	+	H	+	+	+	
Viol-Flöth 4'		+									
Gemshorn 4'							+				
Quint 3'	+		+	+	+	+		+	+	+	+
Octav 2'	+	+	+	+	+	+		+	+	+	+
Flachionet 2'			+	+	+						
Sufflöth 2'								+	+	+	
Terz 1 <sup>3</sup> / <sub>5</sub> '			+						+	+	
Quint 1 <sup>1</sup> / <sub>3</sub> '		+	+						+	+	
Mixtur 4f. 1'	+	3f.	+	+	+	1 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> '	+	2'	+	+	+
Cymbel 2f.								1'	1/2'		
Sexquialter 2f.			1/2'								
Cornet c' 5f.	+	4f.	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Trombet 8'				f		+	f	B/D	B/D	B/D	
Crumorn 8'					+						
1 Leerschleife							+				
Positiv: C –						d'''	d'''	f''	d'''	f''	
Bourdon 8'						+	+	+	+	+	
Solicional 8'						+	+	+	+	+	
Biffera f 8'						+	+	+	+	+	
Principal 4'						+	+	+	+	+	
Flöth 4'							H	+	+	+	
Rohrflöth 4'						+					
Naßart 3'									+		

	Zaisenhausen 1803/4 + 1836	Eichtersheim – kath. ca. 1810	Bad Mingoßheim – Projekt 7. 10. 1807	Lichtenau – Angebot 29. 8. 1812	Lichtenau – Ausführung 1814	Ubstadt – Projekt 18. 8. 1813 + 18. 2. 1816	Ubstadt – Projekt 28. 8. 1816	Ubstadt – Ausführung <sup>27)</sup> 1820/3	Bruchsal – Stiftskirche <sup>28)</sup> Disp.-Abschr. v. 28. 6. 1820	Unteröwisheim – Projekt 27. 11. 1825	
Octav	2'						+	+	+	+	
Flachionet	2'					+	+				
Nazard	1 <sup>1</sup> / <sub>3</sub> '							+			
Cimbal 2f.	1 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> '					+					
Crumorn	8'							+	+		
Vox humana B/D	8'									+	
2 Leerschleifen							+				
Manualkoppel						?	+	+	+	+	
Pedal: C –		d	d	d	d	f	d	d	d	f	d
Subbaß	16'	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Octavbaß	8'	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Bombart	16'			+						+	
Fagotti	16'					+					
Poßsaun Baß	8'	+		+	+	+	+	+	+		+
Clairon	4'				+	+	+	+	+	+	
Koppelzug M/P		+		+	+	+	+			+	+
Tremulant Dus				+							
Windablaß						+					
Bälge	3	3	3	3	3	3	3	4	3	3	3
Gehäuse	T	E	T	E	E	E	E	E	E	T	E
Preis in fl.	?	?	1700	2000	2050	2800	2200	2400	2300	2400	1600

H = Holzpfeifen

E = Eiche

T = Tanne

2. Franz Nikolaus *Geiß* in Zeutern (15. 1. 1804 Zeutern bis 18. 2. 1862 Zeutern)<sup>12)</sup>

*Geiß*, wahrscheinlich bei Benedict Alffermann als Geselle ausgebildet, hat keine Orgelneubauten gefertigt. Nach einem Erlaß des Innenministeriums vom 19. 3. 1838 wurde ihm „die Er-

Arbeiten:

Nr.	Ort	Jahr	Bemerkung
1	Altlußheim	1844	RpP
2	Asbach	1838	Rp
3	Bad Mingolsheim	um 1840	St
4	Daisbach	1840	Rp
5	Dossenheim – evgl.	1839	RpP
6	Eichtersheim – kath.	1851	Rp
7	Handshuhsheim – evgl.	1844	Rp
8	Karlsruhe – ev. Stadtkirche	1842	RpP
9	Lohrbach – evgl.	1841	Rp
10	Mosbach – evgl.	1843	Rp
11	Neckargemünd – evgl.	1842	Rp + St
12	Neuenheim – evgl.	1841	Rp
13	Pforzheim – Schloßkirche	1852/3	Rp
14	Sandhausen – evgl.	1843	Rp
15	Weiler b. Sinsheim – evgl.	1859	A aus Waldangelloch
16	Weiler b. Sinsheim – kath. <sup>30)</sup>	1849	A aus Mannheim
17	Wiesbach – kath.	1840	RpP
	Ein Sohn Engelbert <i>Geiß</i> (16. 7. 1840 Zeutern bis 2. 11. 1905 Zeutern) <sup>12)</sup> erscheint in		
18	Edingen – evgl.	1851	RpP
19	Waldangelloch	1852	Rp + St
20	Zeutern	1852 f.	St
21	Östringen	1885	RpP
22	Rohrbach a. G.	1873	Rp
23	Heidelshheim	1872	Rp <sup>4)</sup>
		1877	Rp

3. Heinrich *Scharfenberger* aus Bruchsal (22. 10. 1813 Bruchsal bis 17. 8. 1861 Bruchsal)<sup>12)</sup> erstand 1849 bei dem alten Orgelinspektor Schmutz in Offenburg eine „Prüfung“, die ihn legitimierte, Reparaturen auszuführen. *Scharfenberger* hatte seine Kunst mit Sicherheit bei Alffermann abgespickt und ließ sich – wohl aus gutem Grund – weit von Bruchsal entfernt, in Offenburg, nieder. Ein Bericht des Orgelbauinspektors Schultes – Offenburg<sup>31)</sup> klärt die Zusammenhänge:

(...)

„*Scharfenberger* von Bruchsal ist ein Sattler von Profession die derselbe über 20. Jahre lang betrieben hat. Der Zufall führte ihn in eine Orgelbauwerkstätte,

wohin er Riemenwerk lieferte. Ohne irgendwo eine Lehrzeit erstanden zu haben, fing er in unserer Gegend an, Orgeln zu reparieren, namentlich Blasbälge zu beledern. – Er erschlich sich endlich auf unredlichem Wege die Lizenz als Orgelbauer u. ebenso auch etliche Zeugnisse, mit welchen Kirchen – u. Gemeindevorstände nur betrogen werden können. – Unter der Maske der Frömmigkeit bedient er sich in der Kirche bei den ihm anvertraut werdenden Reparaturen vorzugsweise nur weiblicher Hilfspersonen, wobei Thaten geschehen, die nichts weniger als in die Kirche gehören. – Aus diesem Grunde darf Hr. *Scharfenberger* in den Amtsbezirken Ettenheim, Lahr, Offenburg und Achern keine Reparaturen mehr vornehmen. – *Scharfenberger* hat noch nie eine neue Orgelpfeife gefertigt, geschweige eine neue Orgel; er ist darum zu Reparaturen auch nicht qualifiziert. –“

Zwischen 1849 und 1861 hat er einige sog. Reparaturen in Südbaden bewerkstelligt:

Nr.	Ort	Jahr	Bemerkung
1	Berghaupten	1859	Rp
2	Bickesheim	1857	Rp
3	Bodersweier	1850	Rp
4	Bühl b. Offenburg	1855	Rp
5	Durmersheim	ca. 1855	Rp
6	Ichenheim	1851	RpP
7	Kork	1850	Rp
8	Kürzell	1859/60	Rp
9	Neusatz	1858/9	Rp
10	Ortenberg	1853	Rp
11	Schiltach	1861	RpP
12	Schutterwald	1851	Rp
13	Steinbach b. Bühl	1858	Rp
14	Ulm b. Lichtenau	1857	RpP
15	Welschensteinach	1852	Rp
16	Windschläg	1849	Rp
17	Wittichen	1853	RpP
18	Zell a. H. – kath.	1851	RpP
19	Zunsweier	1849	Rp

4. Louis *Hübner* in Bruchsal scheint bei Benedict Alffermann gelernt zu haben und hat wohl nach dessen Tod versucht,

den Bruchsaler Orgelbau weiterzuführen. Über seine Lebensumstände wissen wir nichts, auch sind nur wenige Arbeiten bekannt:

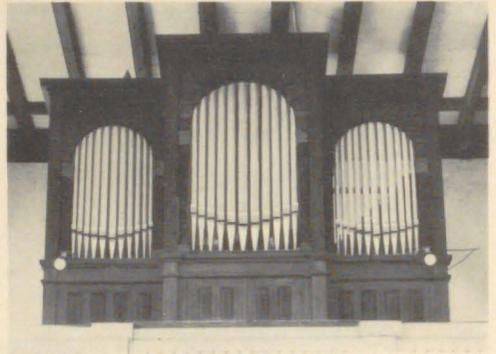
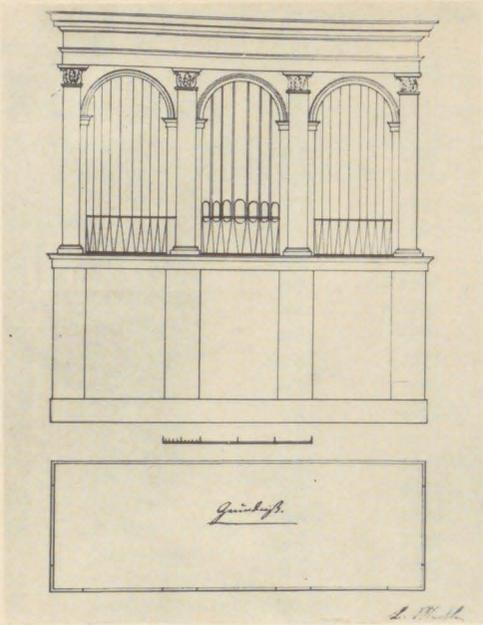
Nr.	Ort	Jahr	Bemerkung
1	Bietigheim – kath.	1863/5	Nb
2	Gernsbach – kath.	1862	Rp
3	Kork	1862	RpP
4	Pforzheim	1866	Bewerbung um St. in der Diözese
5	Rotenfels	1861	Rp + St
6	Sulz b. Lahr	1864	NbP
7	Unteröwisheim	1862	RpP
8	Neuthard	1871	Rp <sup>4)</sup>
9	Heidelsheim – kath.	1866	Rp <sup>4)</sup>
		1871	Rp

5. Bernhard *Merklin*, Orgelbaumeister in Oberhausen/Brsgr. und Mannheim

Nach dem Erlöschen der Firma Alffermann wandten sich zahlreiche nordbadische Gemeinden an diesen Meister. Merklin wurde am 19. 5. 1808 in Oberhausen geboren und lernte bei seinem Onkel Franz Joseph Merklin I in Freiburg. Am 11. 1. 1842 wurde er vom Mini-

sterium des Innern als Orgelmacher approbiert<sup>32)</sup>:

„Dem Bernhard Merklin von Oberhausen wird hie-mit auf die Berichte der Regierung des Oberrhein-kreises vom 4ten und 31ten Dezbr. v. J. Nro. 25 277 u. 26 920. nach ordnungs mäßig und vorzüglich erstan-dener Prüfung die Erlaubniß zum Orgelbau ertheilt, und ihm dies durch gegenwärtige Ausfertigung beur-kundet.“



Tiefenbach; B. Merklin, 1854/5

Foto: B. Sulzmann, Ettenheim

Bruchsal-Zuchthaus; B. Merklin 1848.

Foto: B. Sulzmann, Ettenheim

Der Ehevertrag mit Catharina Schindler aus Oberhausen wurde am 5. 9. 1844 vor dem Amtsrevisorat Pforzheim geschlossen; der „Zweigbetrieb“ in Mannheim im Herbst 1844 eröffnet. Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er am 19. 11. 1851 Gertrud Kern (geb. 17. 3. 1822) in Oberhausen; den Eheleuten wurden acht Kinder geschenkt. Bernhard starb als hochgeachteter Bürger am 13. 3. 1867 in seinem Heimatdorf.

Alte Oberhausener Bürger erzählen noch heute

von dem „weitgereisten Orgelbauer Merklin“. In der Tat finden wir ihn in Mannheim ebenso wie z. B. in Landser und Reichenweier im Elsaß<sup>33</sup>). Von seinen qualitativollen Neubauten ist nur noch die Orgel in Tiefenbach erhalten<sup>34</sup>). Seine Arbeiten waren sehr gesucht, und im Verein mit Forrell – Freiburg und Voit – Durlach galt er als einer der besten Orgelbauer seiner Zeit.

Hier sollen nur – soweit bekannt – seine Arbeiten in Nordbaden berücksichtigt werden:

Nr.	Ort	Jahr	Bemerkung
1	Bad Mingolsheim	1853	Rp
		1855	St
		1857	St
2	Bruchsal – Zuchthaus	1848	NbP
3	Dossenheim – kath.	1858/9	Nb
4	Eichtersheim – evgl.	1850	Rp
5	Eichtersheim – kath.	1857	Rp
6	Mannheim – Institutskirche	1845	Nb
7	Mannheim – Seckenheim	1853	Rp
8	Mannheim – Trinitatiskirche	1856	Rp
9	Michelfeld	1852/3	Rp
10	Schriesheim – evgl.	1850	RpP
		1853	St bis 1867
11	Tiefenbach	1854/5	Nb erhalten
12	Wiesloch – kath.	1846	Nb

6. Johann Nepomuk *Kloebling*, Orgelbauer in Bad Mergentheim

Die Regierung des Unterrheinkreises in Mannheim genehmigt am 12. 1. 1841, „daß J. Nep. Klöbinger von Mergentheim und seiner Ehefrau Josepha geb. Wirth (die) Bürgerliche annahme in Edelfingen ertheilt wird.“<sup>35)</sup>

Am 12. 10 1840 war Kloebling von F. W. Schulz – Mannheim in „Mathematik, Aesthetik, Acustik, Mechanik (Orgelgehäuse, Bälge, Lade, Anhängwerk, Wellatur, Regierkammer,

Registerzüge, Klaviatur, Pfeifenwerk, Klavierkopplung, Windkanäle, Pedalkoppel), Temperatur und Stimmung, Intonation und Charakter der Tonarten und Orgelspiel“ geprüft worden<sup>35)</sup>.

„Alle diese vorgeführte Fragen hat Supplicant deutlich und bestimmt beantwortet, daß ich ihm das Prädikat als vorzüglich, zu seiner fernern Specification schriftlich ertheilen kann.“

Kloebling war ein spekulativer Kopf, der seine Schleifladen mit Transmissionseinrichtungen und kippenden Ventilen versah.

Arbeiten im nordbadischen Raum:

Nr.	Ort	Jahr	Bemerkung
1	Altlußheim	1857	Begutachtung
2	Auerbach b. Mosbach – kath.	1859	Nb
3	Bobstadt	1841	Rp
4	Bruchsal – Zuchthaus	1848	NbP
5	Fahrenbach – evgl.	1856	St
		1859	Rp
6	Heiligkreuzsteinach – evgl.	1843	Nb
7	Heiligkreuzsteinach – kath.	1843	Rp
8	Hoffenheim	1841	NbP
9	Käfertal – evgl.	1843	NbP
10	Lohrbach – evgl.	1856	Rp
		1858	St
11	Lohrbach – kath.	1856	Rp
12	Odenheim	1844/8	Nb Geh <sup>36)</sup> (3200 fl.)
13	Reilingen – evgl. <sup>37)</sup>	1847	Nb Orgel erh.
14	Rittersbach	1859 f.	RpP
15	Schwetzingen – kath.	1843	Nb Geh
16	Unterschüpf	1868	Rp Geh + Windladen erh.
17	Waghäusel	1845	Nb
18	Wollenberg	1845	NbP
19	Zaisenhausen	1844	Vollendung <sup>38)</sup> Orgel erh.
20	„2 Arbeiten in Mergentheimer Gegend“	1848	

IV. Von „alten Orgeln“

Historische Orgeln aus dem 18. Jahrhundert haben im Raum Bruchsal nur einige Barockgehäuse exquisiter Bauart hinterlassen; Ähnliches

trifft zu für Werke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Nach unseren Forschungen ergibt sich nachfolgende Übersicht:

Ort	Baujahr	Meister	Erhaltung
18. Jahrhundert			
Bad Langenbrücken	1755	J. I. Seuffert	Geh + Pfeifenreste
Bruchsal – St. Peter	1769	F. I. Seuffert	Gehäuse
Huttenheim	ca. 1764	J. I. Seuffert	Gehäuse (ehem. 12 Reg.)
Waghäusel	um 1750	anonym	Barockgehäuse über dem Triumphbogen in der Wallfahrtskirche
19. Jahrhundert			
Bruchsal-Zuchthaus	1878	H. Voit	gesamtes Werk
Gochsheim	1888	H. Voit	Geh. + Prospektpfeifen
Münzesheim	1889	C. O. Rees – Speyer	Werk größtenteils erhalten
Odenheim	1844/8	Kloebinger	Gehäuse
Östringen	1895	Steinmeyer	Geh. + Pfeifenreihen
Philippensburg	1810	A. Ubhauer	Gehäuse
Stettfeld	ca. 1890	H. Voit	gesamtes Werk
Tiefenbach	ca. 1900	?	Gehäuse
Ubstadt	1854/5	B. Merklin	gesamtes Werk
	1820/3	Alffermann	Gehäuse
	1880/2	H. Voit	gesamtes Werk
Unteröwisheim	1825/8	W. Overmann	gesamtes Werk (Zutaten 1962 bedingt)

Die Orgelgehäuse in Bad Mingolsheim und Oberhausen wurden 1955 bzw. 1960 demon-  
tiert.

Archivalien geben Auskunft über frühere Dis-  
positionen<sup>39)</sup>.

#### Bruchsal/Stiftskirche<sup>40)</sup>

anonym, 1709

Manual	
Principal	8'
Viol di Gamb	8'
Salicional	8'
Coppel	8'
Flöte	4'
Octav	4'
Superoctav	2'
Mixtur 4f.	1'
Quint	3'
Sesquialter	1–2f.
Cimbel	2f.
Pedal	
Subbaß	16(1)
Octavbaß	8'
Posaunenbaß	8' –M.–
5 Bälge	
Gehäuse Fichte	

#### Wiesloch/kath. Pfarrkirche<sup>41)</sup>

anonym, ca. 1760 (?)

Manual (45 Tasten)	
Principal	8'
Violdegamb	8'
Praestant	4'
Gedeckt	8'
Spitzfloet	4'
Quint	3'
Octav	2'
Cornet oder Zimbal	2f.
Mixtur 6–4f.	1'
Flagolett	2'
Pedal (18 Tasten)	
Subbaß	16'
Octavbaß	8'
Posaunenbaß	8' –H.–
6 Bälge mit 4 Falten	
Gehäuse Fichte	

Bruchsal/Zuchthaus<sup>42)</sup>

B. Merklin; 1848

Manual: C-f''

Principal	4'
Salicional	8'
Großgedact	8'
Flöte -H-	4'
Octav	2'
Mixtur 3f.	2'
Pedal: C-f	
Subbaß	16'
Violon	8'
Ventilkoppel	
Gehäuse Fichte	
2 Spanbälge	
850 fl.	

Tiefenbach<sup>44)</sup>

B. Merklin; 1854/5

Manual: C-f''

Principal	8'
Octav	4'
Bourdon	16'
Gedeckt	8'
Flöte	8'
Salicional	8'
Gamba	8'
Gemshorn	4'
Quinte	3'
Octav	2'
Mixtur 4f.	2'
Pedal: C-g	
Posaunenbaß	8'
Octavbaß	8'
Subbaß	16'
Pedalkoppel	
1500 fl.	

Bruchsal/Zuchthaus<sup>43)</sup>

H. Voit; 1878

Manual: C-f''

Principal	8'
Gedeckt	8'
Salicional	8'
Octav	4'
Hohlflöte	4'
Octav	2'
Mixtur	2 <sup>2</sup> / <sub>3</sub> '
Pedal: C-c'	
Subbaß	16'
Octavbaß	8'
Pedalkoppel	
Tuttitritt	

Ubstadt<sup>45)</sup>

alte Orgel, Zustand 1816

Manual: C, D-c''

Principal	8'
Mus. Principal	8' -H-
Gros gedeckt	8' -H-
Ital. Flöt	8' -H-
Octav	4'
Klein Gedeckt	4' -H-
Quint	3'
Octav	2'
Terz	1 <sup>3</sup> / <sub>5</sub> '
Sesquialter	2f.
Mixtur	3f.
Pedal: C, D-f	
Subbaß	16'
Octavbaß	8'

Philippsburg<sup>46)</sup>

H. Voit &amp; Söhne; ca. 1890

Hauptwerk: C-f''

Bourdon	16'
Principal	8'
Gedeckt	8'
Gamba	8'
Flöte	8'
Dolce	8'
Octave	4'
Hohlflöte	4'
Gemshorn	4'
Octav	2'
Cornet 3-5f.	8'
Mixtur	2 <sup>2</sup> / <sub>3</sub> '

Unterwerk: C-f''

Principal	8'
Gedeckt	8'
Salicional	8'
Aeoline	8'
Vox coelestis	8'
Fugara	4'
Flöte	4'
Piccolo	2'
Pedal: C-d'	
Violonbaß	16'
Subbaß	16'
Octavbaß	8'
Cellobaß	8'
Posaunbaß	16'
3 Normalkoppeln	
3 Kollektivritte	
Balgsignal	

Unteröwisheim<sup>47)</sup>  
W. Overmann; 1825/8

Hauptwerk: C-f''

Principal	8'
Praestant	4'
Quintatön	16'
Groß=Gedackt	8'
Klein=Gedackt	4'
Salicional	8'
Flaut -H. o.-	8'
Mixtur 4f.	2'
Quint	3'
Octav	2'
Cornet c' 5f.	
Trompet	8'

Oberpositiv: C-f''

Principal	4'
Bourdon	8'
Viol di Gambe	8'
Flageonet	2'
Rohr=Flaut	4'
Vox humana	8'
Pedal: C-f	
Sub=Baß	16'
Octav=Baß	8'
Posaunen=Baß	16'
Clairon=Baß	4'

Coppelzug  
Tremulant<sup>48)</sup>  
4 Bälge  
Gehäuse Fichte  
2400 fl.

Bad Langenbrücken<sup>50)</sup>  
Barth. Brunner - Würzburg;  
1738/9

Manual: C, D-c <sup>3</sup>	
Principal	4'
Mixtur 3 f.	1 1/2'
Octav	2'
Flöt Holz	4'
Quint	3'
Großgedackt	8'
2 Bälge	
190 fl.	

Oberhausen<sup>51)</sup>  
alte Orgel, Zustand 1813

Manual: C, D-c <sup>3</sup>	
Principal	4'
Octav	2'
Quint	3'
Mixtur 3 f.	
Großgedackt	8'
Kleingedackt	4'

Pedal: C, D-c<sup>0</sup>  
ausgehängt  
2 Bälge mit vielen Falten

Oberhausen<sup>52)</sup>  
Franz Seuffert - Kirrweiler;  
815/7

Manual: C-f <sup>3</sup>	
Principal	8'
Viola di Gamba	8'
Solicional	8'
Großgedackt	8'
Gedekte Flöt	4'
Octav	4'
Spitz-Flöte	4'
Quint	3'
Super Octav	2'
Mixtur 4 f.	1 1/2'
Cimbel 2f.	1'
Cornet c' 5f.	

Pedal: C-e<sup>0</sup>  
Subbaß 16'  
Violon Baß 8'  
Posaunenbaß 8'  
Claironbaß 4'  
3 Bälge  
Gehäuse Eiche

Bad Langenbrücken<sup>49)</sup>  
Liberius Müller - Heidelberg;  
1738

Manual:	
Principal	4'
Mixtur 3f.	1 1/2'
Sexta	1 9/7 (!)
Octav	2'
Rauschquint	3'
Violdigam	4'
Flöth gedäck Holz	4'
Groß gedack Holz	8'
Pedal:	
Subbaß	16'
265 fl.	

- 1) Bösen S. 32
- 2) Sulzmann „Stieffell“ S. 108
- 3) Meyer – Siat S. 307 und Fischer S. 166 ff.
- 4) Der Freundlichkeit von Herrn Oberstudienrat a. D. Dr. L. Böer – Bruchsal verdanke ich genealogische Hinweise und Mitteilungen über die gekennzeichneten Orgelbauten. Für die ausführliche Zusammenfassung vom 21. 7. 1975 darf ich an dieser Stelle besten danken.
- 5) Als erste bis jetzt nachweisbare Arbeit Anton Overmanns I sehen wir die Reparatur der Orgel Mannheim – Jesuitenkirche (1801/2) an.
- 6) Sulzmann „Schwetzigen“ (in Vorber.)
- 7) Meyer – Siat S. 304 f.
- 8) Barth S. 48. Die Orgel wurde 1763/6 durch Louis Dubois vollendet.
- 9) Meyer – Siat S. 88
- 10) Pfarrarchiv Graben XXXII,3. Schreiben des Hofkapellmeisters Aloys Schmittbaur vom 29. 11. 1801 an das Oberamt Karlsruhe.
- 11) Regierungsblatt 1842, Nr. 34; S. 296
- 12) Die Daten stellte Herr Dr. L. Böer freundlicherweise zur Verfügung.
- 13) Regierungsblatt 1806, Nr. 14; S. 42 (24. 6. 1806)
- 14) GLA 358/1912/223/1351. Schreiben des Abbé Louis Schmittbaur vom 2. 5. 1813 an das Innenministerium.
- 15) GLA 358/1912/223/1351
- 16) Am 4. 8. 1848 berichtet er nach Graben, daß er 7 Bruchsaler Orgeln und zwei Zuchthausorgeln daselbst zu unterhalten habe.
- 17) Pfarrarchiv Ulm/Lichtenau IXa. Schreiben Alffermanns vom 25. 7. 1809. Cf. Sulzmann „Martin“ S. 162.
- 18) Staatsarchiv Freiburg Nr. 1008 (Schwarzach). Bericht der Domänenverwaltung Bühl vom 25. 7. 1847 an die Hofdomänenkammer.
- 19) Pfarrarchiv Sinsheim a. d. E. XXXII,3.
- 20) Die Orgel der Ev. Kirche wurde 1813 von Anton Overmann I mit 27 Registern auf zwei Manualen und Pedal erbaut. Das Gehäuse ist in Sinsheim demontiert gelagert.
- 21) GLA 400/350. Schreiben Benedict Alffermanns an die Domänenverwaltung Wiesloch.
- 22) Flehingen erwarb 1880 die Bruchsaler Stiftskirchenorgel (Alffermann, 1820 f.). Das Werk kam jedoch ohne das Oberpositiv zur Aufstellung. Das Alffermannsche Hauptwerksgehäuse ist in Flehingen erhalten.
- 23) Gehäuse von Joh. Ign. Seuffert, 1755.
- 24) Um den Bau dieser Orgel bewarben sich neben Alffermann und Wilh. Overmann auch die Gebrüder Stieffell in Rastatt.

- 25) Die hier nicht aufgeführten Dispositionen Ulm/Lichtenau und Leutesheim finden sich in Sulzmann „Martin“ S. 162 und S. 180.
- 26) In Lichtenau wurden Bälge mit 3 Falten, in Ubstadt vierfältige Bälge geliefert.
- 27) Die Orgel in Ubstadt sollte der Bruchsaler Stiftsorgel klanglich entsprechen. Der Karlsruher Hofinstrumentenmacher und Orgelcommissär L. Stein regte jedoch Verbesserungen an, so daß Alffermann wegen Mehrarbeit letztlich 2600 fl. bezahlt wurden.
- 28) Nach Vollendung wurden wegen geänderter Disposition und der Lieferung von 4 Bälgen insgesamt 2450 fl. entrichtet.
- 29) GLA 356/885
- 30) Es handelte sich hierbei um die Hausorgel des verstorbenen Kapellmeisters Ritter in Mannheim, die 1847 um 200 fl. angekauft wurde. Disposition: Bourdon 8' – Principal 4' – Flaut 4' – Quint 3' – Octav 2' – Terz 1<sup>3</sup>/<sub>5</sub>' – Mixtur 3f. 1'. (GLA 377/3414) Diese Disposition (jedoch ohne Terz) wurde 1784 durch Andreas Krämer bei der Orgel Mannheim – Kurfürstl. Gymnasium um 260 fl. realisiert.
- 31) Stadtarchiv Schiltach, Abt. VI Nr. 11. Bericht Schultes vom 27. 7. 1861.
- 32) GLA 350/1908/104 I/703
- 33) Meyer – Siat S. 421 ff.
- 34) Es wäre ein Hohn, wollte man diese einzig erhaltene Bernhard-Merklin-Orgel klanglich oder technisch verändern. Ein solches Unterfangen würde eine Epoche der badischen Orgelbaugeschichte auslösen und u. U. einen „Barock“ dort verwirklichen, wo er wahrhaft nicht hingehört.
- 35) Pfarrarchiv Bobstadt XXXII,3
- 36) Kloebingers Gehäuse wurde 1912 durch W. Schwarz – Überlingen um je ein Außenfeld erweitert. Gleichzeitig wurde die Mehrzahl der Zierstücke neu gefertigt. Cf. Planzeichnung im Pfarrarchiv, auf der die Ergänzungen gerötet sind.
- 37) Die Orgel ist in Lahr – Friedenskirche erhalten.
- 38) Der Orgelbau wurde 1842 durch Anton Overmann II begonnen; das Werk ist in gutem Zustand erhalten.
- 39) Die Originaldispositionen Bad Mingolsheim (1808/9) und Philippsburg (1810) s. Sulzmann „Schwetzigen“.
- 40) Staatsarchiv Freiburg Nr. 881. Beschreibung der Orgel von Ludwig Martin am 21. 2. 1821 zur Aufstellung in St. Blasien.
- 41) Staatsarchiv Freiburg Nr. 881. Beschreibung der Orgel vom 7. 7. 1820 (vermutl. Abbé Schmittbaur) zur Aufstellung in St. Blasien.
- 42) GLA 422/250. Disposition nach dem Angebot B. Merklin vom 8. 3. 1848.
- 43) Originalzustand nach eigener Aufnahme 1973. Die Orgel findet sich in der Kapelle des Zuchthauses. Die beiden „Betsaalorgeln“ des ehemaligen „Zucht-

und Correctionshausen“ sind nicht mehr vorhanden; eine wurde 1878 nach Neckarbischofsheim – Totenkirche veräußert (4 Register).

<sup>44)</sup> Originalzustand am 28. 7. 1970.

<sup>45)</sup> GLA 229/106 742. Bei der Niederschrift, die 11 Register im Hauptwerk erwähnt, wurde Octav 2' vergessen.

<sup>46)</sup> Pfarrarchiv Philippsburg IXa. Disposition 1943 aufgezeichnet. 1975 findet man im HW statt Hohlflöte 4' – Nazard  $2\frac{2}{3}$ ', im UW statt Vox coelestis 8' – Sesquialter 2 f., statt Aeoline 8' – Mixtur (=Scharf) 3f. Fugara 4' ist in Octav 4' umintoniert; das ehemalige Balgsignal ist jetzt ein Tremulanzzug.

<sup>47)</sup> Pfarrarchiv Unteröwisheim XXXII,3. Disposition nach Angebot Wilhelm Overmann vom 4. 10. 1825. Umbau durch H. Voit & Söhne 1888/9.

<sup>48)</sup> Statt Tremulant wurde Piffera 8' für das Oberpositiv geliefert; die Gehäusefront ist aus Eiche; Principal 8' steht ab D im Prospekt.

<sup>49)</sup> GLA 229/57733. Vertrag vom 16. 7. 1738.

<sup>50)</sup> GLA 229/57733. Accord vom 4. 11. 1738. 1806 erwähnt Alffermann 7 Register und ein Pedal.

<sup>51)</sup> GLA 229/77870. Beschreibung der alten Orgel durch J. Ben. Alffermann vom 23. 2. 1813.

<sup>52)</sup> GLA 229/77870. Das Angebot Franz Seufferts vom 28. 10. 1815 fußt auf Alffermanns Disposition vom 24. 2. 1813. Nach Vollendung stellt Seuffert am 20. 7. 1817 eine Nachforderung in Höhe von 192 fl.;

es werden jedoch nur 88 fl. ausbezahlt. Franz Seuffert war der Sohn von Johann Ignaz Seuffert.

---

#### Literatur

*Barth, Médard*: Elsaß, das Land der Orgeln im 19. Jahrhundert. Société d'Histoire de l'Eglise d'Alsace; Haguenau, 1966

*Bösken, Franz*: Quellen und Forschungen zur Orgelbaugeschichte des Mittelrheins. Schott, Mainz, 1967  
*Fischer, Hermann*: Der mainfränkische Orgelbau bis zur Säkularisation. Acta organologica II. Merseburger, Berlin, 1968; S. 101–204

*ohne Verf.*: Großherzoglich-Badisches Regierungsblatt, 1803–1860. C. F. Macklotsche Hof- und Buchdruckerei, Karlsruhe

*Meyer-Siat, Pié*: Stiehr-Mockers, facteurs d'orgues. Société d'Histoire de l'Eglise d'Alsace; Haguenau, 1972/3

*Sulzmann, Bernd „Martin“*: Die Orgelbauerfamilie Martin in Waldkirch im Breisgau. Breitkopf & Härtel, Wiesbaden, 1975

*derselbe „Schwetzingen“*: Die Orgel der Schloßkapelle zu Schwetzingen. Acta organologica IX. Merseburger, Berlin, 1975 (in Vorbereitung)

*derselbe „Stieffell“*: Die Orgelbauerfamilie Stieffell und ihre Schöpfungen im 18. und 19. Jahrhundert. Acta organologica VII. Merseburger, Berlin, 1973; S. 107–153

# Die Bruchsaler Schreinerfamilie Weinspach

Ludwig Böer, Bruchsal

Von mehreren Seiten ist der Name Weinspach in der Literatur in den letzten Jahren genannt worden. An erster Stelle ist der Generalkonservator Heinrich Kreisel zu nennen, der in seiner Kunstgeschichte des deutschen Möbels<sup>1)</sup> dem Schreiner Johann Wolfgang Weinspach in Bruchsal zwei kostbare Intarsienchränke zuschrieb, die seit der Wiedereröffnung des Bruchsaler Schlosses nach langer Abwesenheit in das Schloß, für das sie gefertigt worden waren, wieder zurückkehrten<sup>2)</sup>.

Von einer anderen Seite wurde die Suche nach der Herkunft und Ausbreitung der Familie Weinspach in Angriff genommen. Ein Nachkomme dieser berühmt gewordenen Schreinerfamilie, der am 30. Januar 1972 verstorbene Regierungsbaumeister Kurt Adolar Weinspach in Saarbrücken, suchte seit etwa 1968 alles zusammen, was er über die Weinspachs finden konnte. Auf seine Bitte suchte der Verfasser dieses Aufsatzes im Jahre 1970 aus den Kirchenbüchern der vier alten Pfarreien Bruchsal – zwei weitere kamen erst nach dem Zweiten Weltkrieg dazu – die Daten der Bruchsaler Familie Weinspach festzustellen. Noch vor seinem Tode erhielt ich die Erlaubnis, unabhängig von den Forschungen des 76jährigen Baumeisters, meine Suchergebnisse zu veröffentlichen. Wie umfassend Baumeister K. A. Weinspach seine Forschungen angelegt hatte, zeigte mir sein Brief vom 3. Juli 1970. Ich zitiere diesen Brief hier, weil er zugleich in die Geschichte der Familie einen vorzüglichen Einblick gibt:

„. . . Seit etwa einem Jahr arbeite ich an der Aufstellung einer Geschichte der Familie Weinspach. Diese Familie zeigt bis zur Wende des 18. zum 19. Jahrhundert ein mehr oder weniger geschlossenes Bild, spaltet sich aber dann in drei Linien, die „Bruchsaler Linie“, Begründer Johann Michael Wolfgang W. (1782–?), die

„Dahner Linie“, Begründer Johann Karl Hubert W. (1768–1841) und die „Speyerer Linie“, Begründer Georg Adam W. (1802–1852). Der erste Teil der „Geschichte“, den Zeitraum von 1430–rd. 1800 umfassend, liegt bereits in einer ersten Ausarbeitung vor. Der zweite Teil wird der „Speyerer Linie“ gewidmet sein, weil sie die weitaus stärkste ist, und schließlich auch, weil ich ihr selbst angehöre. Mich auch um die beiden anderen Linien eingehender zu kümmern, muß ich mir zunächst versagen und es Angehörigen dieser Linie überlassen . . .“

Von diesen drei Linien wird hier zum ersten Male versucht, eine Übersicht über die Bruchsaler zu geben. Das scheint um so notwendiger, weil die Fülle der Namen zu Verwechslungen Anlaß gibt und geben könnte, wie auch der genannte Baumeister zu berichten weiß: „Die Literatur steckt“, so schreibt er in dem angeführten Brief, „was solche Angaben anlangt, voller Fehler. Hier ist alles heillos verwechselt worden . . .“

Auch die folgende Übersicht kann nicht Anspruch auf Vollkommenheit erheben, es bleiben Lücken, wie jeder Familienforscher weiß. Der älteste durch die Bruchsaler Kirchenbücher erfaßbare Name ist der des Andreas Weinspach, der am 12. Okt. 1761 in Bruchsal starb; ein Beruf wird leider nicht angegeben, dafür aber sein Alter mit 82 Jahren, er muß also 1680 geboren sein; er starb als Witwer. Ist er der Vater von Johann Wolfgang W.? Wir wissen es nicht.

## Weinspach, Johann Wolfgang

geb. 9. Sept. 1712 in Öhringen bei Stuttgart (Pfarregister S. 843)<sup>3)</sup>

gest. 16. Mai 1776 in Bruchsal mit 64 Jahren (Pfarreg. ULF S. 79)

1. Ehe: Amorbach 1. Aug. 1743 mit Maria Ca-

**tharina Ludwig** (geb. ca. 1725, gest. 13. Aug. 1767 in Bruchsal, 45 Jahre alt)

Kinder:

1. Eva Barbara, geb. 24. II. 1744 in Amorbach, gest. 28. II. 1759 in Bruchsal, 15 Jahre
  2. Johann Michael Amor, geb. 10. VII. 1746 Bruchsal, gest. 28. II. 1759 Bruchsal, 13 Jahre
  3. Johann Michael Wolfgang, geb. 31. VII. 1748 Bruchsal, gest. 2. X. 1814 Bruchsal; Gründer einer eigenen Familie, s. u.
  4. Anna Maria, geb. 1750 Bruchsal, gest. 1753 Bruchsal
  5. Maria Margarete Tobia, geb. 26. III. 1753 Bruchsal, gest. 22. XII. 1791 Bruchsal, ledig
  6. Elias Adam, geb. 6. III. 1755 Bruchsal
  7. Anna Maria, geb. und gest. 1757 Bruchsal
  8. Bernhard Johann Nepomuk, geb. 29. V. 1758 Bruchsal
  9. Anna Margarete, geb. 6. XII. 1760 Bruchsal
  10. Maria Ursula geb. 11. IV. 1764 Bruchsal
2. Ehe am? mit **Maria Barbara Kohlmüller** aus Sinsheim

Kinder:

1. Johann Hubert Karl, geb. 3. XI. 1768 Bruchsal, gest. 16. I. 1841 Erfweiler als kgl. Revierförster, verh. mit Anna Maria Lederle aus Bellheim
2. Maria Elisabeth, geb. 20. V. 1770 Bruchsal
3. Eva Barbara, geb. 27. VI. 1772 Bruchsal
4. Maria Anna Barbara, geb. 14. X. 1774 Bruchsal

Johann Wolfgang W. war vor 1746 Bürger und Schreinermeister in Amorbach. Auf sein dortiges Wirken kann hier nicht eingegangen werden. Am 2. März 1746 wurde er als Hofschreiner in Bruchsal angenommen, wo seit 1720 die Fürstbischöfe von Speyer residierten. Damian Hugo, Graf von Schönborn, Fürstbischof und Kardinal, hatte die Verlegung der Residenz mit einem Schloßbau in Bruchsal verknüpft. Als er 1743 starb, folgte ihm Franz Christoph, Baron

von Hutten, nach, dem die Fertigstellung des Schlosses, besonders seine innere Ausstattung zufiel<sup>4</sup>). Die Annahme Weinspachs erfolgte mit dem Auftrage, nach den Zeichnungen des bischöflichen Werkmeisters Georg Stahl Altäre, Kanzeln „und dergleichen“ herzustellen; nach der Fertigung wurden sie von Stahl approbiert. Weinspach erhielt jährlich 150 fl., 10 Malter Korn und 8 Ohm Wein, ferner freies Quartier und 8 Klafter Holz; er durfte nur für die Herrschaft arbeiten und mußte sich verpflichten, bis Ostern 1746 von Amorbach nach Bruchsal umzuziehen. Zu diesem Vertrag erteilte Bischof Hutten am 2. März 1746 sein Placet<sup>5</sup>).

Im Jahre 1752 tritt ein neuer Stern aus der Welt der spätbarocken Kunstschreinerei am Bruchsaler Hofe auf: Ferdinand Hund, ein bedeutender Kunstschreiner und Bildhauer, der sich seine Sporen unter Balthasar Neumann in der Würzburger Residenz verdient hatte<sup>6</sup>). Weinspach wird am 27. März 1752 als Hofschreiner abgedankt, blieb aber in Diensten des Fürstbischofs. Hund war bereits am 6. November 1751 als Hofkunstschreiner in Bruchsal angestellt worden und erhält 300 Gulden jährlich, freies Logis, die Kost an der Unteroffizierstafel im Schloß und 20 Gulden Reisegeld<sup>7</sup>). Ja, Weinspach mußte sogar seine Wohnung 1752 an Hund abtreten, er hatte ein Jahr zuvor seine Werkstatt unterhalb der Orangerie verlegen müssen<sup>8</sup>). Wir fügen noch an, daß Hund am 13. Juli 1755 in Bruchsal die Witwe des wenige Monate zuvor (1. Februar 1755, 56 Jahre alt) verstorbenen Malers Johann Heinrich Krefeld, den Schönborn anfangs zum Hofmaler angenommen, ihn aber später wegen „Faulheit“ wieder abgedankt hatte, geheiratet hat<sup>9</sup>). Das Glück sollte nicht lange dauern, Hund verstarb am 28. Februar 1758 in Bruchsal<sup>10</sup>). Er war nur 54 Jahre alt geworden. Er hatte seine Kräfte für die Ausstattung des Schlosses eingesetzt, worüber in der Literatur bereits berichtet ist<sup>11</sup>).

Und nun geschah das Eigenartige: im März 1758 bewarb sich Weinspach um die Nachfolge Hunds als Hofschreiner. Die Hofkammer, bzw. das ihr eingegliederte und seit 1754 beste-

hende Bauamt stellte Weinspach ein gutes Zeugnis aus, wobei es auch Mängel im Bauwesen aufdeckte: „Gleichwie man nun von seithen des Bauamts vielfältig hätte wahrnehmen müssen, das durch die in gar zu großen lohn gestandene Bildhauer und schreiner gesellen viele Zeit mit müßig gehen verliedert und vieles holtz zum nachtheil und schaden gdster Herrschaft verschnitten, ja gar zuweilen verbrennet, auch gegen gewissen vor andere privatos verarbeiteth, demnechst bey erleidung eines so übergrossen schadens gdste Herrschaft zum größten Mißvergnügen gar zu lange mit der arbeit gehindert und aufgehalten worden, beynebens dem verstorbene Meister Hund auch noch ein ziemlich starckes Salarium gezogen hätte, als haltet mann Jedoch ohnmaßgeblich dem herrschaftlichen aerario viel rätlich und Nützllicher zu sein, wann per futuro die bildhauer arbeit so wohl als auch die schreiner arbeit in accord übergeben werden thäte, und zwar letztere dem Supplicanten (Weinspach) vorzüglichen, weilen derselbe ehedessen von gdster Herrschaft als Hofschreiner anhero berufen worden, und also das seinige zu Amorbach mit schaden verkauft und dahier angewendet, desgleichen alle in accord Zeithero überkommene arbeit Meisterschaft verfertigt und alle Satisfaction gegeben hat, welches nunmehr hochfürstliche rentCamer per Extractum hujus protocolli bekannt zu machen wäre“. <sup>12)</sup>

Diese Niederschrift stammt ohne Zweifel von dem Werkmeister und späteren Baumeister Leonhard Stahl, der seinem Vater Georg 1755 im Amt nachgefolgt war. Sie spiegelt aber auch ein wenig die Eifersucht des Einheimischen wider, der sich in seiner Stellung gegenüber den gut bezahlten Künstlern, die von auswärts gekommen waren, benachteiligt fühlte. Für Weinspach war sie eine Rehabilitierung seiner früheren Zurücksetzung. Er wurde beauftragt, das Handwerkszeug und Geschirr der Schreinergesellen nach Beendigung ihrer Arbeit entgegenzunehmen, Stahl sollte ihm auch das noch vorrätige Handwerkszeug ausliefern <sup>13)</sup>. Die „im Hofgarten befindliche Schreinerei“ sollte zu einer Woh-

nung aptiert werden, wozu Stahl „ein rißlein wie auch den überschlag“ anfertigte, dem der Fürstbischof auch zustimmte. Damit dürfte Weinspach sein Ziel erreicht haben; von einer nochmaligen Annahme als Hofschreiner hören wir nichts. Es genügte offenbar, wenn er die Aufsicht über das gesamte Schreinerwesen am Hofe erhielt.

Sehen wir uns nunmehr die Arbeiten an, die W. gefertigt hat; wir wissen fast gar nichts über die Zeit von 1746–1754. Sind die beiden Intarsien-schränke, die seit dem Februar 1754 aus Schwetzingen wieder im Bruchsaler Schloß aufgestellt wurden, in dieser Zeit entstanden? Sie haben das Entzücken des Kenners der Rokoko-Möbel Deutschlands, Heinrich Kreisels, hervorgerufen, und er hat sie Weinspach zugeschrieben, den er auf Grund dieser Arbeiten zu den größten Ebenisten Deutschlands zählt. Näheres läßt sich hier nicht sagen. Seit 1754 aber sind wir einigermaßen über seine Tätigkeit unterrichtet, wenn auch hier noch manches hinzugefügt werden wird. Durch das Bauamtsprotokoll vom 24. Juli 1754 erfahren wir, daß er einen „tannenen Laden gebrochener gearbeitet“ hat für das viereckige Zimmer im Schloß mit vier Füllungen für 6 fl., ferner einen gleichen Laden für das Nebenzimmer für 4 fl. 30 x und eine eichene Kamintür mit Füllung für 1 fl. 30 x und eine eichene Tür mit „einer neben dopplung“ für 4 fl. Im August des gleichen Jahres werden Weinspach und dem Schreiner Franz Jakob Durmer aus Bruchsal (gest. 25. II. 1766 in Bruchsal) Arbeiten im herrschaftlichen Hohenegger (ehemaliges Adelspalais des 16. Jhs., 1945 zerstört) – Amtshaus vergeben; sie fertigen neue Türen, Fußtafeln nach Riß, jede Tafel für 45 x, insgesamt für 6 fl. 30 x. Im Jahr darauf erstellt er für das gleiche Amtshaus einen Schrank und eine Stellage zur Verwahrung der Protokolle und Akten für 13 fl.

Im Juni 1755 hat W. sechs Sessel für das Amtshaus im Schloß Marientraut in der Pfalz angefertigt, die vom Hoftapezierer bezogen werden. Auch für das pfälzische Schloß Kirrweiler ist er im November tätig geworden, denn er erhält ei-

nen Akkord für die Innenausstattung mit 84 fl. 34 x. Näheres erfahren wir nicht. Um die Innenausstattung handelt es sich auch bei einem Bruchsaler alten Adelshof, der in den Besitz der Fürstbischöfe gekommen war; es ist der Venningerhof, der 1754 neu errichtet wurde. Weinspach lieferte die Innenausstattung für 265 fl. 26 x, jedoch kennen wir Einzelheiten nicht; alles war nach Riß und Akkord angefertigt worden<sup>14</sup>). Auch dieser Hof existiert nicht mehr.

Für das Bruchsaler Schloß wurde W. von Zeit zu Zeit wieder herangezogen, so arbeitet er nach Akkord 10 Sessel aus Nußbaumholz „nach gefertigtem Modell“; die Schnitzarbeit daran leistet der Bruchsaler Bildhauer Johann Michael Saas (gestorben 16. III. 1789 in Bruchsal). Weinspach erhält für den Sessel 3 fl. 10 x, Saas für die „fein ausgeschnittene“ Arbeit 17 fl. für jedes Stück. 1773 ist Weinspach im „Grünen Kabinett“ des Schlosses beschäftigt. Fürst Limburg-Stürum, der neue Herr und Bischof seit 1770, zieht Leonhard Stahl zur Verantwortung, als sich herausstellte, daß Weinspach für die Arbeit im „Grünen Zimmer“ versehentlich zweimal die festgesetzten 150 fl. erhalten hat; der Bischof droht sogar mit der Aufhebung des Bauamtes<sup>15</sup>).

Nach 1756 aber hat Weinspach sein Hauptaugenmerk auf die Ausstattung von Kirchen richten müssen; sie waren meist im Dekanat Bruchsal gelegen, das damals größer war als heute. Der Kirchenbau war im 18. Jahrhundert notwendig geworden, weil die bescheidenen kleinen Kirchen des Mittelalters der wachsenden Zahl der Gläubigen nicht mehr genügten. 1756 hat er für die neue Barockkirche in Forst bei Bruchsal drei Gegenstände gefertigt: einen Beichtstuhl für 2 fl. 45 x, einen Stuhl für den Christenlehrunterricht in der Kirche für 6 fl. 30 x und ein Altarpult für 8 fl. 30 x. Keiner dieser Gegenstände ist noch vorhanden<sup>16</sup>). 1758 erhält er 28 fl. 30 x für einen Sakristeischrank in die kath. Pfarrkirche von Langenbrücken<sup>17</sup>). 1759 schenkt er der Marianischen Sodalität in Bruchsal, einer frommen Vereinigung Bruchsaler

Bürger, ein Schränklein (für ein Silber-Kruzifix), das von dem Hofschlosser Konrad Hering beschlagen und dem Hofstättler Franz Gerber gefüttert wurde<sup>18</sup>). Die Sodalität hielt ihre Anbetungen in der Stadtkirche Unserer Lieben Frau. 1761 ist die Kirche von Huttenheim im Bau; Leonhard Stahl hatte sie entworfen! Unter seiner Leitung fertigt Weinspach die Türen<sup>19</sup>), die noch vorhanden, wenn auch wohl erneuert sind.

1755 hatte W. für das Hospiz der Kapuziner auf dem Michelsberg bei Untergrombach gearbeitet; als die Arbeit mehrerer Handwerker von den Mitgliedern des Bauamtes abgenommen wurde, fanden sie, daß „kein einziger Handwerksmann nach denen in den accord vorbehaltenen Conditionen“ gearbeitet habe; auch Weinspach wurde vorgeladen, war aber „überfeldt“. Später jedoch zahlte man ihn aus<sup>20</sup>). 1764 hat Weinspach erneut auf dem Michelsberg zu tun und erhält für Arbeiten in der Kapuziner-Eremitage 12 fl., später werden ihm noch 2 fl. nachgezahlt. In der von den Kapuzinern betreuten Michaelskapelle, die Bischof Schönborn hatte neu erbauen lassen, muß Weinspach 1769 zwei Nebenaltäre abrechnen und wieder aufsetzen<sup>21</sup>).

Auch mit kleinen Arbeiten muß sich, wie jeder Handwerker, W. befassen, so z. B. mit der Fertigung von Chorfahnenstangen für die Kirche in Kronau, die ihm 40 x einbringen<sup>22</sup>). Eine Kanzel für Waghäusel stellte W. nach einem Entwurf von L. Stahl 1769 her, der bedeutende Bildhauer Joachim Günther fertigte die Evangelistenreliefs. Die Kanzel ging beim Kirchenbrand von 1922 zugrunde, nur eine Teilabbildung hat sich erhalten<sup>23</sup>). Verloren ist auch das Tabernakel, eine Kommunionbank und ein Altarpult für die Kirche in Rot. Das Tabernakel war nach Riß gezeichnet und brachte ihm 48 fl. 30 x ein<sup>24</sup>). 1774 hatte W. ein bedeutendes Stück erstellt, nämlich den Hochaltar der kath. Kirche von Malsch (bei Wiesloch), für den er 350 fl. erhielt; der schon genannte Bildhauer Saas hatte die Skulpturen gefertigt, die Marmorierung besorgte Cyriakus Steegherr aus

Speyer; der Maler und Vergolder Anton Thürner aus Bruchsal faßte den Altar, und der genannte Schlosser Hering hatte den Tabernakelbeschlag übernommen. Das Unglück wollte es, daß dieser prächtige Altar, ein Musterbeispiel für die Zusammenarbeit der Bruchsaler Künstlerschaft, im Jahre 1972 verbrannte; die gesamte Innenausstattung ging restlos verloren<sup>24</sup>). Die Kirche selbst war von Leonhard Stahl errichtet worden, der zweifellos auch den Entwurf für den Hochaltar gezeichnet hat. Fast zu gleicher Zeit arbeitete Weinspach an dem Hochaltar von Büchig (Bretten-Büchig), auch hier unter der Leitung von Stahl, dem dieses kleine aber recht aufgelockerte Kirchlein verdankt wird; die damals recht kümmerliche Gemeinde konnte sich keine größere gestatten. Für 275 fl. erstellte Weinspach den Hochaltar, der ebenfalls recht bescheiden ausfiel, auch wenn er etwa 7 m hoch und an der Basis 4,60 m breit ist. In der Mitte ein großes Kreuz, weil die Kirche der Kreuzerhöhung geweiht ist (steht seit 1975 in der neuen Kirche). Zwischen je zwei Holzsäulen auf den Seiten stehen die Skulpturen von Moses und der hl. Helena, alle drei Stücke von Saas, mit dem W. schon in Malsch zusammengearbeitet hatte. Im Aufsatz eine Kartusche mit geschnitzter Rose, darüber ein Wolkenkranz mit Strahlen, inmitten das gemalte Auge Gottes. Links und rechts daneben Voluten mit Putten, auf dem verkröpften Gebälk Puttenköpfe. Von Arbeiten in Rauenberg (Wiesloch) hören wir nur, daß Weinspach auch hier für die Kirche tätig war. Pfarrer Mollier hatte ihm sogar 14 fl. mehr gegeben als er sollte; die Erben des Pfarrers nahmen das 1784 zum Anlaß, diese Summe zurückzufordern<sup>26</sup>).

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß Weinspach bald nach seiner zweiten Heirat den Gedanken faßte, sich ein Haus zu bauen. Am 5. VI. 1769 entlieh er aus der Amtskellerei Bruchsal ein Kapital von 300 fl. zu diesem Zweck. Die Verpflichtung wurde in das Protokoll des städtischen Hypothekenbuchs (I.338) eingetragen. Der Verlust der Akten des Stadtarchivs und des

Amtsgerichts machen es leider unmöglich, den Standort des Hauses zu bestimmen.

Anzumerken ist noch, daß der Büchiger Hochaltar bald seinen Standort wechseln wird, weil die zu klein gewordene Kirche Stahls durch eine neue ersetzt wurde (1975 konsekriert) und nun auch noch Abbruchgefahr droht. Ob ein 1774 datierter Sakristeischrank, zwei Beichtstühle und die Kanzel von der Hand Weinspachs stammen, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Kanzel und Beichtstühle sind von der gleichen Hand.

Von den Nachkommen Johann Wolfgang Weinspachs haben Johann Michael Wolfgang (1748–1814) und Bernhard (1758–1816) das Handwerk des Vaters fortgesetzt. Von ersterem können wir einige wenige Arbeiten nachweisen: eine Heiligenkiste für die Kirche in Malsch 1795; ein Nußbaum – Altarpult für die Kirche in Huttenheim 1793 und eine Heiligenkiste (verdoppelt und inwendig mit zwei Schubfächern) für die Pfarrkirche in Neuthard, in der er auch den Tabernakel ausbesserte, wofür er 5 fl. 30 x erhielt. Die Heiligenkisten wurden mit je 10 fl. honoriert<sup>27</sup>).

Die Nachkommenschaft der Söhne des Meisters lebte noch bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts in Bruchsal. Es sind mehrere Schreinermeister darunter, die in das bürgerliche Leben übergegangen waren und von deren Arbeiten für Private nichts bekannt geworden ist. Die hier gebotenen Nachrichten erlauben selbstverständlich kein vollständiges Urteil über den Meister Johann Wolfgang Weinspach. Er ist der Begründer der Bruchsaler Linie, falls nicht der noch ältere Andreas W. sein Vater ist, was sich nicht klären ließ. Die Angabe von Baumeister K. A. Weinspach in Saarbrücken, Johann Michael Wolfgang sei der erste Weinspach in Bruchsal gewesen, ist damit hinfällig geworden.

---

#### Anmerkungen

1) *Heinrich Kreisel*, Die Kunst des deutschen Möbels, Bd. II, München 1970, S. 203–206

2) Die Intarsienschränke im Bruchsaler Schloß wurden seit 1922 dem J. Georg Neßfell zugeschrieben

(vgl. A. R. Maier, Zwei Prachtschränke im Bruchsaler Schloß; in: „Badische Heimat“, Zeitschrift 9, 1922, S. 85–95). Neßtfell ist bisher aus Bruchsaler Archivalien nicht nachgewiesen worden.

<sup>3)</sup> Mitteilung des Baumeisters Weinspach in Saarbrücken. Bald nach seinem Tode verstarb auch seine Ehefrau Elisabeth geb. Perlick. Das gesammelte Material zur Geschichte der Weinspach scheint noch nicht veröffentlicht worden zu sein.

<sup>4)</sup> Näheres bei O. B. Roegele, Bruchsal wie es war. Karlsruhe 1975

<sup>5)</sup> Hans Rott, Bruchsal. Quellen zur Kunstgeschichte des Schlosses und der bischöflichen Residenzstadt. Heidelberg 1904, Nr. 387. – Manfred Krebs. Die Dienerbücher des Bistums Speyer 1464–1768; in: Ztschr. f. d. Gesch. des Oberrheins 96 (1948) 55–195, Nr. 1906 (nach GLA 67/335 p. 176) – Jakob Wille, Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert. Heidelberg 1900, S. 85

<sup>6)</sup> Über Hunds Arbeiten in der Würzburger Residenz vgl. Heinrich Kreisel, Fränkische Rokokomöbel, Darmstadt 1956, S. 10, 12 u. Abb. 1; Ders., Die Kunst des deutschen Möbels a.a.O. II, 192–194, 203–205.

<sup>7)</sup> Rott, Quellen a.a.O. Nr. 439 (nach GLA 61/12 703 p. 78 und 67/335 p. 316) – Krebs, Dienerbücher a. a. O. Nr. 801

<sup>8)</sup> Fritz Hirsch, Das Bruchsaler Schloß. Heidelberg 1910, S. 33 u. Abb. 62

<sup>9)</sup> Hunds Heiratseintrag bei St. Peter S. 33

<sup>10)</sup> Totenregister der Hofkirche S. 58

<sup>11)</sup> R. Sedlmaier in: Thieme-Becker–H. Kreisel, Die Kunst des deutschen Möbels a. a. O. S. 203–206

<sup>12)</sup> GLA 61/12 580 vom 18. III. 1758

<sup>13)</sup> GLA 61/12 580 vom 22. IV. 1758

<sup>14)</sup> GLA 61/12 576 vom 18. und 22. III. 1754

<sup>15)</sup> GLA 61/12 587 vom 25. VI. 1773; dazu Rott, Quellen a. a. O. Nr. 491

<sup>16)</sup> Pfarrarchiv Forst

<sup>17)</sup> Pfarrarchiv Langenbrücken

<sup>18)</sup> Anton Wetteler, Die Marianische Sodalität in Bruchsal, 1912 (Ms im Stadtarchiv Bruchsal)

<sup>19)</sup> GLA 61/12 583 vom 27. V. 1761

<sup>20)</sup> GLA 61/12 577 vom 4. I. 1755

<sup>21)</sup> A. Wetteler, Die Michaelskapelle. Karlsruhe 1933, S. 43

<sup>22)</sup> Pfarrarchiv Kronau

<sup>23)</sup> Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden IX, 2, Tübingen 1913, S. 333 und A. Ehrenfried, Waghäusel. Ulm 1966, S. 42, 47

<sup>24)</sup> Pfarrarchive Rot und Malsch. – L. Böer, Die abgebrannte Malscher Kirche; in: Bruchsaler Rundschau vom 12. VII. 1972

<sup>25)</sup> Pfarrarchiv Büchig (Kreis Karlsruhe, früher Bretten). – L. Böer, 200jähriges Jubiläum der Kirche in Büchig; in: Brettener Nachrichten vom 4. V. 1973

<sup>26)</sup> Pfarrarchiv Rauenberg

<sup>27)</sup> Pfarrarchive Malsch, Huttenheim und Neuthard. Für die Möglichkeit, in die Pfarrarchive Einblick nehmen zu dürfen, statt ich hiermit den Pfarrherrn meinen aufrichtigen Dank ab.

# Genealogische Zusammenarbeit am Oberrhein

Der Freiburger genealogische Arbeitskreis hatte den Cercle généalogique d'Alsace zu einem Treffen eingeladen, das am 24. 5. 75 stattfand. Im Stadtarchiv, das sich in der Grünwälderstraße im Gebäude des ehemaligen Absteigequartiers der Äbte von St. Blasien befindet, begrüßte Dr. Lauenberger auch als Präsident des Landesvereins Badische Heimat die Straßburger und Freiburger Genealogen. Er schilderte die Geschichte dieses Hauses sowie des Stadtarchivs, zeigte einige Kostbarkeiten aus der Urkundensammlung und führte schließlich die Teilnehmer in das Aktenlager, dessen moderne, platzsparende und feuersichere Einrichtungen das besondere Interesse der Anwesenden erweckte. Der Stadt- und Archivverwaltung und Dr. Laubenberger wird auch hier der verbindlichste Dank für das Entgegenkommen und die Mitwirkung ausgesprochen.

Der anschließende Stadtrundgang führte zum Martinstor und von dort über den Bertholdsbrunnen, die Alte Burse und den Rathausplatz zum Münster. Dr. Bartsch, der Leiter des Arbeitskreises, erläuterte die bauliche Entwicklung und machte auf die kunsthistorischen Besonderheiten aufmerksam. Das anschließende gemeinsame Mittagessen im Bären, dem ältesten Gasthaus Freiburgs, gab Gelegenheit zu persönlichen Fühlungen.

Die *genealogische Sitzung* begann um 15 Uhr im Konferenzsaal des Bären. Nach einer kurzen Begrüßung der Teilnehmer, deren Zahl sich gegenüber dem Vormittag noch vermehrt hatte, gab Dr. Bartsch dem Präsidenten des Cercle généalogique, Herrn Lutz, das Wort zu einem Bericht über die Tätigkeit der 1967 gegründeten Organisation, dessen Bulletin dreimal im Jahr in einer Auflage von derzeit 450 Stück erscheint und dessen Schriftleiter der Staatsarchivar Christian Wolff, 5 rue Fischart ist. Ihm folgte Dr. Bartsch mit einem ebensolchen Überblick über

den seit 1965 bestehenden Freiburger Arbeitskreis, eine lose Vereinigung, welche jährlich an 4 bis 6 Abenden zusammenkommt.

Im ersten Referat berichtete Dr. Kühner über die engen Beziehungen der oberrheinischen Adels- und Patrizierfamilien rechts und links des Rheins in den früheren Jahrhunderten an Hand der Ahnen der Anna Maria von Endingen. Den Vortrag ergänzte Herr Rudi Keller durch Dias von den Grabsteinen einiger der genannten Personen auf dem alten Friedhof in Lahr.

Den zweiten Vortrag hielt Alfred Graf von Kageneck, Schloß Munzingen, über das „Oberrheinische Patriziat“. Auch aus seinen Ausführungen ging die weitgehende Verflechtung zwischen den Stadtgeschlechtern Straßburgs mit den Adels- und Handelsgeschlechtern des Oberrheins hervor.

In der anschließenden Diskussion erkundigten sich elsässische Teilnehmer nach Forschungsmöglichkeiten nicht nur im süd- und südwestdeutschen sondern auch im mittel- und ostdeutschen Raum. Auch die Menonitenforschung in Europa und den USA (Amish – Sekte in Pennsylvania) war Gegenstand einer Frage.

Dr. Beutenmüller lud zum Deutschen Genealogentag am 12.–15. 9. 75 in Ludwigshafen ein, der von der Deutschen Arbeitsgemeinschaft genealogischer Verbände jedes Jahr, zuletzt in München, veranstaltet wird, und übergab das Mitgliederverzeichnis dieser Arbeitsgemeinschaft. Andererseits luden die Straßburger zu dem am 12. Oktober dort stattfindenden Congrès national de la Fédération des sociétés françaises de généalogie ein. Dr. Bartsch

**Die oberrheinischen Ahnen der Anna Maria von Endingen (1614–1671) und der brandenburg.-preuß. Offiziere Streif(f) v. Löwenstein,**

von **Höhnstedt** (1640–1699), von **Forcade** (1668–1729) sowie der sächsisch-lausitzer Beamten-geschlechter von **Eberhardt und Bartsch**.

Eine Ahnenwurzel der obengenannten Geschlechter liegt im oberrheinischen Raum und zwar links und rechts des Rheins: Die Stammutter Anna Maria von Endingen ist in Ettenheim geboren, und ihr Vater sowie ihre väterlichen Vorfahren gleichen Namens waren nicht nur Lehensträger und Beamte der badischen Markgrafen sowie Erbschultheißen des gleichnamigen Breisgaustädtchens am Kaiserstuhl, sondern auch Patrizier, Stättmeister und führende Männer im gesellschaftlichen und politischen Leben Straßburgs.

Das gleiche gilt für die angeheirateten Frauen, welche durchweg im oberrheinischen Raum beheimatet sind. Es handelt sich um bekannte Adelsgeschlechter wie die Andlau, die Böcklin, die Böcklin von Böcklinsau, die Eptingen, die Helmstatt, Kageneck, Müllenheim, Pfirdt (Ferrette), Reinach, Schenck von Stauffenberg, Truchsesz von Rheinfelden, Wetzel von Marsilien, Wurmser und Zorn, aber auch um weniger bekannte Patriziergeschlechter aus Straßburg, Colmar, Mülhausen, Basel, Offenburg und Hagenau.

In diesem Sinn ist der Begriff des „oberrheinischen Raumes“ erweitert anzusehen, erweitert über den badisch-elsässischen Bereich nach Norden in die Kurpfalz, nach Süden in die deutschsprachige Schweiz und nach Osten in den schwäbischen Raum, und er deckt sich dann mit dem ehemaligen Herzogtum Schwaben, als dieser Raum zur Zeit der Hohenstaufen eine politische, kulturelle und wirtschaftliche Glanzzeit erlebt hatte.

Durch die genealogische Forschungsarbeit konnte eine fast lückenlose *Abnenliste* mit 127 Gliedern aufgestellt werden, welche 7 Generationen umfaßt und sich über drei Jahrhunderte – das 15., das 16. und teilweise auch über das 17. Jahrhundert erstreckt.

Zu den in der Ahnenliste vorkommenden 54

Geschlechtern sind stichwortartige, mehr oder weniger umfangreiche *Geschlechtsbeschreibungen* angefertigt worden. Hier werden die ersten urkundlichen Namen sowie solche Namen von politischer, kirchlicher und sonstiger Bedeutung aufgeführt. Die Ehefrauen mußten hier meistens unberücksichtigt bleiben, weil die Quellen hierfür fehlen oder nur sehr spärlich sind. In den meisten Fällen konnten aber für die männlichen Namensträger dieser Geschlechter lückenlose *Abnenreihen* aufgestellt werden. Durch diese Ahnenreihen konnte die Ahnenliste in genealogischer Hinsicht so erweitert werden, daß die Abstammung in verschiedenen Fällen bis in das 13. oder gar 12. Jahrhundert zurückreicht.

So konnte das Geschlecht von Endingen auf einen Walter (1335 Rat der Stadt Straßburg) und darüber hinaus auf die Namensträger Riegel (ein gleichnamiger Ort in der Nähe des Städtchens Endingen, beide am nördl. Ende des Kaiserstuhls gelegen) bis auf die Wende des 12./13. Jahrhunderts zurückgeführt werden.

Die in der Ahnenliste und den Ahnenreihen gemachten Angaben zeigen die enge genealogische Verflechtung der Geschlechter beiderseits des Oberrheins. Die genealogische Forschung über die Vorfahren der Anna Maria von Endingen ergibt einen „geschlossenen Ahnenkreis“ von starker Einheitlichkeit in geographischer, sozialer und konfessioneller (seit der Reformation protestantisch!) Hinsicht. Für die Nachkommenschaft der heute noch existierenden Geschlechter Forcade, Eberhardt und Bartsch bedeutet die gemeinsame Ahnfrau Anna Maria von Endingen eine Schlüsselfigur. Das Geschlecht ist zwar im Mannesstamm ausgestorben – von den drei Brüdern starb Philipp Jakob 1647 in Flandern im Duell, Rheinhard Friedrich als Rittmeister im Regiment seines Schwagers Streif 1652 in Livland und Wolf Rudolf wurde von aufrührerischen Bauern bei Emmendingen erschlagen. Von den vier Schwestern starb Esther Susanne 1650 unverheiratet in Straßburg, Veronika soll in einem Dorf bei Metz an Hunger gestorben sein, Clara Anna Symburgis war

Canonisse zu St. Stephan in Straßburg, Magdalena starb 1665 in Riga als Frau ihres Schwagers Ernst Heinrich Streiff, der als schwedischer Oberstleutnant und Landmarschall der livländ. Ritterschaft genannt wird. Das genetische Erbgut der Maria Anna von Endingen und ihrer oberrheinischen Ahnen hat sich aber in den in der Überschrift genannten und noch manchen andern Geschlechtern lebendig erhalten.

Dr. Kühner

### Über das Patriziat am Oberrhein<sup>1)</sup>

Die Schicht, die in wechselnder Zusammensetzung seit dem Mittelalter das Regiment in den Städten innehatte oder übernahm, wird mit einem Ausdruck aus der Zeit des Humanismus als Patriziat bezeichnet. Ein Vergleich zwischen Freiburg, Basel, Straßburg, Colmar und Hagenau wird besonders dadurch fruchtbar, daß die politischen Schicksale der Städte dieser Landschaft so verschieden waren; daß aber andererseits die innere Geschichte dieses Patriziats stets die gleichen Probleme aufwirft, nämlich die Fragen nach der Entstehung und wirtschaftlichen Grundlage der Führungsschicht, nach ihrem Verhältnis zum Adel und nach ihrer Erneuerung.

Die frühere Ansicht, daß es sich beim Patriziat im wesentlichen um Kaufleute und Fernhändler handelt, ist weitgehend aufgegeben, seitdem es sich herausgestellt hatte, daß die führenden Ratsgeschlechter weitgehend aus Ministerialenfamilien stammten, die allmählich die geistlichen bzw. fürstlichen Stadtherren zurückdrängten, um selbst zu regieren. Der wirtschaftliche Hintergrund war Grundbesitz in der Stadt und im nahen Umland, das Betreiben des

Geldgeschäfts vom Handel mit Edelmetallen bis zur Gewährung von Krediten und später die Beteiligung an den großen Handelsgesellschaften. Im 14. Jahrhundert rücken überall neue Familien nach, die ihre Macht dem Handel verdanken, sich aber vielfach dem alten Patriziat durch Ehen verbinden und dann den gleichen Lebensstil pflegen.

In Freiburg, wo die Ratsgeschlechter die früheren Stadtherren, die Grafen von Freiburg, erfolgreich zurückdrängten, nimmt die Geschichte des Patriziats als weitgehend selbständig regierende Schicht ein Ende mit dem Übergang der Stadt an Österreich.

Für Basel und Straßburg wird bestimmend die Auseinandersetzung mit den bischöflichen Stadtherren und mit den nachdrängenden Zünften. In Basel verlagert sich das Einflußgebiet des Bischofs erst langsam auf das Land; mit ihm wandert die Schicht seiner Ministerialen ab, und das Regiment geht weitgehend in die Hände der Achtburger über bis schließlich zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Handwerker die Regierung allein übernehmen. Allerdings sind dabei nur die vier Herrenzünfte bei der Bildung dieses neuen Patriziats beteiligt, eine Schicht gebildeter, mit der Universität eng verbundener Großbürger, die als Glaubensflüchtlinge und Handwerker aus Süddeutschland, Frankreich und Italien eingewandert waren. In Straßburg, wo der Bischof schon 1262 aus dem Stadtre Regiment vertrieben worden war, waren die Übergänge fließender. Das adelige Patriziat ergänzte sich bis ins 16. Jahrhundert weitgehend durch Aufücken von Familien bürgerlicher und zünftischer Abstammung und erst später ausschließlich durch Aufnahme auswärtiger Edelleute. Das politische Zusammenwirken beider Schichten blieb auch unter der französischen Herrschaft bis 1789 erhalten. In Hagenau und Colmar war das Stadtgebiet viel zu klein, um eine Ergänzung des Patriziats aus einheimischen Familien zu ermöglichen. In Colmar insbesondere kam es seit 1640 zu einer fruchtbaren Begegnung zwischen bürgerlichem Patriziat und französischen Magistratsfamilien.

<sup>1)</sup> Siehe auch:

Alfred Graf Kageneck, Das Patriziat im Elsaß unter Berücksichtigung der Schweizer Verhältnisse. In: Deutsches Patriziat 1430–1740 Schriftenreihe zur Problematik der deutschen Führungsschichten, herausgegeben im Auftrag der Ranke-Gesellschaft von Prof. Dr., Dr. H. Rößler. C. A. Starke Verlag, 6250 Limburg/Lahn. PF 310.

Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den regierenden Schichten dieser Städte haben sich nur andeuten lassen. Gerade zwischen Straßburg und Freiburg gibt es ein dichtes Geflecht familiärer Beziehungen, das vor allem für die Frühzeit noch der Bearbeitung durch die Lokalforschung bedarf.

Leider war es infolge der begrenzten Zeit nicht möglich, die aufgeworfenen standespolitischen und sozialgeschichtlichen Probleme durch genealogische Angaben im Einzelfall zu illustrieren und zu belegen. Der genealogischen Forschung sind hier noch reizvolle Untersuchungen und Feststellungen vorbehalten.

Alfred Graf von Kageneck

---

### Anschriften der Autoren dieses Heftes

*Dr. Peter Assion,*

78 Freiburg, Schwaighofstraße 13

*Dr. Ludwig Böer,*

752 Bruchsal, Stadtgrabenstraße 35

*Josef M. Fieser,*

7522 Philippsburg, Skalstraße 49

*Architekt Artur Hasler,*

7520 Bruchsal, Auweg 9

*Rudolf Herzer,*

78 Freiburg, Ackerstraße 16

*Dipl.-Ing. Arch. E. Kiehle,*

7519 Eppingen, Kleinheinsstraße

*Ludwig Merz,*

69 Heidelberg, Quinckestraße 18

*Prof. Dr. Dr. Otto B. Roegele,*

8 München 19, Nymphenburgerstraße 169

*Prälat Wilh. Schonath,*

8602 Pommersfelden, Schloßbibliothek

*Bernd Sulzmann,*

7637 Ettenheim, Carl-Hermann-Jaeger-Straße 4

*Dr. Engelbert Strobel,*

75 Karlsruhe-Durlach, Karlsruher Allee 19

*Gernot Umminger,*

78 Freiburg, Albertstraße 5

*Oberschulrat Ludwig Vögely,*

75 Karlsruhe 41, Tiefentalstraße 35

*Schulamtsdirektor H. L. Zollner,*

7505 Ettlingen, Gerh.-Hauptmann-Straße

# Buchbesprechungen

**Bruchsal wie es war.**

**Stadtgeschichte und Bilddokumentation von Otto B. Roegel.** 110 Seiten Text, 96 Bildseiten, 8 Farbtafeln, Efalın-Einband, DM 32,-, 1975, G. Braun, Karlsruhe

Mit dem Buch „Bruchsal wie es war“ ist dem Verfasser ein Werk geglückt, das zwar in erster Linie für die Bruchsaler gedacht war, das aber durch seine großzügige Gestaltung in Wort und Bild das Interesse weiter Kreise von Kunst- und Heimatfreunden finden wird. Im Textteil des Buches wird ein geschichtlicher Überblick von den ersten Anfängen bis zum bitteren Ende der Katastrophe gegeben, der schließlich am 1. März 1945 das Bruchsal, wie es war, zum Opfer fiel. Den Hauptteil des Buches nehmen die Bilder ein, zu denen im dritten Teil ausführliche Hinweise gegeben sind. Seinem Rang als Kunstdenkmal entsprechend, steht das Bruchsaler Schloß im Mittelpunkt der Darstellung. Die Jahre zwischen 1720 und 1806, die Zeit, in der das Schloß entstand und ausgestattet wurde, war Bruchsals „großes Jahrhundert“ und wurde deshalb auch im Text- und Bildteil besonders ausführlich dargestellt. In seinem Vorwort sagt der Verfasser, „das Buch will versuchen, in Bild und Wort die Geschichte der Stadt zu vergegenwärtigen und das in ihr und durch sie Gewordene zu schildern“. Dieser Versuch ist vollauf geglückt, und man darf den Autor und den Verlag zu dem Werk beglückwünschen. E. B.

**Carlheinz Gräter: Der Bauernkrieg in Franken.**

Stürtz Verlag Würzburg 1975. 160 S., 19 Abb. im Text. DM 16,80.

Zur 450. Wiederkehr jenes Jahres, in dem sich der Bauernkrieg ereignete, ist eine ganze Reihe neuer Veröffentlichungen zum Thema „Bauernkrieg“ erschienen, und es ist erfreulich, daß dabei nicht nur an akademische Insider gedacht wurde. Das Bändchen, das Carlheinz Gräter – wie immer mit gewandter Feder – über die Ereignisse schrieb, die sich 1525 zwischen Odenwald, Jagsttal und Steigerwald abspielten (mit weiteren zeitlichen und räumlichen Ausblicken), macht für diese Gegend (und allgemein) den Bauernkrieg als sozialrevolutionäre Bewegung verständlich, die in der Geschichte politischen Mündigwerdens der Deutschen ihren festen Ort hat und demokratisches Selbstverständnis auch heute noch direkt berührt. Dieser Zugriff sichert den historischen Fakten ihre Brisanz. Gräters Darstellung liest sich spannend bis zur letzten Seite, weil das revolutionäre Aufbegehren

gegen das Feudalsystem einerseits von sozialen, ökonomischen, psychologischen Motivationen her einseitig gemacht wird und weil dabei andererseits Bedürfnisse zur Sprache kommen, die der Leser als seine eigenen zu erkennen vermag. Was die traditionelle Geschichtsschreibung, zumal die lokale und regionale, nicht selten verzerrt überliefert hat, wird dabei berichtigt: im Rückgriff auf profundes Sachwissen, über das Gräter als promovierter Historiker verfügt. Zeitgenössische Stiche und Holzschnitte – ganzseitig den Text auflockernd – veranschaulichen das Gesagte, und am Schluß gibt eine referierende Bibliographie Hinweise auf weiterführende Literatur. Im Ganzen also ein Buch, dem die populäre (und geschmackvolle), für viele Benutzer gedachte Aufmachung nichts von seiner inhaltlichen Bedeutsamkeit wegnimmt: beides zusammen ist zu begrüßen, und man wünscht sich, daß es in ähnlicher Form weitere Handbücher zu geschichtlichen und volkskundlichen Themen gäbe, die ein breites Publikum erreichten und dort mit Irrtümern aufräumten, die die Wissenschaft hinter sich gelassen hat, die in Heimatbüchern, Heimatzeitungen usw. aber noch immer ihr Dasein fristen.

Peter Assion

**Theiss, Konrad (Hg.): Stadt- und Landkreis Heilbronn.** Gr 8°, 564 S., 231 Fotos, 3 farbige Fotos, 2 Faksimiliewiedergaben, 9 Zeichnungen, 2 farb. Zeichnungen, 4 Pläne, 8 Karten, 2 farb. Karten, 16 Tabellen, Reg., Farbfoto auf Umschlagtitel, Ln. Buchreihe „Heimat und Arbeit“. Stuttgart und Aalen: Konrad-Theiss-Verlag 1974. DM 36.-

Die „junge Großstadt – alte Reichsstadt Heilbronn“ bildet den Mittelpunkt des württembergischen Unterlandes. Wir nehmen das Buch zur Hand, weil infolge der Verwaltungsreform seit 1. 1. 1975 Teile des badischen Unterlandes zum Landkreis Heilbronn gehören, und das gut ausgestattete Buch somit Bad Rappenau, den Mittelbereich Eppingen und das vom Landkreis Mosbach kommende Neudenau beinhaltet. Dementsprechend werden den badischen Leser hauptsächlich die S. 33, 151 bis 153, 158, 192, 271, 277, 279, 284/85, 291 und 345, sowie die Abb. vor S. 145, nach S. 161 und nach S. 380 interessieren, die den vom Regierungsbezirk Nordbaden zur Region Franken gekommenen Gebietsteilen gewidmet sind. Immerhin ist die badische Grenzzone mit 17 Fotos vertreten. Recht aufschlußreich ist die farbige Karte nach S. 88, die die reiche historische Zergliederung des

neuen Landkreises am Ende des 18. Jahrhunderts darstellt.

Unter der redaktionellen Leitung von Hans Schleuning berichten Kenner der Landschaft aus Stadt und Land, aus der Geschichte, über Landschaft und Natur, von der kulturellen Arbeit, über Planung und Wiederaufbau und aus der Wirtschaft des Stadtkreises und des vergrößerten Landkreises Heilbronn, der vom Kraichgau bis zu den Löwensteiner Bergen und vom Stromberggrücken bis zum Rande des Baulandes reicht. Zahlreiche statistische Angaben ergänzen die Textbeiträge. Man darf allerdings nicht vergessen, daß der Landkreis auch strukturschwache Räume (Zabergäu und Kraichgau) besitzt, und sein Wirtschaftsleben bei weitem nicht die Wirtschaftskraft der Stadt Heilbronn erreicht.

Mit Unterstützung der Stadt und des Landkreises Heilbronn entstand so ein interessantes Nachschlagewerk und ein mit vielen Fotos ausgestattetes, lezenswertes Sachbuch. Edmund Kiehnl

**Lehr, Rudolf (Hg.): Vom Rhein zum Taubergrund;** 8°, 265 S., 135 Fotos, 8 Farbfotos, 7 zweifarbige Karten, farbiges Umschlagfoto. 2. Band. Leimen: druckpress 1973. Broschiert DM 13,50, Leinen, DM 15,50.

Der 1971 erschienene Band 1 hatte einer Bildseite jeweils eine Textseite zur Örtlichkeit gegenübergestellt. Der vorliegende Band 2 behandelt das gleiche Gebiet, jedoch umfassender und ausführlicher. Deshalb wäre vielleicht die Bezeichnung zweite ergänzte und verbesserte Auflage zutreffender gewesen. Im Rahmen der Landschaften Rheinebene – Bergstraße – Kraichgau – Neckartal – Odenwald – Madonnenländchen – Frankenland, wie im Untertitel angegeben, werden die sechs nördlichen Landkreise Baden-Württembergs in ihrer neuen Gestalt nach der Verwaltungsreform dargestellt und im Text 233 Orte genannt. Im Sinne einer umfassenden Information erscheinen auch Darstellungen aus den angrenzenden Landkreisen Bergstraße, Hessischer Odenwaldkreis und Miltenberg, was sehr zu begrüßen ist. Nur hätte man sich gewünscht, daß dann auch von den nördlichen Teilen des Enzkreises und des Landkreises Ludwigsburg etwas erscheint, womit der württembergische Kraichgau und das Zabergäu das informative Buch abgerundet hätten.

Bei der Redaktion des Buches wirkte der bewährte Heidelberger Nordbadkenner Adolf Gängel mit, und von ihm lesen wir über den Kraichgau u. a. m. „Der Kraichgauer Wein, ehemals braver Landwein, ist prädikatswürdig geworden . . . Unverändert ist die Stimmung bukolischer Fülle, Freiheit und luftiger Weite. Das Auge folgt dem Gleichmaß des Linienspiels von Tal und Hügel, dem harmonischen Wech-

sel von Feldflur, Wiesen und Wäldern, sommers in einem fast mediterranen Licht.“ In gleicher Weise sind einführende Abschnitte über die verschiedenen Landschaften den Beiträgen über die wichtigsten Städte und Ortschaften vorangestellt. Zahlreiche Mitarbeiter zeichnen mit unterschiedlichen Schwerpunkten die örtliche Geschichte oder Entwicklungstendenz nach, und in zum Teil ausgezeichneten Fotos ziehen Ortsansichten, Straßenbilder, Baudenkmäler, örtliche Ereignisse, Banken, Schulen, Sportstätten und einige gewerbliche Motive an unserem Auge vorüber.

Zweifarbige Gebietskärtchen erleichtern die Übersicht. Da durch die Verwaltungsreform der Kraichgau jedoch auf den Landkreis Karlsruhe, den Landkreis Heilbronn und den Rhein-Neckar-Kreis aufgeteilt wurde, muß man Darstellungen über den Kraichgau und der wichtigsten Kraichgauorte an verschiedenen Stellen suchen (S. 10–13, 87–96, 100–116, 127–129, 137–145, 162 und 205–219).

Alles in allem ein handliches Buch, das nicht nur zum Kennenlernen von Geschichte, Land und Leuten hilft, sondern auch die Gestalt der neu entstandenen Landkreise schildert. Edmund Kiehnl.

**Bernt, Adolf: Deutsche Bürgerhäuser.** 4°, 224 S., 249 Fotos, 9 Zeichnungen, 1 Übersichtskarte, Abb., Register, farb. Umschlagbild, Leinen mit Goldprägung. Tübingen: Verlag Ernst Wassmuth 1968  
DM 54,–

Von 86 ganzseitigen Fotos dieses Bildbandes stammen allein vier aus unserem Raume und sind – wie könnte es bei dem ursprünglich Fachwerklandschaft gewesenen Kraichgau anders sein – bekannten Fachwerkbauten gewidmet. Dr.-Ing. habil. Bernt (1903–1969), Stadtbaurat und Lehrbeauftragter an der Universität in Marburg, hatte das Bürgerhausarchiv des DAIV aus den Kriegswirren gerettet, und mit viel Idealismus und persönlichen Opfern das Bürgerhauswerk begründet und 1959 den ersten Band herausgebracht. In der Reihe „Das deutsche Bürgerhaus“ sind inzwischen 17 Bände erschienen, wobei benachbarte Gebiete behandelt sind in Band 3 „Das Bürgerhaus zwischen Rhein, Main und Neckar“ und in Band 12 „Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb“. Weitere 15 Bände sind in Vorbereitung oder Bearbeitung, darunter der den Kraichgau behandelnde Band „Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Odenwald“. Der plötzliche, allzufrühe Tod erlaubte Dr. Bernt nicht mehr, eigene Forschungen aus Konstanz, der Heimat seiner Gattin, zu verwerten. Seither wird das Darstellungswerk von Prof. Dr.-Ing. Günther Binding, Köln, betreut.

Der vorliegende, reich bebilderte und preiswerte Übersichtsband behandelt das ganze geschlossene deutsche Sprachgebiet, weshalb sein ursprünglicher Titel „Deutschlands Bürgerhäuser“ in „Deutsche Bürgerhäuser“ geändert wurde. Ein knapper instruktiver Text begleitet die zahlreichen Fotos, die einen guten Überblick über das deutsche Bürgerhaus von Innsbruck bis zur schleswig-holsteinischen Grenze, von Trier und Metz bis nach Königsberg geben. Zunächst werden die gegensätzlichen Anfänge des deutschen Bürgerhauses aufgespürt, das in Norddeutschland aus dem nordwesteuropäischen Hallenhaus hervorging, und im Süden mit kubischen Körpern, als Vielzeller, begann. Dann wird die Entwicklung in der Nord- und Ostseelandschaft dargestellt, zwischen Alpen und Main, vom Rheingau bis Schlesien, und schließlich die Gemeinsamkeiten der Entwicklung im 18. und 19. Jh. geschildert. Bei den Abbildungen aus 105 Städten wetteifern bekannte Kunst- und Baudenkmäler aus Großstädten mit weniger bekannten, aber dennoch bemerkenswerten Bürgerhäusern aus kleinsten Städten. Prachtige Fassaden und Innenhöfe aus Nürnberg und Danzig, Straßenschnitte aus Augsburg, Dresden, Überlingen oder Meersburg z. B. vermitteln die Vielfalt der Erscheinungswelt des deutschen Bürgerhauses.

Der Heimatfreund wird mit besonderem Interesse feststellen, daß der Kraichgau auf den S. 151–156 gebührend vertreten ist. Der Marktplatz in Bretten (Abb. 168 und 169) fehlt ebenso wenig wie das Baumansche Haus (Abb. 166 und 167) und die ehemalige Ratsschänke (Abb. 165) aus Eppingen und der jüngst wieder aufgebaute „Ochsen“ in Kürnbach (Abb. 171).

Alles in allem der Vertreter einer Buchreihe, der in die Hand jedes Architekten und Städtebauers gehört, der aber auch dem Heimatforscher, dem Bürger und den vielen an der Stadtplanung und -sanierung beteiligten Verwaltungs- und Sonderfachleuten nur empfohlen werden kann, denn „die Bürgerhäuser gehören zur Stadtbaukunst“.

Edmund Kiehle

**Hermann Kopf, Greiffenegg – Aufstieg und Ausklang einer Familie.** Freiburg i. Br. (Karl Schillinger), 1974. 148 S. DM 17,50

Die hier vom Freiburger Rechtsanwalt und ehemaligen Bundestagsabgeordneten Dr. Hermann Kopf vorgelegte Monographie zeichnet sich, wie schon manche frühere geschichtliche Arbeit, durch Gründlichkeit und damit verbundenem Faktenreichtum aus. Kommt hinzu, daß selbst die abenteuerliche, wenn nicht mitunter zwielichtige Gestalt eines Hermann-

Gottlob von Greiffenegg-Wolffurt (die sogar bereits einen dankbaren Romanstoff abgegeben hat), solche Mühen unbedingt verlohnt.

Verf. ist zunächst dem Ursprung des Geschlechts mit viel Akribie und quellenkundlichem Geschick nachgegangen: Der Patriarch der Familie, Adam Tröndlin (1622–1688) aus Altdorf in der Schweiz, schuf sich in Waldshut als Salzkontrahent der breisgauischen Stände eine geachtete Stellung. „Tröndlin und seine Nachkommen wurden als ‚rittermäßige‘ Edelleute . . . mit dem Prädikat ‚von Greiffenegg‘ bestellt.“ In diesem Zusammenhang erfahren wir kulturgeschichtlich Wertvolles und Allgemeingültiges. Das Kapitel „Vom Salz zum Schloß“ zeigt den ferneren Aufstieg der Familie am Hochrhein. Reichhaltiges Bildmaterial ergänzt die weiteren Ausführungen. Kenntnisreich und auch für den Gesamtüberblick wertvoll: „Die vorderösterreichischen Wesen“, die Greiffeneggschen Verdienste um die Freiburger Universität als „Praeses des Spruchkollegiums“, aber auch um das Freiburger Theaterwesen. „48 Jahre hat Hermann v. Greiffenegg dem österreichischen Kaiserhaus gedient.“ Seine Hauptaufgaben fielen in die Jahre nach der Französischen Revolution: Unablässig ist er den wechselvollen Geschicken Freiburgs und Vorderösterreichs verbunden, sei es während der Koalitionskriege, nach dem Frieden von Campo Formio oder im Dienst des Herzogs von Modena. Wiederholt hat der Verf. auf die Spiegelungen des „Regierungspräsidenten“ Greiffenegg in den Erinnerungen des letzten Abtes von St. Peter, Ignaz Speckle, hingewiesen. Das Kapitel vom Ende der habsburgischen Herrschaft über den Breisgau schildert „Die Unlust am Untergang“, bewegte, wenn nicht dramatische Jahre, die Freiburg und Vorderösterreich und damit deren „Hauptheld“ Greiffenegg an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert hinter sich zu bringen hatten. „Am Weihnachtstag 1807 erlag Greiffenegg der Brustwassersucht.“

Verf. versucht sodann den Urteilen der Zeitgenossen und der Späteren (so u. a. auch Rottecks) gerecht zu werden. – Schließlich ist noch besonders ausführlich von seinem Sohn Hermann-Gottlob von Greiffenegg-Wolffurt die Rede. Die Würdigung des 1775 in Freiburg Geborenen verlohnt sowohl in zeitgeschichtlicher Hinsicht als auch im Hinblick auf die zahlreichen Stationen seiner Laufbahn, die ihn als Offizier und Diplomaten bis nach Ferrara und Dalmatien brachte. Als 58jähriger kehrte er über Graz in seine Heimat zurück, um nach 35 österreichischen Dienstjahren hier seinen noch immer abenteuerlichen Lebensabend zu verbringen. Materielle und familiäre Schwierigkeiten komplizierten das Bild dieses mitunter genialen Dilettanten und Sonderlings, der mit 73 Jahren im Januar 1847 verstarb. Auch diese letzte und diffizile Epoche der Familie Greiffenegg wird in exak-

ten Details und mit souveränen Zeit- und Zusammenhangserkenntnissen dargestellt.

Der noch junge und erfreulich aktive Freiburger Verlag hat keine Mühen gescheut, dieser Monographie den ihr gebührenden herstellungstechnischen „Rahmen“ zu geben.

Dr. Helmut Bender, Freiburg i. Br.

**Arbeitskreis für Deutsche Hausforschung e. V.**  
Münster i. Westfalen, Warendorfer Straße 25. Bericht über die Tagung 1971 in Eschwege

Im Rahmen seiner Jahrestagungen behandelt der Arbeitskreis für deutsche Hausforschung Geschichte und Entwicklung des deutschen Hausbaues. Der Arbeitskreis hat es sich zum Ziele gesetzt, das Wissen um Hausformen und deren Technik zu erhalten und zu

vertiefen. Der Kreis legt in einem Bericht die in Eschwege 1971 gehaltenen Referate vor, die u. a. einen für unser engeres Heimatgebiet interessanten Beitrag von E. Kiehle aus Eppingen enthalten. Neben einer Fülle statistischen Materials bietet E. Kiehle einen zwar gedrängten, aber ausgezeichneten Überblick über den Stand der Hausforschung und unterstützt dies mit gut ausgewähltem Bild- und instruktivem Planmaterial. Neben der Aufzählung der wichtigsten Vertreter der verschiedensten Hausformen in dem besprochenen Gebiet bringt der Autor eine ausführliche Übersicht über die einschlägige Literatur. Das Heft gibt dem interessierten Heimatforscher auch über unser engeres Gebiet hinaus eine Fülle von Anregungen. Die Ergebnisse dieses Berichtes werden mit dem Berichtsheft des Jahres 1970 vervollständigt und erweitert. Diesem Heft kann man nur eine größere Verbreitung wünschen.

Artur Haßler

**Wir sind umgezogen!**  
Sie finden uns in unseren  
neuen Büroräumen  
Karlstraße 64 — gegenüber Ring-Café  
Telefon 2 43 38  
Unsere neuen Geschäftszeiten:  
Montag bis Freitag von 8.30 bis 12.30 Uhr  
und 14.30 bis 18.00 Uhr  
Wir hoffen, daß Sie uns weiterhin Ihr Vertrauen schenken und  
werden bemüht sein, alle Ihre Wünsche zu erfüllen.

**Omnibus Kornmann**

Miet- und Ausflugswagen für Betriebe,  
Vereine, Schulen. Studien- und  
Exkursionsfahrten, moderne gepflegte  
Omnibusse und freundliche Fahrer.



# Palmbräu

— ein  
wahrer  
Genuß!

mit dem  
Reifesiegel



## orphica **critica**

Musikkritische Buchreihe  
Herausgegeben von Karl Breh  
Chefredakteur der Zeitschrift »HiFi-  
Stereophonie«

Jeder Band der Reihe befaßt sich  
kritisch und beschreibend mit jeweils  
einem klar umrissenen Thema aus dem  
weiten Feld musikalischen Geschehens  
auf Schallplatten.

W. Rosenberg  
DIE KRISE DER GESANGSKUNST

G. Frotscher  
ORGELN

H. Brün  
ÜBER MUSIK UND ZUM  
COMPUTER

Preis je Band DM 28,—  
jeweils mit 25 cm-Schallplatte

Verlag G. Braun Karlsruhe

Neu im Herzen des Kraichgaus

## Hotel- Restaurant Geier

Ruhige Lage, Bahnhofsnähe  
Nähe Stadtzentrum, gepflegte  
Atmosphäre, gemütliche  
Gasträume, Konferenzraum;  
Fremdenzimmer mit allem  
Komfort (35 Betten).

Günstige Lage für Geschäftsreisende.  
Idealer Urlaubsstandort für Ausflüge  
zum Kloster Maulbronn, Kaiserpfalz  
Wimpfen, Bruchsaler Schloß,  
Heilbronn, Heidelberg und  
Ludwigsburg.

## Eppingen

Tel. 07262/424, Kleinbrückentorstr. 4

